Missionsreisen und Forschungen

in

Süd-Afrika

von

Dr. David Livingstone.



Missionsreisen und Forschungen

in

Süd-Afrika

während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents.

Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland

von

Dr. David Livingstone,

Mitglied der med. Facultät zu Glasgow 2c. 2c.

Aus dem Englischen

von

Dr. Hermann Lotze.

Nebst 23 Ansichten in Tondruck, und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten, 2 Karten und einem Portrait.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1858.

Vorwort.

In der Specialsitzung der Königlichen Geographischen Gesellschaft, welche wenige Tage nach meiner Ankunft in London im vorigen December zu meiner Bewillkommnung gehalten wurde, forderte mich der Präsident derselben, Roderick Murchison, auf, eine Beschreibung meiner Reisen herauszugeben, und bei einer ähnlichen Sitzung der Directoren der Londoner Missionsgesellschaft sprach ich meine Absicht aus, lieber ein Buch zu schreiben, als immer wieder öffentlich aufzutreten, wozu ich von allen Seiten aufgefordert wurde. Die Vorbereitungen dazu haben mich mehr Zeit gekostet, als ich, ein Laie in Schriftstellerei, erwartet hatte.

Das Buch würde lesbarer geworden sein, und ich Zeit gespart haben, hätte ich die Ausarbeitung desselben geschickten Händen übertragen können; aber da mein Tagebuch nur für meinen eigenen Gebrauch angefertigt war, so hätte es Niemand benutzen oder die Verhältnisse verstehen können, unter denen ich in Afrika fern von europäischen Bekannten lebte. Wer nie ein Buch drucken ließ, weiß nicht,

welche Mühe es macht. Im Verlaufe der Arbeit ist meine Achtung vor Schriftstellern und Schriftstellerinnen tausendfach gestiegen.

Ich kann nicht umhin, mit Bewunderung und Dankbarkeit meines Freundes Thomas Maclear, des Königlichen Astronomen am Kap, zu gedenken. Nie werde ich seine Belehrungen und seine Hülfe vergessen. Der Besuch des Observatoriums setzte mich in den Stand, von den fast unendlichen Kenntnissen einen Begriff zu bekommen, welche nöthig sind, um ein wirklicher und großer Astronom zu sein, und ich bin fest überzeugt, es wird lange dauern, ehe die Welt mit Gelehrten dieses Faches überfüllt sein wird. Möchten sie immer nach ihrem Verdienst belohnt werden, und lange möge Maclear, Herschel, Airy und andere leben, um die Wunder und die Herrlichkeit der Schöpfung bekannt und den Seefahrern den Weg um die Welt sicher zu machen, und die dunkelen Plätze der Erde den Christen zu eröffnen!

Ich danke von Herzen meinem Freund Roderick Murchison, ebenso dem **Dr.** Norton Shaw, dem Secretair der Königlichen Geographischen Gesellschaft, die meine Untersuchungen nach Kräften unterstützten.

Seine Majestät, Don Pedro V., gab Befehl, meine früheren Genossen bis zu meiner Rückkehr zu unterstützen, und machte mir das Herz leichter um ihretwillen. Ohne diese große Güte wäre ich gewiß genöthigt gewesen, England

im vergangenen Mai zu verlassen. Sie schaffte mir das Vergnügen, noch einmal die einzelnen Punkte meiner Reise durchzugehen und die Gefühle jener Zeit mir zu vergegenwärtigen. Ich freue mich außerordentlich, den Portugiesen für ihre so vielfach bewiesene Gastfreundschaft und Güte meine Dankbarkeit aussprechen zu können.

Ich habe mich nicht über die früheren Arbeiten und Erfahrungen der Missionare ausgesprochen, welche vor mir das Betschuanenland besuchten, weil dies mit geschickterer Feder mein Schwiegervater, Robert Moffat, in Kuruman, bereits gethan hat, seit mehr als vierzig Jahren ein kräftiger und ergebener Arbeiter auf jenem Felde. Nur Andeutungen über meine eigenen Versuche habe ich gegeben, während der Haupttheil sich mit der genauen Darstellung der Anstrengungen beschäftigt, welche ich machte, um im Betschuanenlande den Sympathien des Christenthums ein neues Feld zu eröffnen. Die Aussichten sind besser, als ich dachte; ich hoffe, daß durch die Production der Rohmaterialien für unsere Manufacturen afrikanische und englische Interessen immer fester sich verbinden, daß beide Länder ihren Nutzen daraus ziehen, und die Sache der Freiheit auch hierdurch bis auf einen gewissen Grad befördert werden wird.

Dr. Hooker in Kew war so gütig, einige neue Pflanzen, die ich mitbrachte, so gut als möglich zu benennen und zu classificiren; Dr. Andrew Smith, selbst ein afrikanischer Reisender, unterstützte mich in der Zoologie, und Capitain Need

überließ mir seine afrikanischen Skizzen zur freien Benutzung. Allen diesen statte ich hierdurch meinen wohl verdienten Dank ab, so wie auch meinem Bruder, der mir willig als Amanuensis zur Seite stand.

Obwohl ich kein Zeichner bin, habe ich doch auch einige rohe Skizzen mitgebracht, nach deren einer die Ansicht der Victoriafälle von einem erfahrenen Künstler gefertigt worden ist.

Im October 1857.

Inhalt.

Neunzehntes Kapitel. Seite

Zwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dreißigstes Kapitel.

Einunddreißigstes Kapitel.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Verzeichniß der Illustrationen.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

(NB. Beide Karten auf einem Blatte.)

Neunzehntes Kapitel.

Die Führer werden im Voraus bezahlt. — Rindenkähne. — Die Führer verlassen uns. — Irrthümer rücksichtlich des Coanza. — Gefühle befreiter Sclaven. — Gärten und Dörfer. — Eingeborene Händler. — Ein Grab. — Das Quango-Thal. — Bambus. — Weiße Larven als Nahrung. — Unverschämtheit der Baschinje. — Eine verfängliche Frage. — Der Häuptling Sansawe. — Seine Feindseligkeit. — Wir passiren sein Land ungefährdet. — Der Fluß Quango. — Wie der Häuptling sein Haar trägt. — Widerstand. — Cypriano kommt zur rechten Zeit zu Hülfe. — Seine edle Gastfreundschaft. — Geschicklichkeit der Halbkasten im Lesen und Schreiben. — Bücher und Bilder. — Ankunft in Cassange. — Ein gutes Abendessen. — Güte des Capitain Neves. — Neugier und Fragen der Portugiesen. — Jährliche Feier der Auferstehung. — Kein Vorurtheil gegen Farbe. — Das Land um Cassange. — Wir verkaufen Sekeletu's Elfenbein. — Die Makololo erstaunen über den hohen Verkaufspreis. — Vorschlag heimzukehren, und Gründe dazu. — Der Hügel Kasala. — Das Dorf Tala Mungongo. — Höflichkeit der Basongo. — Treue Neger. — Ein Weizenfeld. — Schlafplätze. — Fieber. — Wir betreten den Distrikt von Ambaca. — Gute Früchte der Lehre der Jesuiten. — Der Tampan; sein Biß. — Allgemeine Gastfreundschaft der Portugiesen. — Eine Mambari-Erzählung. — Golungo Alto. — Mangel an guten Wegen. — Fruchtbarkeit. — Gigantische Wälder. — Einheimische Zimmerleute. — Unfruchtbarkeit des Landes nahe der Küste. — Moskitos. — Furcht der Makololo. — Aufnahme bei Gabriel in Loanda.

24. März. — Die Söhne Jonga Panza's erboten sich uns als Führer in das Land der Portugiesen zu begleiten, wenn ich ihnen die von Schinte bekommene Muschel zum Geschenk machte. Ich weigerte mich entschieden, und namentlich gegen eine Zahlung im Voraus; aber auf die Bitten meiner Leute gab ich nach und

stellte mich, als hätte ich zu diesen hoffnungsvollen jungen Leuten Zutrauen. Sie wollten die Muschel bei ihren Weibern zurücklassen zum Lohn dafür, daß sie in eine so lange Abwesenheit einwilligten. Nachdem ich ihnen die Muschel gegeben, reisten wir West zum Norden nach dem Flusse Tschikapa, welcher hier (10° 22′ südlicher Breite) vierzig bis funfzig Ellen breit ist und jetzt tief war; etwa eine halbe Meile oberhalb unserer Furth stürzte er brausend über Felsen herab. Wir setzten in einem Kahne über, der nur aus einer Rinde bestand, die an den Enden zusammengenäht, und an einzelnen Stellen mit Stöcken, die als Rippen dienten, versehen war. Das Wort Tschikapa bedeutet Rinde oder Haut. Da dies der einzige Fluß ist, in welchem wir diese Art Kähne trafen, und da wir hörten, daß dieser Fluß den größten Theil des Jahres so seicht ist, daß er leicht durchwatet werden kann, so hat er wahrscheinlich seinen Namen von jenen Kähnen. Jetzt bedauerten wir den Verlust unseres Pontons; denn die Leute, denen der Kahn gehörte, verlangten Bezahlung, als die ersten einstiegen, eine zweite Bezahlung als die Hälfte übergesetzt war, und eine dritte, als nur Pitsane und ich noch geholt wurden. Loyanke zog seinen Rock aus und bezahlte damit meine Fahrt. Die Makololo setzten ihre Gäste stets über, ohne Bezahlung zu verlangen, und bemerkten jetzt, sie würden in Zukunft die Mambari ebenso prellen, wie die Tschiboque es mit uns gemacht hätten; sie schimpften laut über diese Gemeinheit, und als ich frug, ob sie ebenfalls so gemein sein könnten, antworteten sie, sie würden es nur thun, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie suchen immer ihre Schlechtigkeit so gut als möglich zu entschuldigen.

Am nächsten Morgen gingen unsere Führer nur eine Meile; dann wollten sie wieder umkehren. Ich hatte dies erwartet, als ich auf Bitten der Makololo, die sehr wenig weltklug sind, sie im Voraus bezahlte. Ich machte sehr energische Gegenvorstellungen, aber sie entschlüpften einer nach dem andern in dem dichten Wald, den wir passirten, und es freute mich, als meine Gefährten zu dem Schlusse kamen, daß, da wir jetzt in einem Lande waren, das von Händlern besucht wurde, wir gar keine Führer brauchten, die wir namentlich deshalb nöthig gehabt hatten, um rücksichtlich unserer Person bei den Einwohnern der Dörfer allen Befürchtungen vorzubeugen. Das Land war wellenförmiger als zeither, und in

tiefen bewaldeten Thälern flossen schöne Bäche. Die Bäume sind hoch und gerade, die Wälder dunkel und feucht; der Boden ist mit gelbem und braunem Moos bedeckt, und hellfarbige Flechten bekleiden die Bäume. Das Erdreich ist hier sehr fruchtbar, es ist schwarzer Lehm mit dichtem Graswuchs. Auch passirten wir mehrere Dörfer. Wo Sclavenhändler hinzukommen pflegen, bringt man Nahrung herbei, verlangt aber dann gewöhnlich drei- und viermal mehr dafür, als es werth ist. Es war uns sehr lieb, daß wir mehrere Orte passiren konnten, ohne mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen.

Wir reisten westnordwestlich. Alle Flüßchen, die wir hier trafen, hatten nördliche Richtung, und fielen, wie man uns sagte, in den Kasai oder Loke; die meisten hatten schlammige Ufer. Da wir jetzt unter dem Breitengrade des Coanza waren, so wunderte ich mich, daß die Eingeborenen hier gar keine Kenntniß von diesem Flusse hatten. Doch wußte ich nicht, daß der Coanza bedeutend westlich von hier fließt und von seiner Quelle bis zum Meere nur einen verhältnißmäßig kurzen Lauf hat.

Der berühmte Dr. Lacerda scheint denselben Irrthum gehabt zu haben, denn er gab der Regierung von Angola den Rath, längs des Coanza eine Reihe von Forts zu errichten, und so die Verbindung mit der Ostküste herzustellen. Da eine solche Reihe von Forts südwärts statt ostwärts führen würde, so können wir daraus entnehmen, daß die geographischen Angaben jenes Gelehrten nicht besser waren, als diejenigen, denen zufolge ich den Coanza suchte, wo er gar nicht ist.

26. März. — Wir verbrachten den Sonntag an den Ufern des Quilo (Kweelo), der hier etwa zehn Ellen breit ist. Er fließt in einem tiefen Thale, dessen Seiten fast fünfhundert Ellen Abfall haben und felsig sind; die letzteren bestehen aus hartem Kalktuff, der auf Thon und Sandstein ruht und mit eisenhaltigem Conglomerat bekleidet ist. Die Scenerie wäre ganz reizend gewesen; aber das Fieber verminderte mir die Freude gar sehr; es machte mich sehr schwach, und am liebsten lag ich.

Da wir jetzt in der eigentlichen Heimath des Sclavenhandels waren, so fiel es mir auf, daß das Gefühl der Unsicherheit bei den Eingeborenen dafür spricht, daß diejenigen, welche als Sclaven verkauft wurden und die Freiheit wieder erlangten, wenn man sie fragt, mit dem neuen Stande zufriedener sind, als mit

dem ursprünglichen. Sie wohnten auf reichen fruchtbaren Ebenen, welche selten jene Liebe zur Heimath einflößen, als wie die Berge. Wären sie Bergbewohner gewesen, so würden sie sich zurückgesehnt haben. Wer die schwere Arbeit und Mühe der Armen in allen civilisirten Ländern kennt, wird die Verhältnisse der Einwohner hier immerhin glänzend nennen. Das Land ist voll kleiner Dörfer. Nahrungsmittel sind in Menge vorhanden, und ihre Bebauung erfordert sehr wenig Arbeit; der Boden ist so fett, daß Düngung unnöthig ist; wenn ein Garten zu arm würde, um Mais, Hirse u. s. w. in hinreichender Menge zu gewähren, so zieht der Besitzer eine Strecke weiter in den Wald, macht Feuer an den Wurzeln der großen Bäume, damit sie sterben, fällt die kleineren, und so ist ein neues Land für die Saat gewonnen. Die Gärten sehen gewöhnlich aus wie eine große Menge abgestorbener Bäume ohne Rinde, zwischen denen Mais wächst. Die alten Gärten tragen noch jahrelang Maniok, nachdem die Besitzer sie verlassen haben, weil sie nicht mehr genug Mais und Hirse erzeugten. Aber während vegetabilische Nahrung in Ueberfluß da ist, fehlt es doch an Salz und animalischer Kost, so daß man in den Wäldern von Londa zahllose Fallen gelegt findet, um Mäuse darin zu fangen. Die Pflanzenkost erzeugt großes Verlangen nach Fleisch, und ich bin fest überzeugt, wenn man den Sclaven hinreichend gemischte Nahrung giebt, so werden sie sich dabei wohler fühlen, als in ihrer Heimath. Auf ihre eigenen Behauptungen kann man indeß nicht viel geben, denn sie werden ihre Antworten immer so einrichten, daß sie dem Fragenden angenehm sind, und wenn man ihnen ein Stück Gold zeigt, so werden sie gewiß sagen, daß dies in Menge bei ihnen vorhanden sei.

Man kann die Charakterverschiedenheit der einzelnen Garten- und Grundstücksbesitzer recht gut beurtheilen, wenn man bei ihnen vorüberreist. Einige Dörfer sind wahre Muster von Reinlichkeit. Andere waren so mit Unkraut überwuchert, daß wenn wir „zu Ochs" mitten in einem Dorfe waren, wir nur die Dächer der Hütten sehen konnten. Wenn wir Mittags in ein Dorf kamen, so traten die Eigenthümer träge heran, mit der Pfeife in der Hand und rauchten gemächlich in träumerischer Gleichgültigkeit. In manchen Dörfern läßt man kein Unkraut wachsen; Baumwolle, Tabak und verschiedene gern gegessene Pflanzen stehen rund um die Hütten; in Käfigen hält man Vögel, und die Gärten gewähren

den angenehmen Anblick mehrerer Arten Getreide und Gemüse in verschiedenen Stadien ihres Wachsthums. Jedes Dorf wimmelt von Kindern, welche herauskommen, um den weißen Mann zu sehen, und mit allerhand Geschrei und Possen hin- und herrennen; einige klettern auf die Bäume, um besser zu sehen; in ganz Londa sind die Kinder vortreffliche Kletterer. In befreundeten Dörfern sind sie manchmal meilenweit neben uns hergelaufen. Wir machten gewöhnlich einen Zaun um unsere Hütten; Schaaren von Weibern erschienen am Eingange, ihre Kinder auf den Rücken und lange Pfeifen im Munde, um uns stundenlang anzugaffen. Die Männer, welche sie nicht stören wollten, krochen durch ein Loch im Zaune, und wenn sie wieder fortgingen, hörten wir sie oft sagen: „Ich will es meiner Mutter sagen, daß sie hergeht und sich die Ochsen des weißen Mannes ansieht.“

Indem wir nach Westnordwest weiter reisten, trafen wir viele Gesellschaften eingeborener Händler, von denen jede Tuch, Salz und Perlen führte, um dagegen Bienenwachs einzutauschen. Sie sind sämmtlich mit portugiesischen Flinten bewaffnet und haben Patronen mit eisernen Kugeln. Wenn wir uns begegnen, machen wir gewöhnlich auf einige Minuten Halt. Sie bieten uns etwas Salz, und wir geben ihnen ein Stück Ochsenfell oder eine andere Kleinigkeit; dann scheiden wir mit den besten Wünschen von einander. Die Häute der Ochsen, die wir schlachteten, waren uns eine vortreffliche Quelle, denn wir fanden, daß sie im ganzen Lande in so hohem Werthe standen, um Gürtel daraus zu machen, daß wir jede Haut in ungefähr zwei Zoll breite Streifen zerschnitten und sie für Mehl und Maniok hingaben. Je näher wir Angola kamen, um so geringer war ihr Werth, da die Einwohner dort selbst Vieh haben.

Das Dorf am Quilo, wo wir den Sonntag zubrachten, gehörte einem höflichen lebhaften alten Manne, Sakandala mit Namen, der unserer Reise kein Hinderniß in den Weg legte. Wir waren jetzt dem Land der Baschinje nahe (von den Portugiesen Chinge genannt), welche mit dem Bangala-Stamm vermischt sind, der mit den Babindele oder Portugiesen Krieg geführt hat. Regen und Fieber hinderten wie gewöhnlich unser Vorwärtskommen, bis uns ein gewisser Kamboela auf den Weg brachte, der von Cassange und Bihe nach Matiamvo führt. Dies war ein gut gebahnter Fußweg, und bald nachdem

wir ihn betreten, trafen wir eine Gesellschaft Händler aus Bihe, Halbkasten, welche es bestätigten, daß dieser Weg, wie wir schon gehört hatten, direkt nach Cassange führte, welchen Ort sie auf ihrer Reise von Bihe nach Cabango passirten. Sie beschenkten meine Leute mit Tabak und wunderten sich sehr, daß ich selbst nicht rauchte. Nachdem wir uns getrennt hatten, kamen wir an das Grab eines Händlers. Es war mit einem großen Kegel aus Stöcken bezeichnet, welche in der Form eines Daches aufgestellt und mit einer Palissade umgeben waren. An einer Oeffnung nach Westen stand ein häßliches Götzenbild. Perlenschnüre und Tuchlappen hingen daran. Wir erfuhren, daß er ein Halbkaste war, der auf dem Rückwege von Matiamvo gestorben war.

Da wir jetzt allein waren und wußten, daß wir auf dem Wege nach civilisirten Gegenden uns befanden, so kamen wir schnell vorwärts.

Am 30. März kamen wir an ein abschüssiges Land voll tiefer enger Thäler. Es ist so steil, daß man nur an einzelnen Punkten hinuntersteigen kann, und selbst da mußte ich absteigen, obwohl ich so schwach war, daß mich meine Leute führen mußten, um nicht kopfüber hinunterzustürzen. Diese Hülflosigkeit war mir im höchsten Grade lästig, denn es berührte mich stets unangenehm, wenn ich einen kranken oder gesunden Mann sah, der weibischer Schwäche nachgab. Unter uns lag das Thal des Quango. Es ist ungefähr hundert Meilen breit, mit dunklem Wald bekleidet, außer wo hellgrünes Gras die Wiesen am Quango bedeckt, der hier und da in seinem Laufe nach Norden in der Sonne glänzt. Die entgegengesetzte Seite des Thals erscheint wie eine Reihe hoher Berge; der Weg hinunter beträgt ungefähr eine Meile, perpendiculär gemessen tausend bis zwölfhundert Fuß. Als wir aus den dunklen Wäldern von Londa kamen, war es uns bei diesem prächtigen Anblick, als wenn uns ein Schleier von den Augen entfernt würde. Eine Wolke ging mitten quer über das Thal, und Donner rollte, während in der Höhe das herrlichste Sonnenlicht erglänzte, und als wir dahin kamen, wo die Wolke vorübergezogen, so fanden wir, daß ein heftiger Regenguß gefallen war, und der Grund des Thales, welcher von oben so angenehm erschien, war von einer Menge tief eingeschnittener Ströme durchzogen. Als wir von unten wieder aufwärts schauten, sah der zurückgelegte Weg wie der Abfall eines Tafellandes aus,

von einer Menge Schluchten und Spitzen wie eine Säge durchbrochen. Oben und an den Seiten ist diese Sierra mit Bäumen bedeckt, die steileren Partien aber sind kahl, und der Boden erscheint roth, wie fast durchweg in dem Lande, das wir jetzt betraten.

Das Thal giebt einen Durchschnitt dieses Theils des Landes; die oberste Schicht ist das schon erwähnte eisenhaltige Conglomerat, das in einer Umhüllung von Eisenrost (oder Eisenperoxydhydrat und Hämatit) ruht, worin von Wasser ausgewaschene Sandstein- und Quarzkiesel liegen. Da sich dieser Fels unter einem großen Theile des Bodens von Loanda findet, so muß seine Bildung der Denudation durch einen Meeresarm vorhergegangen sein, welcher ungeheure Massen hinwegschwemmte, ehe das Cassange-Thal seine jetzige Gestalt annehmen konnte. Die Schichten unter dem Conglomerat sind rother Thon von verschiedener Härte, am härtesten auf dem Boden. Man hat gewöhnlich geglaubt, daß das Vorkommen dieses Thones, wie man ihn auch in Schottland unter dem Namen Keele kennt, auf Gold hindeute; aber ich entdeckte nichts weiter, als einen sehr schlüpfrigen Thonboden, der so sehr verschieden war von dem, welchen wir eben verlassen hatten, daß Maschauana, der sich immer rühmte, wie geschickt er auf dem Wasser im Kahne balanciren könne, und auf dem Lande so sicher sei, daß er sich berechtigt fühlte, sich über jeden weniger geschickten lustig zu machen, zum Ergötzen aller, die er früher ausgelacht hatte, plötzlich in ziemlich unschöner Weise hinfiel.

Hier fanden wir Bambus von der Stärke eines Mannesarmes, und viele neue Bäume. Andere, die wir, seit wir Schinte verlassen, nicht mehr gesehen, erschienen jetzt wieder; aber nichts setzte uns mehr in Erstaunen, als die verhältnißmäßige Dürftigkeit der Bäume in diesem Thale. Die Bäume auf dem Hochlande waren groß und gerade; hier dagegen waren sie verkümmert und sehr vereinzelt. Ich vermuthe, daß, da diese Bäume verschiedenen Species angehören, die größere Höhe der Natur der oben wachsenden mehr zusagt, als die geringere Höhe den im Thale wachsenden.

Sonntag 2. April. — Wir rasteten an einem kleinen Flusse, und da unser Hunger jetzt sehr bedeutend war, indem wir, seit wir Jonga Panza verlassen, nur von Maniok gelebt hatten,

schlachteten wir einen der Ochsen, die uns noch geblieben waren. Die Leute hier schienen gleich großen Appetit nach Fleischkost zu haben, wie wir selbst, denn sie verwandten viel Mühe darauf, große weiße Larven aus dem feuchten Boden an den Flüssen auszugraben, und verzehrten sie als Leckerbissen. Die Baschinje weigerten sich uns Lebensmittel zu verkaufen für den armseligen Schmuck, den meine Leute ihnen bieten konnten. Wir bekamen weder Mehl noch Maniok, doch würde dies immer noch zu ertragen gewesen sein, hätte nicht der Baschinjehäuptling Sansawe uns um das gewöhnliche Geschenk geplagt. Die eingeborenen Händler sagten uns, daß sie oft bis auf einen gewissen Grad Gewalt brauchen müßten, ehe sie sein Land passiren könnten.

Sansawe, der Häuptling einer Abtheilung der Baschinje, welcher das gewöhnliche Verlangen nach einem Mann, einem Ochsen oder einem Elephantenzahn an uns gerichtet hatte, sprach sehr verächtlich über das wenige, was wir ihm bieten konnten. Wir sagten seinen Boten, das Elfenbein gehöre Sekeletu; alles hatten wir schon weggegeben, mit Ausnahme der Instrumente, die für sie von keinem Nutzen sein konnten. Einer von ihnen bat um Fleisch, und als meine Leute es abschlugen, sagte er: „Ihr könnt es uns immerhin geben; denn wir werden euch doch alles nehmen, wenn wir euch morgen todtschlagen.“ Je bescheidener wir sprachen, um so unverschämter wurden die Baschinje, bis wir endlich ganz bös und ärgerlich wurden, aber doch immer noch so höflich als möglich sprachen. Sie disputiren gern, und als ich ihnen das Recht absprach, Tribut von einem Weißen zu fordern, der nicht Sclavenhandel treibe, stellte ein alter weißköpfiger Neger die Frage auf: „Ihr wißt, daß Gott uns Häuptlinge gegeben hat, die wir ernähren müssen; wie kommt es, daß ihr, die ihr ein Buch habt, das euch darauf aufmerksam macht, nicht sogleich diesem Häuptling den Tribut zahlt, wie jedem andern?“ Ich antwortete mit der Frage: „Wie konnte ich wissen, daß dieser Häuptling mich anderthalb Tag würde verweilen lassen, ohne mir etwas zu essen zu geben?“ Obwohl dies Uneingeweihten wie reine Sophisterei erscheinen mag, war es doch für die Centralafrikaner eine ganz vernünftige Frage, denn einmal gab er zu, daß uns Lebensmittel hätten geschickt werden müssen, und dann sagte er, der Häuptling mache sie wahrscheinlich für mich zurecht und sie würden bald kommen.

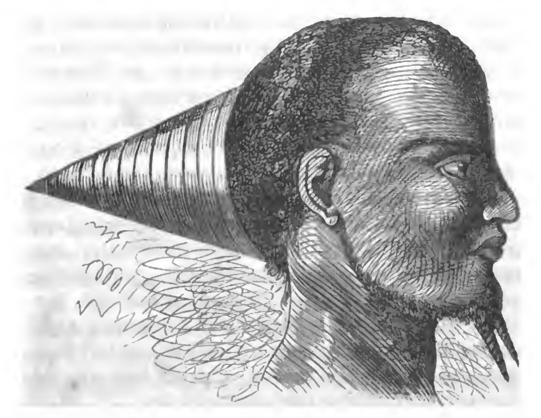
Nachdem wir uns den ganzen Tag lang nur mit den von Sansawe geschickten Boten müde geredet hatten, beehrte er uns selbst mit einem Besuche. Er ist ein ganz junger Mann von angenehmem Aeußern. Es mag hier am Quango noch wenig Verkehr zwischen den Portugiesen und den Eingeborenen stattgefunden haben; denn Sansawe bat mich, ihm mein Haar zu zeigen, weil er, obwohl er davon gehört und Weiße bereits sein Land passirt hätten, früher nie gerades Haar gesehen hätte. Es ist dies recht wohl möglich, da die meisten Sclavenhändler nicht Portugiesen, sondern Halbkasten sind. Der Unterschied zwischen ihrer Wolle und unserm Haar veranlaßte ihn laut aufzulachen, und er wunderte sich sehr, als ich zum Beweise dafür, daß wir alle desselben Ursprungs und Kinder Eines Vaters seien, die der Sonne ausgesetzten und die bedeckten Theile meiner Haut zeigte. Hierauf wies ich ihm meine Uhr und suchte durch Unterhaltung sein Zutrauen zu gewinnen; als ich aber einen Taschencompaß hervorsuchte, bat er mich ihn wegzuthun, denn er fürchte sich vor meinen wunderbaren Dingen. Ich sagte ihm, wenn er meine Absicht kennte, wie die Stämme im Innern und wie ich hoffte, daß auch er sie und mich noch kennen lernte, so würde er gewiß dableiben und die Bilder in der Zauberlaterne sehen wollen; da es aber eben jetzt dunkel wurde, so hatte er genug an meiner Hexerei, und machte einigen Hokuspokus, um die freundlichen Gesinnungen, die er bereits für uns zu fassen begann, wieder zu vertreiben. Er empfahl sich, und als er ein Stück gegangen war, ließ er einen Dolmetscher kommen und mir durch ihn sagen, wenn wir außer den Kupferringen und dem Fleische ihm nicht noch eine rothe Jacke und einen Mann gäben, so müßten wir auf dem Wege wieder umkehren, den wir gekommen seien. Ich ließ ihm antworten, wir würden am nächsten Tag unsern Weg fortsetzen, und wenn er Feindseligkeiten begänne, so würde vor Gott Sansawe die Schuld treffen. Meine Leute fügten noch von freien Stücken hinzu: „Wie viel Weiße habt ihr bereits auf diesem Wege getödtet?“ was bedeuten sollte: „Ihr habt noch nie einen Weißen getödtet, und würdet mit uns mehr zu thun bekommen, als ihr denkt.“ Ihre Worte drückten den Entschluß aus, den wir schon oft unter minder günstigen Umständen ausgesprochen hatten, lieber sterben, als einen von uns in die Sclaverei geben zu wollen.

Der Hunger hat mächtigen Einfluß auf das Gemüth. Hätten wir ein gutes Fleischmahl bekommen, so würden wir die Quälereien dieser Leute, die an der Grenze der Civilisation wohnten, mit Gleichgültigkeit ertragen haben; aber in Folge des in der letztern Zeit erduldeten Mangels, waren wir sehr mürrisch, und nicht selten hörte ich, wie meine Leute auf Drohungen in ihrer eigenen Sprache sagten: „Das brauchen wir, also frisch dran!" oder wenn sie mit zusammengebissenen Zähnen ausriefen: „Die Kerle sind nie gereist, sie wissen gar nicht, was Menschen sind." Diese Quälereien hatten auch auf mich selbst großen Einfluß, namentlich da wir mit den Baschinje nicht gleiche Nachsicht wie mit den Tschiboque haben konnten. Sie sahen, wir hatten nichts zu geben, und konnten gar keinen Nutzen davon haben, wenn sie uns zwangen, dahin zurückzukehren, woher wir gekommen waren. Zum Unrecht fügten sie noch Beleidigung; daher wurden wir sehr aufgebracht, und waren darauf gefaßt, am nächsten Morgen uns den Weg durch das Land der Baschinje mit Gewalt bahnen zu müssen.

3. April. — Sobald der Tag graute, waren wir schon in Thätigkeit und zogen unter feinem Regen nahe am Dorfe vorüber. Dieser Regen dämpfte wahrscheinlich die Hitze unserer Verfolger. Doch erwarteten wir, hinter jeder Baumgruppe oder von jedem Hügel her mit Schüssen empfangen zu werden, und erst nach zwei Stunden Weg begannen wir frei aufzuathmen, und meine Leute sagten voll Dankbarkeit: „Wir sind Kinder Jesu." Trotz des Regens setzten wir unsern Weg durch das Quangothal fort, welches überall von fast horizontalliegenden hervorragenden Thonfelsen durchbrochen war. Das Gras in den Vertiefungen war jetzt ganz grün und überragte meinen Kopf, wenn ich auf dem Ochsen ritt, ungefähr um zwei Fuß. Dieses durch den Regen naß gewordene Gras wirkte wie ein Sturzbad auf uns; dazu kamen noch tiefe Pfützen schmutzigen Wassers. Wir passirten in diesem nassen Thale viele Dörfer, in deren einem wir eine Schafheerde fanden, und nach sechs Stunden kamen wir an dem Fluß Quango (9° 53′ südlicher Breite, 18° 37′ östlicher Länge) an, den man als die Grenze des portugiesischen Territoriums im Westen ansehen kann. Da ich meine Wäsche nicht wechseln konnte, legte ich mich unter meine Decke, und dankte Gott für seine Güte, der uns einen so weiten Weg hatte zurücklegen lassen, ohne daß wir einen Mann eingebüßt hatten.

4. April. — Jetzt waren wir am Ufer des Quango, eines hundertundfunfzig Ellen breiten und sehr tiefen Stromes. Das Wasser war farblos, ein Umstand, den wir bei keinem Flusse in Londa und dem Makololo-Lande bemerkt hatten. Dieser prächtige Fluß geht durch ausgedehnte Wiesen mit gigantischem Gras und Rohr, in fast gerader nördlicher Richtung.

Der Quango soll, wie die Eingeborenen angeben, sehr giftige Wasserschlangen haben, die sich um die Aeser der getödteten Flußpferde sammeln. Wenn dies wahr ist, so mag es der Grund sein, daß alle Dörfer, in welche wir kamen, weit vom Ufer abliegen. Man rieth uns ab, nahe am Flusse zu schlafen; da wir aber gern nach dem westlichen Ufer hinüber wollten, so versuchten wir es, einige Baschinje zu veranlassen, uns Kähne zu diesem Zwecke zu leihen. Da kam der Häuptling herbei und erklärte, alle Schiffer wären seine Kinder und ohne seine Einwilligung könne nichts geschehen. Hierauf verlangte er, wie immer, einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte, sonst müßten wir dahin zurückkehren, woher wir gekommen. Da ich nicht glaubte, daß dieser Mann Macht über die Kähne am andern Flußufer hätte, und



Ein Baschinje-Häuptling und seine Haartracht.

befürchtete, er würde, wenn ich ihm meine Decke gäbe, das einzige, was ich noch besaß, uns doch im Stiche lassen, so suchte ich meine

Leute zu bewegen, etwa zwei Meilen am Ufer weiter zu gehen und Kähne zu suchen, ehe wir die Decke hergäben; aber sie glaubten, der Häuptling würde uns angreifen, wenn wir so übersetzten. Da erschien er selbst noch einmal und machte seine Anforderung geltend. Meine Leute gaben ihm die letzten kupfernen Ringe, die sie noch hatten; aber er bestand auf einem Mann. Er dachte wie andere, meine Leute wären Sclaven. Er war ein junger Mann, sein wolliges Haar war sorgsam geflochten. Am Hinterkopf war es konisch, an der Grundfläche ungefähr acht Zoll im Durchmesser und sorgfältig mit rothen und weißen Fäden umwunden. Da ich darauf bestand, die Decke nicht eher herzugeben, bis wir auf das westliche Ufer übergesetzt wären, so plagte uns der Häuptling immerfort mit seinem Verlangen, bis ich es satt hatte. Mein kleines Zelt war jetzt in Stücken, und hatte hinten ein größeres Loch als vorn die Thür, so daß ich mich vor den Augen meiner Verfolger nicht bergen konnte. Wir waren auf einer Schilfebene und konnten nicht wie sonst ein Pfahlwerk um unser Lager errichten, in welchem wir Zeit gehabt hätten über unsern Plan nachzudenken. Während ich meine Leute noch zu überreden suchte, trotz der Eingeborenen am Ufer weiter zu gehen, kam ein junger portugiesischer Soldat, Halbkaste, mit Namen Cypriano di Abreu, und gab mir denselben Rath. Er war über den Quango gekommen, um Bienenwachs zu holen. Als wir nun weiter zogen, eröffneten die Eingeborenen hinter uns ein Feuer und setzten es eine Zeit lang in der Richtung fort, in welcher wir gingen, doch traf uns keine Kugel. Wahrscheinlich erwarteten sie, wir würden aus Furcht vor ihrer Munition davon laufen, aber wir setzten ruhig unsern Weg fort und sie kamen nicht weiter nach als bis zu dem Platze, wo wir übernachtet hatten. Mit Cypriano's Hülfe trafen wir mit den Fährleuten ein besseres Uebereinkommen, und ich brauchte mich nicht von meiner Decke zu trennen. Sobald wir das andere Ufer erreicht hatten, waren wir im Territorium der Bangala, welche den Portugiesen unterworfen sind, und oft Cassange oder Cassantse genannt werden, und so waren denn alle Scherereien mit den Grenzvölkern glücklich überstanden.

Indem wir mit leichtem Herzen auf einem engen Fußwege durch das hohe Gras etwa drei Meilen westlich vom Quango hinschritten, kamen wir an mehrere hübsche Häuser, vor denen

reinlich aussehende Portugiesen, Halbkasten, standen und uns grüßten. Sie sind sämmtlich Soldaten, und gehören zu einer Division, welche unser Freund Cypriano commandirt. Die Bangala machten den portugiesischen Händlern sehr viel zu schaffen, und tödteten selbst einen derselben; da sandte die Regierung von Angola eine Expedition gegen sie, welche so glücklich war die Bangala zu zerstreuen, welche jetzt als Vasallen in ihre früheren Wohnsitze zurückkehren. Die Soldaten sind unter ihnen einquartiert und nähren sich von Handel und Ackerbau, da sie von der Regierung keinen Sold bekommen.

Wir kamen, als es dunkel geworden war, nach Cypriano's Wohnung und ich schlug vor demselben mein Zelt für die Nacht auf. Hier besuchten uns die Moskitos. An den Ufern der klaren Ströme in Londa hatten sie uns nie belästigt. Am Morgen des 5. April versorgte Cypriano meine Leute reichlich mit Kürbissen und Mais und lud mich zum Frühstück ein, das aus Erdnüssen, geröstetem Mais und gekochten Maniokwurzeln bestand; als Dessert aßen wir Guajava und Honig. Ich war ihm sehr dankbar für dieses prächtige Frühstück.

Zu Mittag war Cypriano ebenso gütig und mehrere seiner Freunde nahmen an der Mahlzeit Theil. Vor dem Essen goß eine Sclavin jedem Wasser auf die Hände, um sie zu waschen. Einer der Gäste tranchirte mit Messer und Gabel Geflügel. Zum Essen hatten wir weder Gabeln noch Löffel. Die Mahlzeit wurde mit allem Anstand verzehrt, und zuletzt wuschen wir uns die Hände wie am Anfang.

Alle Gäste konnten geläufig lesen und schreiben. Ich besah mir ihre Bücher und fand darunter ein kleines medicinisches Buch, eine Art Encyclopädie, und ein portugiesisches Wörterbuch, in welchem die Erklärung des Wortes Priester einem Protestanten auffällig war, sie lautete nämlich: ein Gewissensrath. Sie hatten auch Traktate, welche Heiligenbilder enthielten, und in Cypriano's Zimmer sahen wir kleine Wachsbilder von Heiligen. Weder Cypriano noch seine Genossen wußten etwas von der Bibel, aber sie trugen Reliquien von Neusilber um den Hals, als Talisman zu Wasser und zu Lande, ganz wie die Zaubermittel der Heiden. Es ist traurig, daß die Kirche, der sie angehören, wenn sie auf die Bedürfnisse ihrer Kinder nicht Acht geben kann, ihnen nicht die heilige Schrift in ihrer Muttersprache giebt; es wäre

gewiß besser, sie wären gute Protestanten, als mit der Sendung Gottes an die Menschen ganz unbekannt. Ich würde es viel lieber sehen die Afrikaner wären gute Römisch=Katholische als götzendienerische Heiden.

Die höfliche Aufnahme, welche uns hier zu Theil wurde, verdankten wir wohl zum größten Theil den schmeichelhaften Empfehlungsbriefen des Chevalier Du Prat in der Kapstadt; doch bin ich auch fest überzeugt, daß mein Freund Cypriano von Natur sehr gütig war, denn er plünderte den ganzen Garten, um uns zu bewirthen, so lange wir anwesend waren und erwarteten, daß sich die Wolken theilten, damit ich die Lage des Quango bestimmen könnte. Er schlachtete einen Ochsen für uns und gab seiner Mutter und ihren Mägden Maniokwurzeln, um uns für die fünf Tage bis Cassange mit Mehl zu versehen, und wollte von Bezahlung gar nichts wissen. Mein elendes Aussehen mochte sein Mitleid erregt haben. Das Mehl wird zubereitet, indem man die Wurzeln gut wäscht und in Brei verwandelt. Dann röstet man es leicht auf einer Metallplatte über dem Feuer und ißt es als Gemüse zum Fleisch. Es sieht gerade wie Sägespäne aus, und wird deßhalb Holzmehl genannt. Es ist unschmackhaft, und wird dazu gebraucht, die Brühe von den Tellern rein aufzuessen. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, ißt es selbst dann noch gern, wenn er nach Europa zurückgekehrt ist.

Der hier gebaute Maniok ist süß; der bittere, wie wir ihn in Londa fanden, findet sich hier nicht häufig. Der Mai ist Wintersanfang, und doch pflanzten viele Einwohner jetzt Mais; derjenige, den wir jetzt aßen, war im Februar gepflanzt. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, dunkelroth und so dicht mit schlechtem Gras überwachsen, daß, als einmal eine Anzahl Ambonda hier einfielen, um zu plündern, als das Gras dürr war, die Bangala ringsum das Gras anzündeten und so den Feind vernichteten. Dies erzählten uns die Portugiesen, und ich habe keinen Grund es nicht zu glauben, denn die Grashalme sind gewöhnlich so dick wie Federkiele, und man kann durch das Gras nirgendhin entkommen, wo kein Fußweg vorhanden ist. Wahrscheinlich trieb in dem erwähnten Falle der Wind die Flamme über den Weg und ließ auf diese Weise niemand entkommen. Einmal verbrannte mir fast mein Wagen, in einem Thale, wo das Gras nur etwa drei Fuß hoch war. Es weckte uns ein Getöse

wie von einem Strome, als der Wind die Flamme auf uns zutrieb. Da zündete ich das Feuer auf der Leeseite an und hatte nur noch Zeit, den Wagen dahin zu ziehen, als die Flamme den Platz erreicht, wo er eben noch gestanden hatte.

Wir wurden durch Regen und den Wunsch, die geographische Lage unsers jetzigen Haltepunktes zu bestimmen, bis Montag den 10. April aufgehalten, und fanden nur die Breite 9° 50′ südlich, und nach einer mühsamen dreitägigen Reise durch das hohe Gras erreichten wir Cassange, die am weitesten landeinwärts gelegene portugiesische Station in Westafrika. Wir kamen über mehrere Nebenflüsse des Quango, und da das Gras immer noch etwa zwei Fuß über unsere Köpfe hinausragte, hinderte es unsere Fernsicht über das umliegende Land; oft hing es über den Weg herüber, und durchnäßte uns von einer Seite am Morgen, wenn es thaute, oder den ganzen Tag, wenn es regnete. Ich sah rücksichtlich der Kleidung ziemlich vernachlässigt aus, als ich in Cassange einzog. Der erste Herr, den ich traf, frug mich nach meinem Passe und erklärte, er müsse mich vor die Behörde führen. Da ich ungefähr in derselben Lage war wie Leute, die ein kleines Vergehen sich zu Schulden kommen lassen, um Wohnung und Kost im Gefängniß zu erhalten, folgte ich ihm freudig in das Haus des Commandanten oder Chefe, Senhor de Silva Rego. Nachdem ich ihm meinen Paß gezeigt, lud er mich höflich zum Abendessen ein, und da wir vom Quango bis hieher nur von Cypriano's Mehl gelebt hatten, mag ich wohl den Eindruck eines gefräßigen Menschen auf die andern Tischgäste gemacht haben. Doch schienen sie meine Lage recht wohl zu verstehen, da sie sämmtlich auch große Reisen gemacht hatten; wären sie nicht dabei gewesen, so hätte ich für die Nacht noch etwas zu mir gesteckt, denn nach dem Fieber bekommt man den heftigsten Appetit, und Maniok ist ein ganz unzureichendes Nahrungsmittel. Capitain Antonio Rodrigues Neves war so gütig mich die Nacht über in seinem Hause zu beherbergen. Am nächsten Morgen steckte er mich in anständige Kleidung, und behandelte mich, so lange ich mich hier aufhielt, als wenn ich sein Bruder gewesen wäre. Ich bin ihm für seine uneigennützige Güte zum größten Dank verpflichtet; er sorgte nicht nur für meine Bedürfnisse, sondern unterhielt auch meine hungrigen Begleiter, ohne Bezahlung dafür zu beanspruchen.

Das Dorf Cassange besteht aus Häusern von dreißig bis vierzig Händlern, die ohne Regelmäßigkeit auf einer erhöhten Stelle im großen Quango- oder Cassange-Thale zerstreut liegen. Sie sind aus Flechtwerk und Lehm gebaut und mit Maniok- und Maispflanzungen u. a. umgeben. Hinter ihnen sind gewöhnlich Küchengärten, in welchen europäische Gewächse, Kartoffeln, Erbsen, Kohl, Zwiebeln u. a. wachsen. Guajava und Bananen scheinen der Größe und Menge nach zu urtheilen schon vor langen Jahren eingeführt worden zu sein, als das Land noch im Besitz der Eingeborenen war, aber mit Ananas, Orangen, Feigen und Acahanußbäumen hat man erst in der neuesten Zeit den Versuch gemacht. Es leben hier ungefähr vierzig portugiesische Händler, welche sämmtlich Offiziere sind, und manche von ihnen sind dadurch reich geworden, daß sie Pombeiros oder eingeborene Händler mit großen Waarenmassen in die entfernteren Theile des Landes schickten. Einige der Gouverneure von Loanda, der Hauptstadt des Königreichs Angola, haben an der Beobachtung eines Gesetzes festgehalten, welches aus Gründen der Menschlichkeit den Portugiesen verbietet die Grenzen zu überschreiten. Sie scheinen es als ausgemacht anzusehen, daß in Fällen, wo ein weißer Händler getödtet wurde, er selbst der angreifende Theil war, und sie wünschten es zu vermeiden, in die Nothwendigkeit zu kommen, diejenigen zu strafen, welche herausgefordert wurden, Portugiesenblut zu vergießen. Es ist dies ein Beweis von weit größerer Unparteilichkeit, als sich in unsern Kriegen gegen die Kaffern gezeigt hat, denn wir haben uns mit ihnen in kostspielige Kriege eingelassen, ohne überhaupt danach zu fragen, ob unsere Grenzcolonisten Schuld daran tragen. Die Händler in Cassange wollen sich längs des Quango ausbreiten, trotz des Wunsches der Regierung sie der gegenseitigen Hülfe wegen beim Ausbrechen eines Krieges mehr zusammen zu halten. Wenn ich nach der Festwoche urtheilen darf, die ich unter ihnen zubrachte, so sind sie im Allgemeinen sehr glücklich.

Da ich jederzeit es vorzog, in meinem eigentlichen Charakter zu erscheinen, war ich für die gastfreundlichen Portugiesen ein Gegenstand der Neugier. Sie betrachteten mich offenbar als einen Agenten der englischen Regierung, der im Interesse der Unterdrückung des Sclavenhandels reiste. Sie begriffen nicht, was ein Missionär mit Längen und Breiten zu thun habe, die

ich genau beobachtete. Als wir etwas bekannter wurden, richteten sie ganz possirliche Fragen an mich. „Sind die Missionäre gewöhnlich Doctoren?“ „Sind Sie Doctor der Medicin und zugleich Doctor der Mathematik? Sie müssen mehr als ein Missionär sein, daß Sie wissen, wie man die Länge berechnet. Sagen Sie uns doch, welches Amt Sie in der englischen Armee bekleiden?“ Namentlich wunderten sie sich darüber, daß ich ein Priester war und doch eine Frau und vier Kinder hatte. Ich beantwortete ihre Frage in dieser Hinsicht mit einer andern Frage: „Ist es nicht besser, Kinder und eine Frau, als Kinder und keine Frau zu haben?“ Doch waren sie alle gütig und gastfreundlich, und da ein Fest nahe bevorstand, luden sie mich ein, daran Antheil zu nehmen.

Das jährliche Fest der Auferstehung unseres Heilandes wurde am 16. April als ein Freudentag gefeiert, obwohl die Portugiesen in Cassange keine Priester haben. Die farbige Bevölkerung putzte eine Puppe an, welche den Judas Ischarioth vorstellen sollte, und führte ihn auf einem Ochsen um das Dorf; dabei fehlte es nicht an Spott und Verwünschungen. Die Sclaven und die freien Farbigen machten in ihrem größten Staate bei den vornehmsten Kaufleuten ihre Visite, wünschten ihnen ein gutes Fest und erwarteten dafür ein Geschenk. Gewöhnlich bestand dies in einem Stück Calico; doch bekamen sie auch manchmal nichts, indeß fühlten sie sich nicht beleidigt.

Zehn Uhr Vormittags gingen wir nach der Wohnung des Commandanten, und auf ein gegebenes Zeichen begannen zwei der messingenen Geschütze, welche der Regierung gehörten, zu feuern und setzten dies zum großen Erstaunen meiner Leute eine Zeit lang fort, welche von der Macht einer Kanone die ungeheuerlichsten Vorstellungen haben. Die portugiesische Flagge wurde aufgezogen und Trompeten ertönten als Ausdruck der Freude über die Auferstehung des Herrn. Capitain Neves lud alle vornehmen Bewohner des Ortes ein, und bot alles auf, ihnen ein Festmahl zu bereiten. Alle Arten ausländischer eingemachter Früchte und portugiesischer Weine, amerikanischer Zwieback, Butter aus Cork und Bier aus England wurde herumgereicht und nichts gescheut, um die Unterhaltung angenehm zu machen. Nachdem das Fest vorüber war, griff man nach dem gewöhnlichen Kartenspiel, und beschäftigte sich damit bis elf Uhr Nachts. Soweit ich

es beurtheilen konnte, war man höflich und gefällig gegen einander. Es ist übrigens ein Fieberdistrikt, und manche litten an bedeutendem Spleen. Sie hatten weder Doktor noch Apotheke, weder Schule noch Priester, und wenn sie krank werden, verlassen sie sich auf einander und auf die Vorsehung. Da man in solcher Lage viel an sich selbst denken muß, so wissen sie auch recht gut, was bei den gewöhnlichen Krankheiten des Landes zu thun ist, und was sie an Medicin und Erfahrung haben, theilen sie einander bereitwillig mit.

Portugiesische Frauen giebt es hier nicht. Die Männer kommen nach Afrika, um Geld zu machen, und kehren dann nach Lissabon zurück. Daher bringen sie selten ihre Weiber mit, und werden folglich nie rechte Colonisten. Gewöhnlich leben sie mit eingeborenen Weibern. Es freute mich, da ich mit den albernen Vorurtheilen gegen die Farbe bekannt war, zu sehen, mit welcher Freigebigkeit die Farbigen von den Portugiesen behandelt wurden. Was man im Süden so häufig findet, daß Halbkasten-Kinder verlassen werden, ist hier äußerst selten. Sie sitzen mit am Tisch und ihre Väter sorgen für sie, wie für europäische Kinder. Die farbigen Commis sitzen ohne Umstände mit ihren Herren an demselben Tische. Die Höflichkeit der Vornehmen gegen die Niedern mag in ihrer Stellung ihren Grund haben: eine Handvoll Weiße unter tausend Schwarzen; aber nirgends in Afrika vertragen sich die Weißen und die Eingeborenen so gut als hier. Wenn unsre Grenzcolonisten mit Bestimmtheit wüßten, daß die Regierung ihre Anmaßungen nicht länger ertragen wolle, so würden wir weniger von der Frechheit der Kaffern hören. Frechheit erzeugt Frechheit.

Von Cassange hatten wir eine prächtige Rundschau auf das umliegende Land; es ist eine angenehme wellenförmige Ebene, mit Gras und Wald bedeckt. Der Westrand des Quango-Thales erscheint in einer Entfernung von zwanzig Meilen wie eine Reihe hoher Berge und führt den Namen Tala Mungongo, d. h. sieh die Bergkette. Auf der alten portugiesischen Karte, nach der ich meinen Reiseplan entworfen hatte, steht Talla Mugongo, d. h. Felsenschloß, und der Coanza entspringt dort nach eben dieser Karte. Doch wurde ich jetzt davon überzeugt, daß der Coanza nahe bei Bihe, weiter südwestlich von hier entspringt, und wir sahen diesen Fluß erst, als wir nach Pungo Andongo kamen. Es ist bemerkenswerth, daß bis jetzt noch keine genaueren Nachrichten über diesen Landstrich veröffentlicht worden sind. Capitain Neves

und Andere kannten den Lauf der Flüsse genau und theilten ihre Kenntnisse bereitwillig mit; und dennoch wurden Karten aus Angola nach Europa geschickt, welche Quango und Coanza als denselben Fluß darstellten, und Cassange an eine hundert Meilen von seiner wahren Lage entfernte Stelle setzten. Das häufige Vorkommen desselben Namens hat dazu beigetragen, die Confusion zu vergrößern. Ich bin über mehrere Quango gekommen, doch waren alle unbedeutend, mit Ausnahme desjenigen, der dieses Thal bewässert. Ebenso verwirrend ist der Name Catende als Lieblingsname der Häuptlinge, indem man einen Catende für den andern nimmt. Um solchen Verwechselungen so viel als möglich zu steuern, habe ich nur wenige Namen angeführt. Zahllose Dörfer sind durch das ganze Thal zerstreut; sie bestehen immer nicht lange, und es gab viel mehr zur Zeit der portugiesischen Expedition gegen die Bangala im Jahre 1850.

Das Thal ist, wie ich schon erwähnte, außerordentlich fruchtbar. Meine Leute konnten sich nicht genug über den Reichthum an Korn (Holcus sorghum) und die verhältnißmäßig unbedeutende Bebauung der Einwohner wundern. Die Portugiesen versicherten mir, Düngung sei nie nothwendig, doch trage der Acker um so mehr, je mehr er gepflügt werde. Unbearbeitetes Land gibt nicht so reiche Ernte, wie ein alter Garten, und nach der Größe des Mais und Maniok in den Gärten glaube ich es recht gern. Ihr Vieh gedeiht gut. Wenn man das Thal als ein Ganzes betrachtet, so kann man wohl sagen, daß seine Schätze, was Ackerbau und Viehzucht betrifft, wüste liegen. Die Portugiesen und ihre Nachkommen richten ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf den Handel mit Wachs und Elfenbein, und obwohl das Land Korn und Milch in Menge liefern könnte, so leben die eingeborenen Portugiesen doch hauptsächlich von Maniok, und die Europäer beziehen Mehl, Butter, Brot und Käse von den Amerikanern.

Da die Kaufleute in Cassange die ersten Weißen waren, zu denen wir auf unserer Reise kamen, verkauften wir das Elfenbein, welches Sekeletu gehörte, und das wir deswegen mitgebracht hatten, um den Unterschied des Preises bei den Makololo und den Weißen kennen zu lernen. Das Resultut war für meine Begleiter höchlich befriedigend, da die Portugiesen das Elfenbein weit besser bezahlen als die Händler vom Kap es können,

welche die Kosten des bedeutenden Landtransportes und mancherlei nachtheilige Beschränkungen zu tragen haben. Zwei Musketen, drei kleine Fässer Schießpulver und englischer Calico, der hinreichte, alle meine Leute zu kleiden, sowie große Bündel Bohnen, alles dies für einen Elephantenzahn, war eine große Freude für die Meinigen, welche daran gewöhnt waren, zwei Zähne für eine Flinte zu geben. Für einen andern Zahn kauften wir Calico, der hier ein sehr gangbarer Artikel ist, um unsere Reise bis nach der Küste davon zu bestreiten. Die übrigen zwei Zähne wurden für Geld losgeschlagen, um in Loanda für Sekeletu ein Pferd zu kaufen.

Dieser neue bedeutende Markt setzte meine Leute sehr in Erstaunen, und sie begannen auf die Händler zu schimpfen, die zu ihnen in ihr eigenes Land gekommen waren und, wie sie jetzt sagten, sie betrogen hatten. Sie hatten keinen Begriff von dem Werth der Zeit und des Transportes, und es fiel mir schwer, sie zu überzeugen, daß der Grund für den Unterschied im Preise lediglich daran lag, daß sie selbst hierher gekommen seien, und daß, wenn die Portugiesen sie in ihrem Lande aufsuchen sollten, sie keineswegs so freigebig sein würden. Sie dachten natürlich, wenn die Kaufleute aus Cassange nach Linyanti kämen, würden sie die Preise beibehalten, welche sie in Cassange zahlten. Ich glaube, ich überzeugte sie endlich davon, daß der Preis sich nach den Kosten richten müsse, und als wir nach Loanda kamen und sahen, daß man hier noch billiger verkaufe, so schlossen sie daraus, es wäre besser, sie kämen hierher als nach Cassange.

Es interessirte mich die Folgen der Beschränkungen zu beobachten, welche die Regierung am Kap gegen die Betschuanen ausübt. Wie alle andern Handelsbeschränkungen, schadet das Gesetz, welches den befreundeten Stämmen den Kauf von Waffen und Munition verbietet, nur denen, die auf der Durchführung desselben bestehen. Um einer Gesellschaft unabhängiger Boers angenehm zu sein, deren bekannte Vorliebe für die Sklaverei sie veranlaßte den Vertrag abzuschließen, daß eine Anzahl friedlicher und ehrlicher Stämme schutzlos bleiben sollte, duldete man den freien Handel mit Waffen und Munition den Boers gegenüber, und verbot diesen Handel mit den Betschuanen. Auf diese Weise unterstützte die Regierung vom Kap, ohne es zu wollen, und unterstützt noch die Boers darin, die Eingeborenen zu



Scene in Angola. Der Mascheela oder angolesische Palankin; Baobab und Euphorbien.

Sklaven zu machen. Doch fließen Waffen und Munition von allen Seiten her auf neuen Kanälen zu, und wo man früher für einen großen Elephantenzahn nur eine Muskete gab, giebt man jetzt für einen Zahn derselben Größe zehn Musketen. Der Profit fließt in anderer Leute Taschen, und die einzigen, welche dabei verlieren, sind die englischen Händler am Kap und die schutzlosen Betschuanenstämme, welche unmittelbar an unserer Grenze wohnen.

Rego, der Commandant, war so artig, mir einen Soldaten als Bedeckung bis nach Ambala mitzugeben. Meine Leute erzählten mir, sie hätten daran gedacht, es wäre besser hier umzukehren; denn die Farbigen in Cassange hätten ihnen gesagt, ich nähme sie nur deshalb mit nach der Seeküste, um sie zu verkaufen; dann würden sie auf's Schiff gebracht, gebunden und schließlich gefressen, da die Weißen Kannibalen seien. Ich frug sie, ob sie je gehört hätten, daß ein Engländer Menschen verkaufe; ob ich mich nicht geweigert hätte, die Sklavin anzunehmen, die mir Schinte anbot; ich wäre doch immer ihr Lehrer gewesen, und wenn sie jetzt an meinen guten Absichten zweifelten, so wäre es besser, sie gingen nicht mit nach der Küste; ich dagegen erwartete Landsleute daselbst zu treffen, und wäre entschlossen, die Reise fortzusetzen. Sie entgegneten, sie hätten es nur für recht gehalten, mir mitzutheilen, was man ihnen gesagt habe, doch dächten sie nicht daran mich zu verlassen und würden mir überallhin folgen. Nachdem diese Angelegenheit so geordnet war, gab ihnen der Commandant einen Ochsen und lud mich zu Tische, ehe wir abreisten. Alle Kaufleute von Cassange begleiteten uns, in Hängematten von Sklaven getragen, bis an den Rand des Plateau, auf dem ihr Dorf stand, und ich schied von ihnen mit dem Gefühle unvergeßlicher Dankbarkeit für ihre uneigennützige Güte. Sie thaten nicht nur alles, um mir und meinen Leuten den Aufenthalt erträglich zu machen, sondern gaben mir auch, da Hotels in Loanda nicht vorhanden sind, Empfehlungsbriefe an ihre Freunde in der Stadt, worin sie dieselben baten, mich in ihre Wohnungen aufzunehmen, denn sonst hätte ich als Fremder auf der Straße mich behelfen müssen. Gott gedenke es ihnen in den Tagen der Noth!

Cassange, die östlichste Station der Portugiesen in Westafrika, liegt 9° 37′ 30″ südlicher Breite, 17° 49′ östlicher Länge;

olglich hatten wir noch dreihundert Meilen bis an die Küste zurückzulegen. Wir bekamen einen schwarzen Corporal als Führer. Er war aus Ambaca gebürtig und konnte, wie fast alle Einwohner dieses Distrikts, die man gewöhnlich Ambakisten nennt, lesen und schreiben. Er hatte drei Sklaven bei sich, die ihn in einer Tipoia, einer an einer Stange befestigten Hängematte, trugen. Seine Sklaven waren jung und konnten ihn nicht weite Strecken auf einmal tragen; aber er war so vernünftig zu gehen, außer wenn wir in die Nähe eines Dorfes kamen. Da stieg er in seine Tipoia und ließ sich in das Dorf tragen; auf gleiche Weise verließ er das Dorf und blieb in der Hängematte, so lange wir das Dorf sehen konnten. Es war ganz interessant, zu beobachten, wie sich dieser Soldat benahm. Zwei Sklaven trugen immer die Tipoia, der dritte trug einen hölzernen, etwa drei Fuß langen Kasten, der seine Schreibmaterialien, Teller und Kleidung enthielt. Er war sehr reinlich, und obwohl selbst ganz schwarz, nannte er doch jeden Schwarzen, den er schalt, einen Neger. Wenn er in einem Dorfe etwas kaufen wollte, so setzte er sich, mischte Schießpulver als Tinte und schrieb mit zierlicher Hand ein Billet, in welchem er nach dem Preise fragte und den Kaufmann mit dem großartigen Titel Illustrissimo Senhor beehrte. Es ist dies die gewöhnliche Anrede in ganz Angola. Die Antwort kam in derselben Weise, und war sehr befriedigend. Es wurde wieder ein Billet geschickt und der Handel abgeschlossen. Man correspondirt in dieser Weise soviel in Angola, daß die jährlich verbrauchte Papiermasse gar nicht unbedeutend ist. Einige andere Eigenthümlichkeiten unseres Führers waren weniger angenehm. Ein Land, wo es Sklaven giebt, ist eine schlimme Schule selbst für die Freien, und es schmerzte mich, bei ihnen weniger Treue und Ehrlichkeit zu finden, als bei meinen eigenen Leuten. Wir wurden oft dadurch betrogen, daß er den Händlern zu viel hingehen ließ, und sahen, daß er einen Theil des Profits bekam. Die Nahrungsmittel sind sehr billig, aber wir mußten sie immer theurer bezahlen, bis ich ihm verbot, gegenwärtig zu sein, wo wir einen Handel abschlossen. Doch brachte er uns sicher nach Ambaca, und es freute mich, als ich ihn bei meiner Rückkehr nach Cassange zu einer höhern Stelle befördert fand.

Nachdem wir am 21. April Cassange verlassen hatten, durchschritten wir den letzten Theil dieses außerordentlich fruchtbaren

Thales bis an den Fuß des Tala Mungongo. Wir setzten am 22. April über einen kleinen Fluß, Lui genannt, am 24. über den Luare, und übernachteten am Fuß einer tausend bis funfzehnhundert Fuß betragenden Anhöhe. Wolken flogen über das Thal und brachen sich an dem Abhange des Berges, und der Regen, der uns in's Gesicht fiel, wenn wir nicht die Hand davor hielten, war eben nicht angenehm. Dieses Ende des Thals ist ganz wie das andere; Schluchten und hervorstehende Felsen gaben ihm das Ansehen einer Säge, wie dort, wo wir von dem Hochland von Londa herabstiegen. Das Thal ist durch Denudation verrückt worden, denn Stücke von dem Plateau, welches einst den jetzt leeren Raum ausfüllte, finden sich noch in ihm, und zeigen die rothen horizontalen Schichten derselben Struktur und Höhe, wie die Anhöhe, welche wir jetzt hinanstiegen. Eine dieser isolirten Massen, Kasala genannt, lag ostsüdöstlich von dem Ausgangspunkte des Thals, etwa zehn Meilen westsüdwestlich von Cassange. Sie ist bemerkenswerth wegen ihrer perpendiculären Wände; selbst die Eingeborenen hielten es für sehr schwer, ja fast unmöglich, den Gipfel zu erklettern, obgleich die Nester und Federn der Marabuts, die sehr hoch im Preise stehen, eine große Versuchung für sie sind. Am Südende soll ein kleiner See liegen, nnd während der Regenzeit bildet sich eine Art natürlicher Graben rings um die Felsenmasse. Wie wichtig wäre ein solcher Punkt zur Zeit des Lehnswesens in England gewesen! Auf dem Gipfel, zu dem man mehr als tausend Fnß fast senkrecht hinansteigt, ist Land genug zum Ackerbau.

Wir hatten noch keinen recht klaren Begriff von der Natur des Tala Mungongo. Ein Mann aus Cassange beschrieb ihn als eine Reihe hoher Berge, welche zu erklettern man eine Stunde Zeit brauche; obwohl nun der Regen und das Gras uns ganz durchnäßt hatten, und ich am Fieber litt, das ich mir zugezogen hatte, als ich bei Nacht die Lage von Cassange untersuchte, machte ich mich doch daran, hinanzusteigen. Der Weg war steil und schlüpfrig; zu beiden Seiten desselben waren tiefe Schluchten, die nur einen schmalen Raum zwischen den Zacken der Sierra für den Reisenden übrig ließen; doch legten wir den Weg hinauf in einer Stunde zurück, und fanden, daß wir wieder auf einem Tafellande waren, wie jenes, das wir verließen, als wir das große Quango-Thal betraten. Wir waren wieder unter hohen

Bäumen. Einer derselben trägt eine Frucht von der Größe eines Zweiunddreißigpfünders, und wird Mononga-zambi genannt.

Wir warfen einen Blick in das Thal zurück, das dem des Mississippi an Fruchtbarkeit gleicht, und überlegten, welche ungeheure Masse bei seiner Bildung fortgeführt worden sein mußte. Dies brachte unsere Gedanken ganz natürlich auf die unberechenbaren Jahrtausende, welche zu der vorhergehenden Bildung und Ablagerung jener Masse nöthig waren; dann auf die Felsen, aus denen jene Massen entstanden, bis es uns schwindelte, die Stufen hinanzusteigen, welche durch einen Theil der Ewigkeit vor Erschaffung des Menschen hinaufführten. Die verschiedenen Epochen der Geologie sind sozusagen die Landmarken in dem sonst uferlosen Meere. Unsere eigene Epoche, die Schöpfung, ist nur eine neue Epoche in der wunderbaren Kette, welche eine Scene der Allmacht Gottes vor unsern Augen entfaltet; jedes Stadium der Erd- und Menschenbildung ist eine neue Scene. Weit entfernt, den Menschen die Macht und Liebe Gottes unterschätzen zu lassen, führt diese Wissenschaft zu der Wahrscheinlichkeit, daß das Gnadengeschenk Gottes in seinem Sohne wohl nicht die einzige Offenbarung ist, welche während der Jahrtausende stattgefunden hat, in denen das Werk der Schöpfung vor sich ging.

Wenige Meilen weiter erreichten wir das Dorf Tala Mungongo und fanden ein Haus, in dem wir übernachteten, was uns sehr angenehm war, denn wir waren naß und kalt. Wir fanden, daß die größere Höhe und die Nähe des Winters die Temperatur so herabdrückte, daß einige meiner Leute von der Kälte viel zu leiden hatten. Hier wie in andern portugiesischen Stationen hat man Häuser für Reisende errichtet, ähnlich den Khans und Caravanserais im Orient. Sie sind aus Ruthen und Lehm erbaut, und haben Holzbänke, auf denen der Reisende schlafen kann; ferner Stühle, einen Tisch und einen großen Wasserkrug. Diese Bänke entbehrten freilich jedes Luxus, aber sie waren doch besser als der Erdboden unter einem zerrissenen Zelte, denn es kam noch mancher Regenschauer und thauete gewaltig. Ich benutzte sie um des Schutzes willen, den sie gewährten, bis ich fand, daß sie auch noch gewisse unangenehme Nachtgäste hatten.

27. April. — Nachdem wir fünf Stunden durch Wald und Wiese wie in Londa geritten waren, kamen wir in ein Dorf der Basongo, eines den Portugiesen unterworfenen Stammes.

Wir setzten über mehrere kleine Flüsse, welche dieselbe Richtung hatten, der wir folgten, und sich zu dem Quize, einem Nebenflusse des Coanza, vereinigen. Die Basongo waren sehr höflich, wie alle von den Portugiesen unterworfenen Stämme. Die Basongo und Bangala sind bis jetzt nur theilweise unterworfen. Je weiter westlich wir kommen, desto weniger unabhängig ist die schwarze Bevölkerung, bis in der Nähe von Loanda die freien Eingeborenen fast dieselbe Stellung wie die Sclaven einnehmen. Aber die Gouverneure von Angola sind klug genug, sich mit der beschränkten Unterwürfigkeit und dem geringen Tribute der westlichen Stämme zu begnügen; es ist doch besser als nichts.

Alle Bewohner dieses Landstrichs, wie die von Londa, können mit Bezug auf die früher angegebenen Beschränkungen wahre Neger genannt werden. Die dunkle Farbe, die dicken Lippen, die nach hinten und nach oben verlängerten, mit Wolle bedeckten Köpfe, die platten Nasen, sowie andere Negereigenthümlichkeiten sind ganz allgemein vorhanden; aber während diese charakteristischen Merkmale sie in die Klasse der wahren Neger stellen, würde sich der Leser doch irren, wenn er voraussetzt, daß man alle Merkmale oft bei einem Individuum vereinigt findet. Alle haben dicke und vorstehende Lippen, aber in jedem Dorfe findet man Leute, bei denen diese Eigenthümlichkeiten nicht auffälliger sind als bei den Europäern. Alle sind dunkel, aber die Farbe nüancirt bei verschiedenen Individuen von kohlschwarz bis hellgelb. Je weiter westwärts wir kommen, um so vorherrschender finden wir die lichte Farbe, aber unter dem Einfluß der feuchten Seeluft sehen wir wieder die allgemeine schwarze Färbung der Küstenbevölkerung. Die Kopfbildung mit wolligem Haar ist zwar gewöhnlich, aber doch nicht allgemein. Die Stämme an der Ostküste des Continents, wie die Kaffern, haben schön entwickelte und ganz europäische Köpfe. Man sieht dies gar nicht selten, und als ich mich an die schwarze Farbe so gewöhnt hatte, daß ich sie gar nicht mehr bemerkte, wenn ich in ein Gesicht schaute, so erstaunte ich über die große Aehnlichkeit, die ich zwischen den Eingeborenen und manchen unserer eigenen Notabilitäten fand. Die Buschmänner und Hottentotten sind Ausnahmen von dieser Regel, denn Kopfbildung und Haarwuchs ist bei ihnen höchst eigenthümlich. Das Haar z. B. wächst in ein-

zelnen getrennten Büscheln, mit kahlen Stellen, und so lange es noch kurz ist, so sieht es aus, als wenn schwarze Pfefferkörner in der Haut stäken, ganz unähnlich den dicken gekräuselten Haaren auf den Köpfen der Balonda und Maravi. Bei aller Achtung vor denen, welche die Ethnologie zu ihrem Specialstudium gemacht haben, habe ich doch nie glauben können, daß die als der wahre Negertypus hervorgehobenen Züge den größeren Theil einer Nation des südlichen Centralafrika charakterisiren. Die Denkmäler der alten Aegypter scheinen mir das Ideal der Bewohner Londa's besser wiederzugeben, als die Abbildungen irgend eines ethnologischen Werkes, das mir zu Gesicht gekommen ist.

Als wir durch einen fruchtbaren und gutbevölkerten Landstrich nach Sanza zu reisten, berührte der Quize wieder unsern Weg, und hier hatten wir das Vergnügen, ein Feld zu sehen, auf dem der Weizen ohne alle Bewässerung auf das üppigste wuchs. Dieses Feld gehörte dem portugiesischen Kaufmann Miland. Sein Garten war interessant, und zeigte, wie viel das Land in dieser Höhe zu tragen im Stande ist, denn außer Weizen sahen wir europäische Gemüse in prächtigem Zustande und fanden später, daß der Kaffeebaum sich an gewissen Stellen selbst fortgepflanzt hatte. Man findet ihn auf den Höhen von Tala Mungongo, fast 300 Meilen von der Westküste, wo ihn die Jesuiten eingeführt hatten.

Den Sonntag, 30. April, brachten wir in Ngio zu, nahe an der Furth des Quize, wo er unsere Straßen kreuzt, um in den Coanza zu fallen. Das Land erweitert sich, ist aber immer noch außerordentlich fruchtbar, mit dichtem, zwei bis drei Fuß hohem Graswuchs. Auch ist es reich an Wald und Wasser. Die Basongo-Dörfer sind über das Land zerstreut, mit einzelnen Häusern aus Ruthen und Lehm, welche die Portugiesen des Handels wegen erbauten. Die Einwohner haben Rindvieh und Schweine. Die verschiedenen acht bis zehn Meilen von einander entfernten Schlafplätze erkennt man an Hütten aus Ruthen und Gras. Es ist hier ein immerwährendes Wandern von und nach der Küste. Die Waaren werden auf dem Kopfe oder auf den Schultern in einer Art Korb getragen, der an den Enden zweier fünf bis sechs Fuß langer Stangen befestigt ist, und Motete genannt wird. Wenn der Korb auf dem Kopfe steht, so ragen die Stangen horizontal nach vorn, und wenn der Träger ruhen will,



Ein Schlafplatz in Angola. Fleisch in der Sonne getrocknet. Drei Euphorbien und ein Palmölbaum.

so stellt er die Stangen auf die Erde und lehnt den Korb an den Baum, und so braucht er ihn nicht von der Erde aufzuheben, um ihn wieder auf den Kopf zu stellen. Manchmal setzt der Träger auch die Stangen auf den Boden und hält die Last, bis er Athem geschöpft hat, um sie nicht wieder aufheben zu müssen.

Wenn eine Anzahl Träger an einen Schlafplatz kommt, so wird sogleich von den Hütten Besitz genommen. Wer später kommt und alles besetzt findet, muß sich selbst seine Hütte bauen; doch ist dies nicht schwer, denn es fehlt nicht an Gras. Sobald sich Fremde zeigen, kommen die Weiber aus den Dörfern und bringen in Körben Maniokmehl, Wurzeln, Erdnüsse, Yam, Pfeffer und Knoblauch zum Verkaufe. Calico, den wir von Cassange mitgebracht hatten, ist das hauptsächlichste Tauschmittel. Die Leute waren höflich und aus dem vielen Reden und Lachen beim Handeln sahen wir, daß die Weiber ihr Geschäft verstanden. Sie müssen viel anbauen, wenn sie den unaufhörlichen Zufluß von Fremden versorgen wollen. Diejenigen indeß, welche an der Hauptstraße wohnen, kaufen auch viel Lebensmittel in den entfernten Dörfern.

Pitsane und ein anderer meiner Leute litten viel vom Fieber, und es war dies kein Wunder, denn die Feuchtigkeit und Ausdünstung des Bodens war ganz außerordentlich. Auch ich mußte meine Beobachtungen bei Nacht einstellen, da der Thau mir Fieber verursachte.

Es würde mir sehr angenehm gewesen sein, mit den Bewohnern dieses Theils des Landes bekannt zu werden, aber bei dem Schwindel, den ich in Folge der häufigen Fieberanfälle bekam, mußte ich so viel als möglich „zu Ochs" bleiben und mich elend fortschleppen. Als wir über den Lombe setzten, sprang mein Ochse Sinbad, der immer seinen Kopf für sich hatte, kopfüber in ein tiefes Loch, und ich war so durchnäßt, daß ich forteilen mußte, um meine Kleider zu trocknen, ohne bei den Europäern, die am Ufer wohnten, einzusprechen. Dies that mir leid, denn die Portugiesen waren alle sehr gütig und nehmen es übel, wie die Boers unter ähnlichen Verhältnissen, wenn man ohne zu grüßen vorüberzieht. Aber wir gingen weiter an eine Stelle, wo die Eingeborenen Orangebäume gepflanzt hatten und ihre erfrischende Frucht in Menge zum Verkaufe ausgeboten wurde.

Als wir den Distrikt von Ambaca betraten, sahen wir in der Ferne hohe Berge, das Gras war verhältnißmäßig kurz, und das ganze Land frisch und grün. Zur Linken erblickten wir Felsen, ähnlich denen in Pungo Andongo, von gigantischer Größe. Das Land ist außerordentlich fruchtbar, berühmt durch seine Viehzucht, und erzeugt alle Ackerfrüchte, die hier sehr billig sind. Der Boden enthält Eisenbestandtheile, welche ihn fast ganz roth färben. Er wird von vielen Bächen durchschnitten, die sich in den Lucalla ergießen. Dieser Fluß bewässert Ambaca, und fällt südwestlich von Massangano in den Coanza. Ein Mann, der von der Regierung das Recht gepachtet hat und für den Kopf eine geringe Abgabe zahlt, fuhr uns in einem großen Kahne über den Lucalla. Nach einigen Meilen jenseit dieses Flusses kamen wir in das Dorf Ambaca, das früher ein wichtiger Platz war, jetzt aber nur ein elendes Dorf ist, das angenehm auf einer mäßigen Erhöhung in einer Ebene liegt, die ringsum von hohen Bergen eingeschlossen ist. Es hat ein Gefängniß und ein gutes Haus für den Commandanten, aber weder Fort noch Kirche; doch sieht man noch die Ruinen eines ehemaligen Gotteshauses.

Der Commandant von Ambaca, Arsenio de Carpo, empfing uns außerordentlich freundlich; er sprach etwas englisch. Er empfahl mir Wein für meine Schwäche, und ich trank hier das erste Glas, seid ich in Afrika war. Ich fühlte mich sehr erquickt, und konnte über die schwächenden Wirkungen des Fiebers nachdenken. Diese waren mir selbst sehr eigenthümlich, denn obwohl ich seit der Abreise von Ngio wiederholt Beobachtungen angestellt hatte, so fand ich mich doch in Zeit und Entfernung nicht zurecht, ich konnte das Instrument nicht festhalten, und die einfachsten Berechnungen nicht ausführen; daher mußte ich die Bestimmung mehrerer Ortslagen bis auf meine Rückkehr von Loanda verschieben. Oft wenn ich am Morgen aufstand, war meine Kleidung von Schweiß so durchnäßt, als wenn man mich in Wasser getaucht hätte. Vergeblich bemühte ich mich, die Bundasprache, den Dialekt von Angola, zu lernen oder neue Wörter zu sammeln. Ich vergaß die Wochentage und die Namen meiner Gefährten, und hätte man mich danach gefragt, so hätte ich meinen eigenen Namen nicht nennen können. Die Krankheit nahm meine Gedanken sehr in Anspruch. Einmal glaubte ich das Wesen derselben entdeckt zu haben, und den

nächsten Fieberanfall heilen zu können; aber da fanden sich neue Symptome, und zerstreuten alle die schönen Speculationen, die in großer Fruchtbarkeit in meinem Kopfe entsprungen waren.

Dieser Distrikt soll über 40,000 Einwohner haben. Zehn bis zwölf Meilen nördlich vom Dorfe Ambaca befand sich in früheren Zeiten die Missionsstation Cahenda, und noch jetzt ist es zu bewundern, wie viel Leute man hier findet, die lesen und schreiben können. Dies ist die Frucht der Bemühungen der Jesuiten und Capuziner, welche die Ambaca unterrichteten, und seit der Marquis von Pombal jene Lehrer vertrieben hat, unterrichten sich die Eingeborenen gegenseitig. Man hat immer noch eine hohe Achtung vor jenen Missionaren im ganzen Lande. Man spricht gut von ihnen (os padres Jesuitas), und jetzt, wo diese in einer besseren Welt leben, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß unsere römisch-katholischen Mitchristen es hätten für ihre Pflicht halten sollen, den Eingeborenen die Bibel zu geben, die ihnen leuchten sollte auf ihren Wegen, wenn jene frommen Männer heimgegangen.

Als ich im Hause des Commandanten schlief, biß mich ein Insekt, das im Süden unter dem Namen Tampon bekannt ist, in den Fuß. Es ist eine Art Zecke; sie wählt namentlich die Stellen zwischen den Fingern und Zehen zu ihren Bissen. Man sieht sie von der Größe eines Stecknadelkopfes bis zu der einer Erbse in allen Hütten der Eingeborenen. Sie saugt sich ganz voll Blut, und sieht dann dunkelblau aus; ihre äußere Decke ist so zäh und elastisch, daß man sie zwischen den Fingern nicht zerquetschen kann. Ich hatte bereits früher die Wirkungen eines solchen Bisses erfahren und floh seitdem alle Hütten der Eingeborenen; da ich aber hier in einem europäischen Hause angegriffen wurde, so will ich näher darauf eingehen. Man empfindet Jucken und Stechen, und dieses Gefühl theilt sich von dem gebissenen Gliede aus dem Leibe mit, und erzeugt sehr bald Brechen und Durchfall. Wo dies nicht der Fall ist, wie wir später in Tete sahen, da tritt Fieber ein, und wie mir gebildete Portugiesen daselbst versicherten, erfolgte manchmal selbst der Tod. Da meine Freunde in Tete meine Leute von dem Bereiche der Tampan's ängstlich fernzuhalten suchten, so erkannten wir daraus, daß sie allen Grund haben mochten, dieses so unscheinbare Insekt zu fürchten. Das einzige Unangenehme für mich war, daß ich

eine Woche lang nach dem Bisse in dem afficirten Theile noch den Schmerz empfand.

12. Mai. Als wir am Morgen aufbrechen wollten, versah mich der Commandant Arsenio mit Brod und Mehl bis zur nächsten Station, und gab mir zwei Soldaten als Führer mit, da der Corporal von Cassange uns hier verließ. Um Mittag suchten wir im Hause eines Herrn Mellot in Zangu Zuflucht vor der Sonne, und obwohl ich nicht sitzen und mich unterhalten konnte, fand ich doch, als ich das Lager verließ, daß er für mich Geflügel hatte kochen lassen; beim Abschied gab er mir ein Glas Wein, und so blieb der Fieberfrost aus, den ich am Nachmittag erwartete. Die allgemeine Gästfreundschaft der Portugiesen war uns höchst angenehm, da wir sie gar nicht erwartet hatten. Und selbst noch, wo ich diese Zeilen schreibe, gedenke ich ihrer mit warmer Dankbarkeit.

Wir brachten den Sonntag den 14. Mai in Cabinda zu, einer Station der Untercommandanten, welche an verschiedene Punkte in jedem Distrikte Angola's gestellt sind, um den Hauptcommandanten (Chefe) zu unterstützen. Es liegt in einem schönen Thale und ist von Banama- und Maniokpflanzungen umgeben. Die Gegend wurde immer malerischer, je weiter wir nach Westen vordrangen. Die hohe blaue Bergkette Libollo, welche wir dreißig bis vierzig Meilen südlich, ehe wir Ambaca erreichten, gesehen hatten, wurde jetzt durch näher liegende verdeckt, und die grauen Bergketten von Cahenda und Kiwe, welche, als wir in Ambaca waren, acht bis zehn Meilen nördlich deutlich abgegrenzt erschienen, waren jetzt ganz nahe zu unserer Rechten. Als wir zurückschauten nach dem offenen Weideland von Ambaca, erschien die breite grüne wellenförmige Ebene im Thale von rauhen Bergen umgeben, und als wir weiter westwärts zogen, kamen wir in ein wildes Bergland, Golungo Alto.

Wir trafen viele Mambari, die nach Bihe zurückkehrten. Einige von ihnen hatten zu der Handelsgesellschaft gehört, die bis Linyanti vorgedrungen war, und legten ihr Mißvergnügen deutlich an den Tag, als sie sahen, daß die Makololo selbst nach den Küstenmärkten kamen, um ihr Elfenbein zu verkaufen, statt es ihnen anzuvertrauen. Sie wiederholten die Erzählungen über die Art und Weise, wie die Weißen Handel trieben. „Man läßt das Elfenbein Abends am Meeresufer liegen, und am nächsten

Morgen findet der Verkäufer Waaren an der Stelle, welche die Weißen, die im Meere leben, dahin gelegt haben.“ Sie sagten weiter: „Könnt ihr Makololo denn mit diesen Meermännern Handel treiben? Könnt ihr in's Meer steigen und sie auffordern, an's Ufer zu kommen?“ Es war auffällig, diese Ansichten so nahe am Meere ausgesprochen zu hören. Meine Leute entgegneten, sie würden sich schon kümmern, und da sie jetzt einen Begriff davon bekamen, wie die Mambari Handel trieben, so machte es ihnen Vergnügen, zu erkennen, warum die Mambari lieber am Zambesi als an der Meeresküste mit ihnen zusammentreffen wollten.

Es ist für einen Hochländer so angenehm, nahe bei oder auf hohen Bergen zu sein, daß ich mein Fieber vergaß, als wir zwischen den hohen mit Bäumen bedeckten Massen Glimmerschiefer hingingen, aus dem das Hochland rings um die Residenz des Chefe von Golungo Alto bestand (9° 8′ 30″ südlicher Breite, 15° 2′ östlicher Länge). Das ganze Land ist außerordentlich schön. Die Hügel sind mit Bäumen von verschiedenfarbigem Laubwerk geziert, darunter das der anmuthigen Palme, welche das im Handel bekannte Oel liefert. Einige Hügelgruppen erschienen wie Meereswogen in einer engen offenen Bucht, und es sieht aus, als wenn sie senkrecht abgeschnitten und plötzlich erstarrt wären. Die Hütten der Eingeborenen oben auf den Hügeln verriethen Sinn für Romantisches; doch war wohl der eigentliche Zweck der, die Gärten zu überschauen und die Ihrigen außer dem Bereich der Fieberluft zu halten, die an den Ufern der Flüsse vorherrschen soll, welche längs der Hügel hinfließen.

Wir wurden von dem Commandanten, Lieutenant Antonio Canto e Castro, sehr freundlich aufgenommen. Er war ein junger Mann, an dessen Benehmen ich immer mit großer Liebe zurückdenken werde. Wie alle übrigen gebildeten Leute, die wir trafen, klagte er bitter über die große Vernachlässigung, mit welcher dieses schöne Land behandelt würde. Sein Gebiet enthielt nach der letzten Zählung 26000 Heerde oder Feuerstellen, und wenn wir auf jeden Heerd vier Personen rechnen, so bekommen wir eine Bevölkerung von 104000 Mann. Die Zahl der Carregadores (Lastträger), von denen die Regierung willkürlich die Waaren nach der Küste schaffen läßt, beträgt allein ungefähr 6000; doch sind die Wege schlecht. Dieses Zwangssystem wurde

in Folge der Vermehrung und der Thätigkeit unserer Kreuzer im Jahre 1845 angenommen. Jeder Händler, der vor diesem Jahre in das Innere reiste, um seinem Beruf nachzugehen, verfolgte den Plan, Elfenbein und Bienenwachs und die nöthige Anzahl Sclaven zu kaufen, welche diese Artikel fortschaffen sollten. Sobald die Händler die Küste erreichten, wurde alles exportirt. Aber als die strengern Maßregeln von 1845 zur Ausführung kamen und die Sclavenausfuhr fast unmöglich machten, und keine passenden Straßen da waren, um Räderfuhrwerke zu benutzen, führte das Gouvernement von Loanda jenes Zwangsmittel ein. Ein Händler, welcher zwei bis dreihundert Lastträger braucht, um seine Waaren nach der Küste zu schaffen, wendet sich an das General-Gouvernement. Dieses erläßt einen Befehl an den Distriktscommandanten, die erforderliche Zahl zu stellen. Jeder Vorsteher eines Dorfes, dem die Befehle zugehen, muß von fünf bis zwanzig und dreißig Mann stellen, je nach dem Verhältniß der Bevölkerung seines Dorfes zur Gesammtbevölkerung seines Distrikts. Hierfür zahlt der Händler der Regierung eine Abgabe von 1000 Reis (etwa 3 Schillinge) für die Last. Er muß auch jedem Träger täglich 50 Reis (etwa 2 Pence) zu seinem Unterhalt zahlen. Und da eine Tagereise nie mehr als acht bis zehn Meilen beträgt, so ist die Ausgabe für die Zwangsarbeiter immerhin bedeutend für Leute, welche daran gewöhnt waren, Sclaven dabei zu verwenden. Doch hat man noch nicht daran gedacht, eine größere Straße für Räderfuhrwerke herzurichten. Das erste Hauptbedürfniß eines Landes hat man unberücksichtigt gelassen, und so ist die Entwickelung seiner reichen Hülfsmittel zurückgeblieben. Immerhin aber erkennt man aus jener Thatsache die Wirksamkeit unserer Anstrengungen, den Sclavenhandel an der Küste zu unterdrücken.

Golungo Alto liegt, wie ich in der Residenz des Commandanten beobachtete, unter 9° 8′ 30″ südlicher Breite, 15° 2′ östlicher Länge. Nachdem ich mich einige Tage bei diesem vortrefflichen jungen Mann erholt hatte, kehrte meine frühere Kraft zurück, und ich konnte mich an dem prächtigen Anblick des Landes vor seinem Hause erfreuen. Wir waren ganz in grünen Hügeln eingeschlossen, von denen viele bis auf den Gipfel mit Maniok, Kaffee, Baumwolle, Erdnüssen, Bananen, Ananas, Guajava, Papaya, Flaschenbirnen, Pitangas und Jambos bebaut waren, Früchte,

welche die frühern Missionäre aus Südamerika mitgebracht haben. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist wahrhaft wunderbar; ich werde bei der Rückkehr nach Loanda mehr darüber mittheilen.

Wir verließen Golungo Alto am 24. Mai, dem hiesigen Winter. Jeden Abend kamen Wolken in großer Masse über die Berge im Westen, und lauter Donner begleitete den Regen in der Nacht oder früh am Morgen. Die Wolken bleiben gewöhnlich über den Hügeln, bis der Morgen weiter vorgerückt ist, so daß wir hier mit Morgennebeln bekannt wurden, von denen wir in Kolobeng nichts wußten. Das Thermometer steht am Tage auf 80°, fällt aber bei Nacht auf 76°.

Weiter nach Westen kamen wir über mehrere Gießbäche, die nie vertrocknen. Sie fließen in den Luinha und Lucalla. Da sie mehrfach Wasserfälle bilden, so würde man sie gut benutzen können, aber man läßt sie träge nach dem Meere zu fließen. Wir kamen durch Wälder voll gigantischer Bäume, und fanden in einer Lichtung, Cambondo, etwa acht Meilen von Golungo Alto, eine Menge Zimmerleute, welche diese riesigen Bäume in Breter zerschnitten. Man fällte einen Baum von drei bis vier Fuß Durchmesser, der bis zu den nächsten Zweigen vierzig bis funfzig Fuß hoch war. Man zerschnitt ihn in Stücke von mehrern Fuß Länge, und spaltete sie in dicke Klötze, welche weiter mit der Axt zu Bretern verarbeitet wurden. Die Zimmerleute machen kleine Kästen daraus und treiben damit Handel in Cambondo. Mit Bändern, Schloß und Schlüssel, die sie auch selbst fertigen, kostet ein solcher Kasten nur einen Schilling acht Pence. Meine Leute fanden soviel Vergnügen an diesen Kästen, daß sie einige auf dem Kopfe bis nach Linyanti mitnahmen.

In Trombeta hatte der Untercommandant viel Geschmack entwickelt und sein Haus mit Blumen geziert. Dieser unbedeutende Umstand war um so interessanter, als es, seit ich Mozinkwa in Londa verlassen, das erstemal war, daß ich ein Streben nach Sauberkeit und Gefälligkeit bemerkte. Baumreihen waren längs der Straßen gepflanzt, dazwischen Ananas und Blumen. Aehnliches fand ich auch in andern Distrikten dieses Landes; es macht hier auch gar keine Schwierigkeit, Bäume und Pflanzen überhaupt zu ziehen, wenn man nur das Unkraut fern zu halten versteht.

Dieser Untercommandant hat jetzt ein schönes Landgut, das vor wenig Jahren noch Wald war und ihm nur sechzehn Pfund kostete. Er hat ungefähr neunhundert Kaffeebäume gepflanzt, und da diese schon nach drei Jahren tragen und in sechs Jahren ihre höchste Stufe erreichen, so zweifle ich nicht, daß die sechzehn Pfund ihm das Sechzigfache einbringen. Alle Arten Fruchtbäume und Trauben tragen zweimal im Jahre, ohne daß man viele Mühe oder Bewässerung nöthig hätte. Korn und Gemüse brauchen nur gesäet zu werden, und wenn man sich die Winterarbeit zu Nutze macht, kann man selbst drei Gemüseernten erzielen. Die Baumwolle trug jetzt Schoten, aber ich sah nicht, daß der Untercommandant sich darum kümmerte. Ich wagte es ihm zu sagen, daß diese Pflanze wohl gedeihe, daß aber die Feuchtigkeit von den zwei Regenzeiten, mit denen dieses Land begünstigt ist, den Pflanzen oft großen Schaden bringt. Ich weiß nicht, ob man es hier je mit Weizen versucht hat; aber Feigen und Trauben gedeihen vortrefflich. Die Hauptklage der Pflanzer ist der Mangel einer guten Straße, um ihre Produkte zu Markte zu bringen. Alle Lebensmittel sind hier außerordentlich billig.

Weiterhin verließen wir die Berge, und als wir nach der Westküste herabstiegen, nahm das Land einen unfruchtbaren und wenig einladenden Anblick an. Zur Rechten floß der Senza, der näher am Meere den Namen Bengo annimmt. Er ist etwa funfzig Ellen breit und für Kähne schiffbar. Die niedrig liegenden Ebenen an seinen Ufern sind durch Dämme gegen die Ueberschwemmungen gesichert, und die Bevölkerung beschäftigt sich ausschließlich mit dem Anbau von Lebensmitteln und Früchten, die auf Kähnen nach Loanda geschafft werden. Die Ufer sind von Myriaden von Moskitos heimgesucht, den schlimmsten, die ich je getroffen habe. Keiner von uns allen konnte nur einen Augenblick schlafen. Es wurde mir das Haus eines Portugiesen angeboten, aber ich war froh, als ich wieder heraus war und mich neben das Feuer legen konnte, so daß der Rauch über mich hinweg trieb. Mein Wirth wunderte sich über meinen Mangel an Geschmack und ich über seinen Mangel an Gefühl, denn er und die übrigen Einwohner hatten sich zu unserm Erstaunen an etwas gewöhnt, das wenigstens ebenso schlimm war, als ein Nagel, der durch den Stiefel geht, oder Zahnschmerz.

Da wir immer näher an das Meer kamen, betrachteten meine Gefährten alles mit ernstem Gesicht. Einer von ihnen fragte mich, ob wir in Loanda Gelegenheit haben würden, einander zu bewachen. „Vorausgesetzt, einer geht nach Wasser, werden die andern es sehen können, ob er weggefangen wird?“ Ich antwortete: „Ich merke, was ihr wollt; wenn ihr mir nicht traut, so kehrt um, denn ich kenne Loanda so wenig als ihr; aber nichts wird euch begegnen, das nicht auch mir begegnete. Wir haben uns bis jetzt beigestanden und werden dies thun bis zum letzten Augenblick.“ Die Ebenen, welche an Loanda grenzen, liegen ziemlich hoch und sind verhältnißmäßig unfruchtbar. Als wir sie überschritten, erblickten wir zum erstenmal das Meer; meine Leute schauten mit Staunen auf den endlosen Ocean. Sie theilten mir später ihre Gedanken mit: „wir gingen mit unserm Vater, in dem Glauben, den schon die Alten hatten, und den wir für richtig hielten, die Welt habe kein Ende; aber auf einmal sagte die Welt zu uns: nun bin ich zu Ende, hier höre ich auf.“ Sie waren früher der Ansicht, die Welt sei eine einzige grenzenlose Ebene.

Sie fürchteten jetzt, sie würden Mangel leiden, und ich konnte ihre Furcht nicht durch Versprechungen entfernen, denn ich war durch Krankheit und Sorge niedergedrückt. Das Fieber hatte eine Art chronischer Diarrhöe erzeugt, die mich so sehr plagte, daß ich nicht zehn Minuten auf dem Ochsen bleiben konnte, und als wir am 31. Mai nach der Stadt Loanda hinunterstiegen, war ich außerordentlich muthlos, denn ich wußte, daß unter einer Bevölkerung von zwölftausend Seelen ein einziger wirklicher Engländer war. Ich hätte gern gewußt, ob er gutmüthig war, oder einer jener launisch-mürrischen Menschen, die man lieber meidet.

Dieser Mann hieß Gabriel, und war Bevollmächtigter zur Unterdrückung des Sclavenhandels. Er war so freundlich gewesen, mir eine Einladung zu schicken, welche mich auf dem Wege von Cassange her treffen sollte, aber unglücklicherweise kreuzte sich der Bote mit uns. Als wir in sein Vorhaus traten, entzückten mich die sorgsam gepflegten Blumen, und ich schloß daraus, daß er, was sich auch sogleich bestätigte, ein treuer gutherziger Engländer war.

Da er sah, daß ich krank war, bot er mir sein Bett an. Nie werde ich das wonnige Vergnügen vergessen, welches ich empfand, als ich wieder auf einem englischen Lager schlief, nachdem ich sechs Monate lang mit der bloßen Erde vorlieb nehmen mußte. Ich schlief schnell ein, und Gabriel, der nach mir sah, erfreute sich an meiner guten Ruhe.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Krankheit dauert fort. — Güte des Bischofs von Angola und der Offiziere Ihrer Majestät. — Gabriels unermüdliche Freundschaft. — Ernstes Betragen der Makololo. — Sie besuchen die Kriegsschiffe. — Höflichkeit der Offiziere und der Mannschaft. — Die Makololo wohnen der Messe in der Kathedrale bei. — Ihre Bemerkungen. — Sie sammeln Brennholz und laden Kohlen ab. — Ihr Urtheil über den Werth der Waaren. — Wohlthätiger Einfluß des Bischofs von Angola. — Die Stadt St. Paul de Loanda. — Der Hafen. — Das Zollhaus. — Keine englischen Kaufleute. — Aufrichtigkeit der portugiesischen Regierung in Unterdrückung des Sclavenhandels. — Strafcompagnien. — Geschenke des Bischofs und der Kaufleute für Sekeletu. — Ausrüstung. — Wir verlassen Loanda am 20. Sept. 1854. — Gabriel begleitet uns bis Icollo i Bengo. — Zuckerfabrik. — Geologie dieses Landstrichs. — Weiber spinnen Baumwolle. — Ihr Preis. — Eingeborene Weiber. — Marktplätze. — Cazengo; seine Kaffeepflanzungen. — Südamerikanische Bäume. — Ruinen einer Eisengießerei. — Eingeborene Bergleute. — Die Ufer des Lucalla. — Tabakpflanzen. — Die Stadt Massangano. — Zucker und Reis. — Baumwollendistrikt. — Das Fort und seine alten Flinten. — Frühere Bedeutung Massangano's. — Der Stamm Kisama. — Eine eigenthümliche Art zahmes Geflügel. — Kaffeepflanzungen. — Rückkehr nach Golungo Alto. — Selbstgefälligkeit der Makololo. — Fieber. — Gelbsucht. — Wahnsinn.

In der Hoffnung, daß ich unter der gastfreundschaftlichen Pflege Gabriels meine frühere Kraft bald wieder erlangen würde, blieb ich in seiner Wohnung; aber da der so lange dauernde Einfluß der Fieberluft meine Krankheit hervorgerufen hatte, wurde ich immer schwächer, trotz der Ruhe, die ich jetzt genoß. Mehrere Portugiesen luden mich bald nach meiner Ankunft ein, und der Bischof von Angola

Joaquim Moreira Reis, welcher zugleich Gouverneur der Provinz war, that dasselbe durch seinen Secretär und bot mir zugleich die Dienste des Gouvernementsarztes an.

Einige Kreuzer Ihrer Majestät kamen alsbald in den Hafen, und als sie mich so ganz abgemagert sahen, machten sie mir den Vorschlag mich nach St. Helena oder nach Hause zu bringen, aber obwohl ich die Küste erreicht hatte, hatte ich doch gefunden, daß in Folge der bedeutenden Wälder, Flüsse und Sümpfe eine Straße für Wagen nicht anzulegen sei, und ferner hatte ich eine Anzahl Leute von Sekeletu mitgebracht, welche, da die den portugiesischen Niederlassungen benachbarten Stämme sehr feindlich gesinnt waren, unmöglich allein zurückkehren konnten. Daher entschloß ich mich die verlockenden Anerbietungen zurückzuweisen, und die Makololo zu ihrem Häuptling zurückzuführen, und zugleich den Versuch zu machen auf dem großen Zambesi oder Leeambye eine Straße von Sekeletu's Land nach der Ostküste herzustellen.

Indeß brauchte ich gern die ärztliche Hülfe Cockin's, des Schiffsarztes vom Polyphemus, auf Anrathen des Befehlshabers desselben, Capitain Phillips. Cockin's Behandlung, die erfreuliche Anwesenheit der gutmüthigen Seeoffiziere und Gabriels unermüdliche Gastfreundschaft und Sorgen stellte mich bald wieder her. Am 14.*) konnte ich den Bischof besuchen; meine Leute begleiteten mich in neuen Kleidern aus gestreiftem Baumwollenzeug und rothen Mützen, ein Geschenk Gabriels. Er empfing uns als provisorischer Gouverneur in der großen Halle des Palastes. Er that mancherlei geistreiche Fragen in Betreff der Makololo, und erlaubte ihnen dann nach Loanda zu kommen, so oft sie wollten. Diese Unterredung gefiel den Makololo außerordentlich.

Jedermann bemerkte den ernsten Anstand der Makololo. Sie betrachteten die großen steinernen Häuser und die Kirche in der Nähe des Meeres mit Staunen. Ein zweistöckiges Haus war für sie jetzt etwas ganz Unbegreifliches. Wenn ich es ihnen erklären wollte, mußte ich immer das Wort für Hütte gebrauchen, und da ihre Hütten nur aus Stangen bestehen, die in die Erde geschlagen werden, so begriffen sie nicht, wie man die Stangen

*) [Livingstone hat vergessen, hinzuzusetzen ob Juni oder Juli?]

einer Hütte auf das Dach einer andern Hütte setzen könne, oder wie Menschen in dem oberen Stock wohnen könnten, mitten über dem Dach des unteren Stockes. Die Makololo, welche ein kleines Haus in Kolobeng gesehen, beschrieben es ihren Landsleuten in Linyanti folgendermaßen: „Es ist nicht eine Hütte, es ist ein Berg mit mehreren Höhlen."

Der Commandant Bedingfeld und der Capitain Skene luden sie ein, ihre Schiffe Pluto und Philomele zu besuchen. Da ich ihre Furcht kannte, so sagte ich ihnen, es brauche niemand hinzugehen, der den geringsten Verdacht hätte. Da ging fast die ganze Gesellschaft hin, und als sie auf dem Verdeck waren, zeigte ich auf die Matrosen und sagte: „alles das sind meine Landsleute, welche die Königin geschickt hat, um den Handel derer zu unterdrücken, welche schwarze Menschen kaufen und verkaufen." Sie entgegneten: „Wahrlich, sie sind gerade wie du," und all ihre Furcht war auf einmal verschwunden, denn sie mischten sich unter die Matrosen, und die gutmüthigen Theerjacken gaben ihnen von ihrem Mittagsessen, Brod und Rindfleisch. Die Makololo würden es auch so gemacht haben. Der Commandant erlaubte ihnen eine Kanone abzuschießen, und da sie übertriebene Vorstellungen von der Kraft einer Kanone hatten, freuten sie sich, als ich ihnen sagte: „damit unterdrückt man den Sclavenhandel." Die Größe des Kriegsschiffs setzte sie in Staunen. „Es ist nicht blos ein Kahn, es ist eine Stadt!" Das Matrosendeck nannten sie die Kotla, und die große Arche weiter beschreibend sagten sie: „und was für eine Stadt ist dies, daß ihr an einem Seile hinaufklettern müßt?"

Die Höflichkeit der Offiziere und der Mannschaft machte auf sie den wohlthätigsten Eindruck. Sie waren von Linyanti an jederzeit sehr gütig gegen mich gewesen, und ich stieg außerordentlich in ihrer Achtung, denn was immer sie vorher gedacht haben mochten, so sahen sie jetzt, daß ich bei meinen Landsleuten geachtet war, und behandelten mich seitdem stets mit der größten Hochachtung.

Am 15. [Juni oder Juli?] war eine Procession und Messe in der Kathedrale. Da ich meinen Leuten den Ort des Gottesdienstes zeigen wollte, nahm ich sie mit in die Kirche, welche jetzt die Hauptkirche des bischöflichen Sprengels von Angola und Congo ist. Viele Leute glauben, ein pomphaftes Ritual sei,

mehr geeignet fromme Gefühle zu erwecken, als die Einfachheit des protestantischen Cultus. Aber das wiederholte Kniebeugen, die verschiedenen Stellungen, das Räuchern, der Priester, der der Menge den Rücken zukehrt, das Lachen, Sprechen und die geringe Andacht der Sänger, das Schießen u. s. w. war eben nicht geeignet, meinen Leuten den Begriff von Gottesverehrung beizubringen. Ich that, als hörte ich es nicht, wenn sie zu einander sagten, sie hätten gesehen, wie die Priester ihre Geister beschworen hätten; ähnliches sagten sie, wenn sie die Balonda vor ihren Götzenbildern trommeln hörten.

Anfangs August bekam ich einen Rückfall, der mich in ein wahres Skelett verwandelte. Ich konnte mich lange Zeit um meine Leute nicht kümmern. Als ich mich wieder erholte, fand ich zu meiner Freude, daß ich von jener Müdigkeit nichts verspürte, die nach meiner ersten Genesung mich nicht ganz verlassen hatte. Ich fand, daß meine Leute einen lebhaften Handel mit Brennholz etablirt hatten. Mit dem Hahnenschrei am Morgen zogen sie aus, erreichten mit Tagesanbruch die unbebauten Strecken des angrenzenden Landes, sammelten Brennholz und kehrten nach der Stadt zurück. Hier theilten sie es in kleine Bündel und verkauften es an die Einwohner, und da sie reichlicher gaben als die gewöhnlichen Holzträger, fanden sie bald Abnehmer. Als ein Schiff mit Kohlen für die Kreuzer von England ankam, verwendete Gabriel sie beim Abladen und zahlte ihnen sechs Pence täglich. Diese Beschäftigung dauerte ungefähr einen Monat, und sie konnten sich gar nicht genug wundern, welche große Ladung ein solches Schiff fasse. Wie sie selbst sagten, hatten sie einen und einen halben Monat lang täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, so schnell sie konnten „Steine, welche brennen" abgeladen, und wenn sie sich ganz müde gearbeitet hatten, war das Schiff immer noch voll. Für das Geld kauften sie Kleider, Perlen und andere Artikel, die sie mit in ihr Land zurücknehmen wollten. Ihre Ansichten von dem Werthe der verschiedenen Artikel setzten alle in Erstaunen, die nur mit Eingeborenen an der Küste verkehrt hatten. Da ich mit großer Bestimmtheit behaupten hörte, die Afrikaner wären mit den dünnsten Zeugen zufrieden, wenn sie nur recht bunt und groß wären, so war mir dies nach den Erfahrungen, die ich im Innern gemacht hatte, so neu, daß ich widersprach, und um die gesündere Ansicht der Makololo zu



St. Paul de Loanda — rechts das Fort San Miguel.

zeigen, nahm ich sie mit in Schut's Laden. Als er ihnen die Menge Artikel zeigte, die sie in Loanda für einen einzigen Elephantenzahn bekommen könnten, forderte ich sie, wie ohne Grund auf, auszuwählen, was sie am meisten schätzten. Sofort griffen sie nach dem festesten englischen Calico und anderen Stoffen und zeigten dadurch, daß sie mehr auf die Festigkeit als auf die Farbe gaben. Ich glaube, die meisten Betschuanen würden dasselbe thun. Doch versicherte man mir, die Völker an der Küste, mit denen die Portugiesen zu thun hätten, berücksichtigten die Dauerhaftigkeit weit weniger. Sie sehen mehr auf die Quantität als die Qualität.

Während der Dauer meiner Unpäßlichkeit ließ sich der Bischof oft nach mir erkundigen, und sobald ich gehen konnte, machte ich ihm einen Besuch, um mich für seine Artigkeit zu bedanken. Aus seiner ganzen Unterhaltung und seinem Benehmen sah man, er war ein Mann von Wohlwollen und großer Herzensgüte. Mit Bezug darauf, daß ich Protestant war, versicherte er, er sei Katholik aus Ueberzeugung, und obwohl es ihn schmerze, wenn er andere, wie mich selbst, einen anderen Pfad verfolgen sehe, hegte er doch keine lieblosen Gefühle und war gegen jede Verfolgungsmaßregel. Er verglich die verschiedenen christlichen Secten auf ihrem Wege nach dem Himmel mit einer Anzahl Leute, die auf den verschiedenen Straßen Loanda's nach einer Kirche gingen —, am Ende kämen sie alle zusammen. Sein guter Einfluß in Stadt und Land ist allgemein anerkannt; er förderte die Errichtung von Schulen, die, obwohl in mehr klösterlicher Weise, als Protestanten es wünschen möchten, gewiß nicht ohne Segen sein werden. Mit gleichem Glück arbeitete er daran, das im Lande gewöhnliche Zusammenleben außer der Ehe abzuschaffen, und es wurden in Loanda mehrere Ehen zwischen Leuten geschlossen, die ohne seine Belehrung mit dem Concubinat zufrieden gewesen sein würden.

St. Paul de Loanda war früher eine sehr bedeutende Stadt, jetzt ist sie aber in Verfall. Sie hat ungefähr zwölftausend Einwohner, meistens Farbige*). Man findet noch Reste ihrer früheren

*) Nach der Zählung von 1850—51 betrug die Bevölkerung der Stadt 830 Weiße, darunter 160 weiblichen Geschlechts. Dies ist die größte Menge Weißer an einem Orte im Lande, denn Angola selbst hat nur etwa 1000 Weiße.

Herrlichkeit, namentlich zwei Kathedralen, deren eine ehemals eine Jesuitenschule, jetzt in eine Werkstätte umgewandelt worden ist; und als wir an der anderen vorüber gingen, sahen wir mit Schmerzen, daß Ochsen innerhalb ihrer prächtigen Wände weideten. Drei Forts sind noch im guten Zustande. Auch sieht man viele große steinerne Häuser. Die Gouvernementsgebäude sind bequem eingerichtet; aber fast alle Häuser der Eingeborenen sind aus Rohr und Lehm erbaut. In der ganzen Stadt sind Bäume des Schattens wegen gepflanzt, und von der See aus gewährt die Stadt einen imponirenden Anblick. Sie hat eine thätige Polizei; der Zoll wird sehr fleißig überwacht. Alle Parteien kommen darin überein, daß die portugiesische Regierung artig und höflich ist, und wenn ja einmal ein Fremder, der den Hafen besucht, sich zu beklagen hat, so liegt die Schuld am System, aber nicht an den Leuten.

Der Hafen wird von der niedrigen sandigen Insel Loanda gebildet, welche von ungefähr 1300 Seelen bewohnt ist, von denen mehr als 600 eingeborene Fischer sind, welche die Stadt täglich sehr reichlich mit Fischen versehen. Der Raum zwischen dieser Insel und dem Festlande, auf welchem die Stadt erbaut ist, dient zur Schiffsstation. Bei starkem Südwestwinde spülen die Wogen das Meer über einen Theil der Insel, und verschütten nach und nach den Hafen, indem sie große Massen Sand vor sich hertreiben. Auch große Erdmassen werden während der Regenzeit von den Höhen oberhalb der Stadt losgewaschen, so daß der Hafen, der einst Wasser genug enthielt, um die größten Schiffe bis an das Zollhaus zu tragen, jetzt bei niedrigem Wasserstande trocken liegt. Die Schiffe sind gezwungen eine Meile nördlich von ihrer früheren Station vor Anker zu gehen. Fast alles in Loanda verbrauchte Wasser wird auf Booten aus dem Flusse Bengo gebracht, da die Stadt selbst nur wenige tiefe Quellen mit salzigem Wasser hat. Die Versuche mehrerer Gouverneure, den Canal zu vollenden, den die Holländer als Herren von Loanda während der sieben Jahre vor 1648 begonnen hatten, um aus dem Coanza Wasser nach der Stadt zu bringen, sind mißglückt. Es ist nicht ein einziger englischer Kaufmann in Loanda, und nur zwei Amerikaner. Dies

---

In Loanda sind 2400 Halbkasten, und nur 120 davon sind Sclaven; ferner 9000 Schwarze, von denen mehr als 5000 Sclaven sind.

ist um so bemerkenswerther, als fast nur mit englischem Calico gehandelt wird der über Lissabon hierher kommt. Mehrere englische Häuser versuchten 1845 einen Handel zu begründen, und acceptirten Wechsel auf Rio de Janeiro für ihre Waaren, aber die erhöhte Thätigkeit unserer Kreuzer wirkte so sehr auf die Handelshäuser der Stadt ein, daß die meisten bankerottirten. Die englischen Kaufleute verloren alles, und Loanda kam in der kaufmännischen Welt in Verruf.

Eine Einrichtung des Zollwesens mag auch dem englischen Handel nicht günstig gewesen sein. Schiffe, welche hierher kommen, müssen an Jemanden am Platze consignirt sein. Der Empfänger bekommt hundert Dollars per Mast und gewinnt außerdem noch an den Procenten, die er von den Booten und den Leuten nimmt, welche zum Laden und Abladen gemiethet werden, sowie von allem, was durch seine Hände geht. Die Hafenabgaben sind auch bedeutend, da der Regierungssecretär zwanzig Dollars bekommt, ferner eine bestimmte Summe der Oberarzt des Hospitals, die Zollbeamten, die Wächter u. s. w. Aber trotz aller dieser Abgaben treiben die Amerikaner einen lebhaften und einträglichen Handel mit Calico, Zwiebeln, Mehl, Butter u. s. w.

Man hat es der portugiesischen Regierung des Mutterlandes nicht allgemein geglaubt, daß sie es aufrichtig mit dem Sclavenhandel meint. Im Jahre 1839 sah Gabriel 37 Sclavenschiffe in diesem Hafen unter dem Schutze des Feuers der Forts auf ihre Ladung warten. Zu dieser Zeit mußten die Sclavenschiffe monatelang auf ihre Menschenfracht warten, und die Regierung ließ sich eine gewisse Summe für jeden Kopf zahlen, der ausgeführt wurde. Die Abgaben für den Sclavenexport betrugen weit mehr als für andere Handelsartikel, und als die Regierung in die Unterdrückung dieses Handels einwilligte, opferte sie den größten Theil der aus dem Export erwachsenden Einkünfte. Seitdem indeß haben die Einkünfte vom rechtmäßigen Handel die des Sclavenhandels weit überstiegen. Die Absichten der portugiesischen Regierung des Mutterlandes, so gut sie auch sind, lassen sich unter dem gegenwärtigen Systeme nicht vollständig ausführen. Der Sold der Beamten ist so gering, daß sie fast sämmtlich sich mit Handel befassen müssen, und da der Sclavenhandel sehr viel abwirft, ist die Versuchung dazu so mächtig, daß die philanthropischen Staatsmänner in Lissabon die Aus-

führung ihrer menschenfreundlichen und aufgeklärten Ansichten kaum erwarten können. Das Gesetz z. B., welches die Abschaffung der Carregadores, von denen oben die Rede war, befiehlt, ist nur eine der verschiedenen menschenfreundlichsten Maßregeln zur Unterdrückung der Zwangsarbeit; doch ist wenig Aussicht vorhanden, die wohlgemeinten Absichten der Regierung je verwirklicht zu sehen.

Loanda wird gewissermaßen als Strafcolonie betrachtet, und diejenigen, welche ihr Heimathsland verlassen und hierher gehen, thun es in der Hoffnung, in wenig Jahren reich zu werden und dann zurückzukehren. Sie haben also kein Interesse daran, an das dauernde Wohl des Landes zu denken. Da die portugiesischen Gesetze andern Nationen verbieten, sich Ländereien zu erwerben, wenn sie sich nicht naturalisiren, so fehlt es am Antrieb zu Unternehmungen nach Innen und Außen, und das Land befindet sich fast noch in demselben Zustande, in welchem es unsere Verbündeten 1575 fanden. Fast alle europäischen Soldaten, die hierher geschickt werden, sind Sträflinge und, was man von Leuten dieses Schlags gar nicht erwarten sollte, befinden sich hier ganz vortrefflich. Es sind auch manchmal Verschwörungen vorgekommen, aber nicht von so ernstem Charakter, wie in unsern Strafcolonien. Es ist bemerkenswerth, daß alle Waffen Loanda's jede Nacht in den Händen dieser Sträflinge sind. Die Offiziere geben verschiedene Gründe für diese milde Behandlung an, aber wenn man sie mit den Erfahrungen zusammenstellt, die wir in Australien gemacht haben, sind sie unmöglich stichhaltig. Die Religion scheint keinen Theil an ihrer Veränderung zu haben. Vielleicht trägt das Klima dazu bei, ihr unruhiges Temperament zu mildern, denn die Einwohner sind im Allgemeinen eine furchtsame Race, sie sind keineswegs so tapfer wie unsere Kaffern. Die Bewohner von Ambriz liefen wie eine Schafheerde davon und ließen die Portugiesen ihre Kupferminen und ihr Land ohne Schwertstreich in Besitz nehmen. Wenn wir einmal Strafcolonien brauchen, so sollten wir bei der Wahl derselben auf das Klima Rücksicht nehmen. Auch die Stiere sind hier zahmer als bei uns. Ich traf in diesem Lande nie einen wüthenden Stier, und die Portugiesen gebrauchen sie gewöhnlich zum Reiten. Es gibt wenig Rindvieh.

Die Pläne, welche ich bei Eröffnung des Landes hatte und

die ich in der Zeitung von Angola veröffentlichte, erschienen der Regierung und den Kaufleuten von Loanda so annehmbar, daß nach dem Beispiele des Bischofs von der Commission für öffentliche Angelegenheiten (Junta da Fazenda Publica) ein schönes Geschenk für Sekeletu bewilligt wurde. Es bestand in einer vollständigen Oberstenuniform und einem Pferde für den Häuptling und in Anzügen für alle meine Begleiter. Auch die Kaufleute gaben auf allgemeine Subscription als Geschenke ausgezeichnete Exemplare von allen ihren Handelsartikeln, sowie zwei Esel, um sie in sein Land zu verpflanzen, da die Tsetse diesem Lastthiere nichts thut. Diese Geschenke waren von Briefen des Bischofs und den Kaufleuten begleitet; auch wurde ich mit Empfehlungsbriefen an die portugiesischen Regierungen Westafrika's versehen.

Ich nahm einen ziemlichen Vorrath an Baumwollzeugen, frischer Munition und Perlen mit und gab jedem meiner Leute eine Flinte. Da sie viel Waaren zusammengeschafft hatten, konnten sie die meinigen nicht mehr tragen; aber der Bischof gab mir zwanzig Träger mit, und ließ an die Commandanten aller Distrikte, die wir passirten, den Befehl ergehen, mich so viel in ihrer Macht stand zu unterstützen. Auch ein gutes neues Zelt bekam ich von einem Freunde an Bord der Philomele, und so verließen wir Loanda am 20. September 1854 und fuhren zur See bis an die Mündung des Bengo. Diesen Fluß gingen wir aufwärts, und kamen durch den Distrikt, in welchem die Ruinen des Klosters St. Antonio standen; von hier nach Icollo i Bengo, mit einer Bevölkerung von 6530 Schwarzen, 172 Mulatten und 11 Weißen, die Residenz eines früheren eingeborenen Königs. Die Sclaven betragen 3,38 Procent der ganzen Bevölkerung. Der Commandant des Ortes, Laurence José Marquis, ist ein freimüthiger alter Soldat und ein sehr gastfreundlicher Mann; er ist einer der wenigen, welcher das allgemeine Lob fester unbeugsamer Redlichkeit zur Wahrheit macht und sich bis zum Major emporgearbeitet hat. Bis hierher begleitete uns Edmund Gabriel, der durch seine unermüdliche Aufmerksamkeit gegen mich und seine Freigebigkeit gegen meine Leute uns allen theuer geworden war. Meine Leute waren von seiner Güte durchdrungen und sprachen auf dem Wege nach Linyanti oft von ihm mit wahrer Bewunderung.

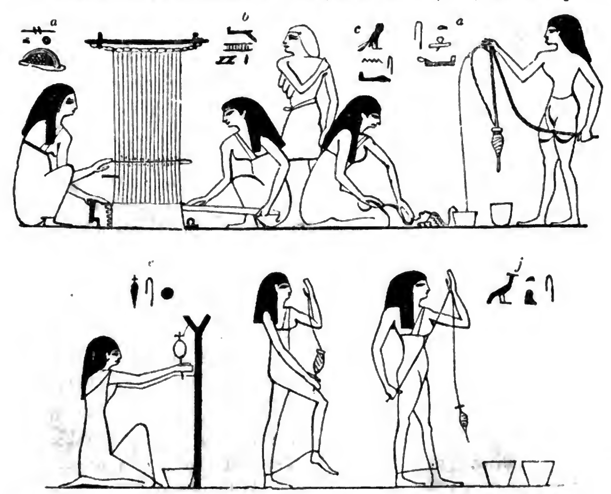
Hier besuchten wir eine Zuckerfabrik, die einer Dame, Donna Anna da Sousa, gehörte. Der flache Alluvialboden an den Ufern des Senza oder Bengo ist für den Bau des Zuckerrohrs sehr geeignet, doch war das Etablissement keineswegs im blühenden Zustande. Es bildete einen so großen Gegensatz zu den freien Etablissements auf Mauritius, die ich später sah, und wo bei nicht dem zehnten Theile der Arbeitskraft und ohne so guten Boden ein Farbiger in einem Jahre 5000 Pfund Gewinn von einer einzigen Ernte gehabt hatte, daß ich dies hier anführe, in der Hoffnung, es möchte Donna Anna zu Gesicht kommen.

Das Wasser des Flusses ist schlammig, und solche Flüsse haben, wie man aus Beobachtungen weiß, weit mehr Moskitos als Flüsse mit reinem Wasser. Man sagte uns außerdem, diese Insekten seien häufiger zur Zeit des Neumonds, als zu andern Zeiten; in jedem Falle waren wir froh, den Senza und seine Plagen verlassen zu können.

Dieses ganze Land besteht aus Mergeltuff, voll Muscheln derselben Art, wie noch jetzt in den Seen leben. Weiter nach Osten auf dem höher gelegenen Boden fanden wir vulkanischen Trapp, und ungeheure Massen Glimmer- und Sandsteinschiefer. Der Glimmerschiefer verbreitete sich fast überall weit in das Innere des Landes hinein und bildete die Bergketten, die, wie wir sahen, dem Distrikt von Golungo Alto einen Hochlandcharakter geben. Der Trapp geht oft durch die Schluchten der aufgehäuften Felsen, und wo die vulkanischen und die ältern Felsen zusammenstoßen, findet man große Massen magnetisches Eisenerz. Der durch die Auflösung des Glimmerschiefers und des Trapp entstandene lehmige Boden ist für den Kaffeebau vortrefflich, und auf den Abhängen dieser Berge und ähnlichem rothem Lehmboden ist diese Pflanze außerordentlich verbreitet. Die Wiesen am Senza und Coanza, welche ebenfalls auf Mergeltuff ruhen und Muscheln enthalten, beweisen, daß vor der Erhebung dieses Theils des Landes hier tief eingeschnittene Buchten vorhanden waren.

28. September, Kalungwembo. — Wir befanden uns noch auf demselben Wege, den wir gekommen waren, und da es hier keine Moskitos gab, konnten wir die Gegend besser genießen. Hügelreihen liefen zu beiden Seiten unseres Weges, und die schöne ebene Straße war mit einer prächtigen rothen Blume, Dolcamara,

geschmückt. Die Märkte oder Schlafplätze werden von zahlreichen Weibern mit Lebensmitteln versorgt; sie spinnen mit Rocken und Spindel, wie die Weiber der alten Aegypter. Man sieht fast nie eine Frau auf's Feld gehen, die nicht, obwohl mit einem Topf auf dem Kopfe, einem Kind auf dem Rücken und der Hacke auf der Schulter, zugleich noch sich mit Spinnen beschäftigte. Man brachte Baumwolle zum Verkaufe, und ich kaufte ein Pfund für einen Penny. Diesen Preis verlangten sie, und gewiß war dieses doppelt so viel, als sie von einander nehmen. Die Baumwolle wuchs üppig rings um die Marktplätze, aus Samen, der zufällig dahin gekommen war. Man findet sie auch bei den Hütten der Eingeborenen, und wenn ich mich nicht irre, war es die amerikanische Baumwolle, die sich akklimatisirt hatte und zur



Spinnen und Weben der Alten, wie man es noch heutigen Tags in Afrika sieht. Aus Wilkinson's „Ancient Egyptians," S. 85 und 86.

perennirenden Pflanze geworden war. Wir begegneten Eingeborenen mit Baumwolle in Bündeln und Fäden, die sie weiter trugen, um Zeuge daraus weben zu lassen. Die Weiber spinnen, die Männer weben. Jedes Gewebe ist etwa 5 Fuß lang und 15 bis 18 Zoll breit. Der Webstuhl ist von höchst einfacher Con-

struktion, zwei übereinander gelegte Balken, das Gewebe steht senkrecht. Die Fäden des Gewebes sind durch eine dünne Holzlatte von einander getrennt, und der Einschlag wird mittelst der Spindel durchgeschoben, auf die er beim Spinnen gewickelt wurde.

Das Spinnen und Weben in Angola und dem ganzen südlichen Centralafrika ist dem der alten Aegypter so ähnlich, daß ich einen Holzschnitt aus dem interessanten Werke von Gardner Wilkinson beifüge. Die unteren Figuren spinnen auf echt afrikanische Weise, und die Weber in der linken Ecke weben nach Art der Angolesen.

Man brachte viele solche Gewebe zum Verkauf nach den Schlafplätzen. Auch die eingeborenen Schmiede trieben hier ihren Handel. Ich kaufte zehn gute Tafelmesser aus hier gewonnenem Eisen, jedes für zwei Pence.

Die Arbeit ist außerordentlich billig; man versicherte mich, daß selbst Tischler, Maurer, Schmiede und andere den Tag für vier Pence arbeiten, und Ackerbauer mit Vergnügen für den halben Preis *).

---

*) Damit der Leser einen deutlichen Begriff von den socialen Verhältnissen der Bevölkerung dieses Landes bekomme, will ich die Volkszählung von Golungo Alto vom Jahre 1854 beifügen, obwohl hierbei gewiß noch manche Zahl fehlt:

238 unabhängige Angesessene.
4224 Vorsteher einzelner Weiler.
23 eingeborene Häuptlinge (Sovas).
292 Ortsvorsteher (Macotas).
5838 Lastträger.
126 Zimmerleute.
72 Maurer.
3008 Schuhmacher.
181 Töpfer.
25 Schneider.
12 Barbiere.
206 Eisengießer.
486 Blasebalg-Arbeiter.
586 Arbeiter in Kohlenwerken.
173 Bergleute in Eisengruben.
184 Soldaten.
3603 privilegirte Herren, d. h. solche, die in Stiefeln gehen dürfen.
18 Vagabunden.
717 alte Leute.
54 blinde Männer und Weiber.
81 lahme Männer und Weiber.
770 Sklaven.
807 Sclavinnen.
9578 freie Weiber.
393 Landbesitzer.
300 Gärtnerinnen.
139 Jäger.
980 Schmiede.
314 Mattenmacher.
4065 Kinder unter 7 Jahren.
6012 Mädchen unter 7 Jahren.

Diese Leute hatten 300 Götzentempel, 600 Schafe, 5000 Ziegen, 500 Ochsen, 398 Gärten, 25120 Feuerstellen. Die Behörde findet außerordentliche Schwierigkeiten, um genaue Angaben von den Eingeborenen zu bekom-

Da ich das interessante Land und seine früheren Missionsanstalten genauer kennen lernen wollte, als es auf dem Wege möglich gewesen wäre, den wir gekommen waren, so beschloß ich die Stadt Massangano zu besuchen, die südlich von Golungo Alto am Zusammenflusse des Lucalla und Coanza liegt. Dies führte mich durch den Distrikt Cazengo, der durch die Menge und Güte seines Kaffees berühmt ist. Wir sahen ausgedehnte Kaffeepflanzungen an den Abhängen der hohen Berge. Sie waren meist von den Portugiesen angelegt. Die Jesuiten und andere Missionare brachten, wie man allgemein weiß, echten Mokka mit, der sich dann von selbst weit und breit fortgepflanzt hat; daher die Güte des Angola-Kaffees. Einige haben behauptet, daß, da selbst während unseres Besuches beständig neue Pflanzungen entdeckt wurden, der Kaffeebaum einheimisch sei; aber da ich Ananas, Bananen, Yam, Orangenbäume, Flaschenbäume, Pitangas, Guajavas und andere südamerikanische Bäume an denselben Orten mit dem neuentdeckten Kaffee fand, so mag dies wohl darauf hindeuten, daß alle ausländischen Bäume auf demselben Wege hierhergekommen seien. Die Jesuiten führten bekanntlich manche Bäume auch blos des Holzes wegen ein. Man findet solche Bäume zahlreich im ganzen Lande, einzelne sind wieder ausgestorben, andere breiteten sich nicht weiter aus, so z. B. ein Baum im botanischen Garten zu Loanda, der eine Art Weihrauch giebt, aber der einzige der Art in ganz Afrika ist.

Folgender Umstand mag die ausgedehnte Fortpflanzung des Kaffees auf Lehmboden erleichtern. Der Same unter der Erde

---

men. Die Zählung habe ich nur deßhalb angeführt, um im Allgemeinen eine Idee von der Beschäftigung der Bevölkerung zu geben.

Folgende Zahlen entnehme ich dem Census von Icollo i Bengo zu demselben Zwecke:

3232 Individuen, die außerehelich zusammen leben.
4 Waisen, 2 Schwarze, 2 Weiße.
9 eingeborene Häuptlinge.
2 Zimmerleute.
21 Töpfer.
11 Schneider.
2 Schuhmacher.
3 Barbiere.
5 Mattenmacher.
12 Säckemacher.
21 Korbmacher.

Das Vieh in diesem Distrikte ist: 10 Esel, 401 Ochsen, 492 Kühe, 3933 Schafe, 1699 Ziegen, 909 Schweine. Da jährlich 6 Pence als Abgabe auf das Stück von allem Vieh erhoben werden, so ist es wahrscheinlich, daß die Angaben der Wirklichkeit nicht entsprechen.

stirbt gewöhnlich, während er ohne andere Decke als den Schatten der Bäume vortrefflich gedeiht. Der Säemann ist in diesem Fall ein Vogel, der die äußere Schale verzehrt und den Kern wegwirft. Die Kaffeepflanze kann die unmittelbaren Sonnenstrahlen nicht vertragen; wenn man daher eine Anzahl Kaffeebäume in einem Walde findet, braucht man nur das Buschholz zu entfernen und so viel Waldbäume stehen zu lassen, als den Kaffeebäumen hinreichend Schatten gewähren. Der glückliche Entdecker hat dann eine blühende Kaffeeplantage.

Dieser Distrikt, so klein er ist, da er nur 13822 Einwohner, darunter nur zehn Weiße hat, bringt der Regierung doch einen jährlichen Tribut von 1300 Stück Baumwollenzeugen, jedes fünf Fuß lang und achtzehn bis zwanzig Zoll breit, eigenes Gewächs und eigene Arbeit.

Begleitet von dem Commandanten von Cazengo, der mit diesem Theil des Landes wohl bekannt war, fuhr ich in einem Kahne den Fluß Lucalla hinab bis nach Massangano. Der Fluß ist ungefähr 85 Ellen breit, und von seiner Vereinigung mit dem Coanza an, bis etwa sechs Meilen oberhalb des Punktes, wo er den Luinha aufnimmt, für Kähne schiffbar. Nahe bei diesem letzteren Punkte liegen die starken massiven Ruinen einer Eisengießerei, welche 1768 auf Befehl des berühmten Marquis von Pombal errichtet wurde. Alle Gebäude waren aus Stein; als Cement diente Oel und Kalk. Das Wehr war aus demselben Material gebaut und siebenundzwanzig Fuß hoch. Es ist von einer Fluth durchbrochen worden, welche alle großen Felsblöcke mit sich fortriß, und einen instruktiven Beweis der Wasserkraft abgab. Nichts an diesem Orte deutete auf ungesundes Klima hin; aber acht spanische und schwedische Werkleute, die man hierher gebracht hatte, um die Eingeborenen im Schmelzen des Eisens zu unterrichten, fielen bald als Opfer der Krankheit und des unregelmäßigen Lebenswandels. Die Anstrengungen des Marquis wurden sonach vereitelt. Arbeit und Unterhalt sind indeß hier so billig, daß fast alles zu einem Preise hergestellt werden kann, der theuere Etablissements unnöthig macht.

Eine Anzahl eingeborener Bergleute und Schmiede steht noch im Dienste der Regierung; sie bearbeiten das reiche schwarze magnetische Eisenerz und liefern der Regierung jeden Monat 480 bis 500 Stangen gutes Schmiedeeisen. Sie leben ferner davon,

daß sie sich Tausende der kleinen Süßwasserfische, Cacusu genannt, aneignen, die einen Theil der Abgabe der Fischer im Coanza bilden. Dieser Fisch ist so beliebt im ganzen Lande, daß, wer ihn nicht essen will, ihn leicht in Geld verwandeln kann. So hat der Commandant des Distriktes Massangano das Recht, jeden Morgen eine Schüssel mit 300 Stück zu verlangen; es ist dies ein Theil seines Gehaltes. Auch Schalthiere giebt es im Coanza, sowie den Peixemulher (d. h. Weiberfisch) der Portugiesen, wahrschein- scheinlich eine Art Manatie (Seekuh).

Die Ufer des Lucalla sind sehr schön, mit Feigenbäumen, Bananen und Palmen (Elaeis Guineensis) bepflanzt. Große Mais-, Maniok- und Tabakanpflanzungen sieht man längs beider Ufer, welche durch eine große Menge Häuser der Eingeborenen mit dichten schattigen Hainen bedeckt sind, um welche kleine Knaben und Mädchen spielen. Die Ufer sind steil. Vor jeder Hütte ist eine kleine Bühne erbaut, auf welche die Bewohner steigen, um Wasser heraufzuziehen, ohne von den Alligatoren etwas zu fürchten zu haben. Andere haben, um geschützt zu sein, Pallisaden im Wasser errichtet; noch andere binden die Schale der Frucht des Baobabbaumes an eine etwa zehn Fuß lange Stange, mit der sie, auf dem hohen Ufer stehend, ohne Gefahr Wasser schöpfen.

Schlingpflanzen klimmen an den Seiden-, Baumwollen- und Baobabbäumen empor, und schmücken diese mit ihren schönen Blumen wie heitere Festons. Nahe bei Massangano wird das Land zu beiden Ufern eben, große Strecken versumpfen in Folge der jährlichen Ueberschwemmungen; aber es herrscht große Fruchtbarkeit. So sahen wir in den Gärten Tabakspflanzen von acht Fuß Höhe, jede mit sechsunddreißig Blättern, welche achtzehn Zoll lang und sechs bis acht Zoll breit waren. Zur Weide eignet sich das Land jedoch nicht. Wir bemerkten die Tsetse; sonst gab es hier kein anderes Vieh, als Ziegen.

Die Stadt Massangano liegt auf einer ziemlich hohen Landzunge, welche vom linken Ufer des Lucalla und dem rechten Ufer des Coanza gebildet wird. Ich wurde von Lubata mit echt portugiesischer Gastfreundschaft aufgenommen. Die Stadt hat über tausend Einwohner, der ganze Distrikt 28063, darunter nur 315 Sclaven. Sie steht auf Kalktuff, der reich an versteinerten Schalthieren ist, von welchen die jüngsten denen gleichen, die

wir in dem Mergeltuff an der Küste fanden. Das Fort liegt an der Südseite der Stadt auf einer hohen senkrechten, über den Coanza überhängenden Uferstelle. Der Coanza ist hier ein prächtiger Strom, ungefähr hundertundfünfzig Ellen breit, für große Kähne vom Damm an seiner Mündung bis nach Cambambe, etwa dreißig Meilen oberhalb dieser Stadt, schiffbar. Ein schöner Wasserfall hindert daselbst die weitere Fahrt. Zehn bis zwölf große Kähne mit Landesprodukten passiren Massangano fast jeden Tag. Im Jahre 1650 wurden hier vier Galionen gebaut; sie müssen ziemlich groß gewesen sein, denn sie fuhren nach Rio de Janeiro.

Der Distrikt von Massangano ist dem Zucker- und Reisbau günstig, Cambambe eignet sich namentlich für Baumwollenbau; aber der Damm an der Mündung des Coanza hindert den Zugang der Dampfer in dieses beneidenswerthe Land, wiewohl ein kleiner Dampfer, wenn er einmal auf dem Flusse selbst ist, ohne Schwierigkeit weiter fahren könnte. Wahrscheinlich wollten diejenigen, welche einen Canal von Calumbo nach Loanda zu bauen unternahmen, nicht blos die Stadt mit frischem Wasser versehen, sondern auch den Transport erleichtern. Aus den Ueberresten des Canals sieht man, daß er für Caonza-Kähne berechnet war. Die Portugiesen begannen 1811 einen kleineren zu bauen, hatten aber nach dreijähriger Arbeit erst 6000 Ellen fertig. Man wird hier nie etwas Großes oder Nützliches zur Ausführung bringen, so lange die Portugiesen hierher kommen blos um reich zu werden und dann nach Portugal zurückzukehren.

Stadt und Fort Massangano liegt unter 9° 37′ 46″ südlicher Breite, fast ganz wie Cassange. Da das Land zwischen Loanda und diesem Orte verhältnißmäßig eben ist, so könnte man mit wenig Kosten eine Eisenbahn herstellen. Die Ebene erstreckt sich weiter längs des nördlichen Ufers des Coanza bis an den Rand des Cassange-Beckens, und eine bis hierher gehende Eisenbahn würde für den Transport der Produkte der reichen Distrikte Cassange, Pungo Andongo, Ambaca, Cambambe, Golungo Alto, Cazengo, Muchima und Talumbo, mit einem Worte für ganz Angola und die umliegenden unabhängigen Stämme höchst vortheilhaft sein.

In Massangano sind zwei Kirchen und ein Hospital in

Ruinen; ferner zeigte man die Reste zweier Klöster, deren eines schwarzen Benedictinern gehört haben soll, welche gewiß ein schweres Stück Arbeit hatten. Es giebt weder Priester noch Schullehrer in der Stadt, doch freute ich mich, als ich sah, daß eine Anzahl Kinder von einem Einwohner unterrichtet wurde. Die zu diesen frühern geistlichen Etablissements gehörigen Ländereien werden jetzt von dem Gouvernement von Loanda verpachtet, und alle Gold- und Silbergefäße, welche ihnen gehörten, hat der Bischof nach Loanda bringen lassen.

Das Fort von Massangano ist klein, aber in gutem Stande; es hat einige sehr alte Geschütze, die zu ihrer Zeit furchtbare Waffen gewesen sein müssen. Die Eingeborenen haben bedeutende Furcht vor großen Geschützen, und dies sichert die Dauer der portugiesischen Macht. Sie fürchteten sich vor einer Kanone, deren Laffette so zerfressen war, daß sie bei dem ersten Schusse in Stücke fallen mußte; die Kanonen im Fort von Pungo Andongo haben nicht einmal Laffetten.

Massangano war eine sehr bedeutende Stadt, als die Holländer Loanda und einen Theil von Angola im Besitz hatten; aber als im Jahre 1648 die Holländer von einer kleinen Anzahl Portugiesen verjagt wurden, unter dem Gouverneur Salvador Correa de Sá Benevides, gerieth Massangano in Verfall. Seit die Portugiesen den Ort zum Theil verließen, sind einige Baobabbäume gewachsen und haben einen Durchmesser von achtzehn bis zwanzig Zoll, und eine Höhe von ungefähr zwanzig Fuß erreicht. Es läßt sich zwar hieraus kein ganz sicherer Schluß ziehen, da man nicht weiß, wie bald nach 1648 sie zu wachsen angefangen haben; aber ihre jetzige Größe beweist, daß sie nicht ungewöhnlich langsam gewachsen sind.

Während unserer Anwesenheit fanden mehrere Feuersbrünste statt, da das Dachstroh in Folge der dörrenden Sonne wie Zunder geworden war. Die Dächer entzündeten sich ohne eine andere bemerkbare Ursache, als die brennenden Sonnenstrahlen, und setzten die Einwohner in großen Schreck, denn bei dem leisesten Winde hätte die ganze Stadt in Flammen aufgehen können. Man sieht in Massangano nirgends eine Steininschrift. Wenn es zerstört würde, so könnte Niemand angeben, wo diese und die meisten portugiesischen Städte im Innern gestanden

haben, so wenig wie wir dies von denen der Balonda angeben können.

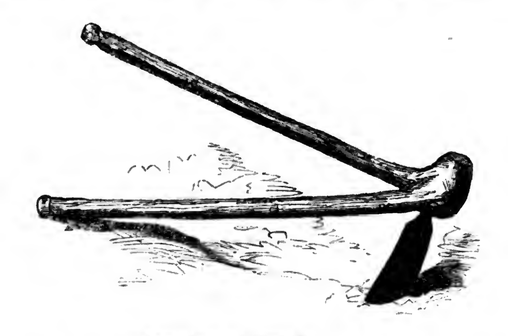
Während diese Stadt noch besetzt war, wurde der Coanza zur Schifffahrt benutzt; aber die Fahrzeuge wurden von den holländischen Nachbarn so häufig geplündert, daß man den Fluß nicht länger benutzte, nachdem man den guten Hafen von Loanda wieder bekommen hatte. Wir blieben hier vier Tage, und hofften die Länge bestimmen zu können, aber zu dieser Jahreszeit ist der Himmel fast immerwährend mit einer dichten Wolkendecke wie Milch und Wasser überzogen, und so bleibt es gewöhnlich bis zur Regenzeit, welche jetzt in Aussicht war.

Die Länder an der Nordseite des Coanza gehören den Kisamas, einem unabhängigen Stamm, den die Portugiesen nicht haben unterjochen können. Die wenigen Kisama, welche ich sah, haben viel Aehnlichkeit mit den Buschmännern und Hottentotten, und waren mit Streifen weicher Rinde bekleidet, die von der Taille bis auf die Kniee herabhingen. Sie treiben viel Handel mit Salz, das ihr Land in großer Menge erzeugt. Man gewinnt es in Krystallen von ungefähr 12 Zoll Länge und 1½ Zoll Durchmesser. Es wird in ganz Angola verkauft und ist nächst dem Calico ein Hauptgegenstand des Tauschhandels. Die Kisama sind tapfer, und wenn die Portugiesen ihnen in ihre Wälder folgten, so brachten sie diese Eindringlinge in die größte Noth, indem sie alle Wasserbehältnisse abzapften; diese waren nämlich nichts als ungeheuere Baobabs, die sie zu Cisternen ausgehöhlt hatten. Da das Kisama-Land im übrigen sehr schlecht mit Wasser versehen ist, so mußten sich die Portugiesen bald wieder zurückziehen. Ihr Land ist in der Nähe von Massangano niedrig und sumpfig, steigt aber weiterhin an; jenseit desselben erheben sich die Bergketten der Libollo, eines andern mächtigen und unabhängigen Volkes. Bei Massangano bemerkte ich eine Art zahmes Geflügel, das besser im Stande ist, als anderes, die Sonnenhitze zu ertragen. Es war dies eine Henne mit ihren Küchlein, deren Federn nach aufwärts standen; sie beschatten also den Körper, ohne die Hitze zu vergrößern. Diese Hühner nennen die Eingeborenen Kisafu; sie zahlen einen hohen Preis für sie, wenn sie dieselben opfern wollen; die Portugiesen nennen sie arripiada, d. h. Schauernde oder Zitternde. Die Natur scheint das Be-

streben zu haben, Varietäten zum Nutzen des Menschen zu schaffen.

Als wir den Lucalla hinauf in den Cazengo fuhren, hatten wir Gelegenheit, einige blühende Kaffeepflanzungen zu besuchen, und merkten, daß Leute, die ohne Kapital, aber mit redlichem Fleiße begannen, im Verlauf weniger Jahre sich ein angenehmes Leben geschaffen hatten. Einer von diesen Leuten, Pinto mit Namen, versah mich reichlich mit vortrefflichem Kaffee, und meine Begleiter mit einer Kaninchenhecke, um sie in ihr Land zu versetzen. Ihre Ländereien, die sie von der Regierung bekommen hatten, gaben ihnen ohne viele Arbeit Kaffee genug, um alle ihre Bedürfnisse davon bestreiten zu können.

Mit so bequemen Aussichten auf Reichthum scheint die Vorsehung dazu aufzufordern, den Sclavenhandel aufzuheben, und rechtmäßigen Handel zu führen. Wir sahen die weibliche Bevölkerung, wie gewöhnlich, mit Baumwollspinnen und mit dem Bebauen ihrer Ländereien beschäftigt. Ihr einziges Ackergeräth



Angolahacke mit Doppelstiel.

ist eine Hacke mit Doppelstiel. Viele Männer sahen wir weben. Sie scheinen weniger fleißig als die Weiber zu sein, denn sie brauchen einen ganzen Monat, um ein Gewebe zu vollenden; doch ist auch nicht viel Antrieb zum Fleiß da, denn ein solches Gewebe wird um zwei Schillinge verkauft, wobei also die Zeit gar nicht in Betracht kommt.

Als ich nach Golungo Alto zurückkehrte, fand ich mehrere meiner Leute am Fieber erkrankt. Ich hatte sie dort zurückge-

lassen, damit sie sich von den Anstrengungen der Reise von Loanda erholen könnten, die ihre Füße weit ärger mitgenommen hatte, als hunderte von Meilen auf unserer Reise nach dem Westen. Sie waren in ihrem eigenen wasserreichen Lande an Nässe gewöhnt, und wir fanden deren in Loanda im Ueberflusse. Aber die Straßen von Loanda nach Golungo Alto waren hart und trocken, und machten ihnen viel zu schaffen; dennoch dichteten sie Lieder, die sie singen wollten, wenn sie nach Hause kämen. Die Argonauten waren nichts im Vergleich mit ihnen und sie bemerkten mit Nachdruck: „Es war gut, daß du mit Makololo reistest; denn kein Stamm hätte thun können, was wir im Lande der Weißen auszuführen im Stande waren, wir sind die wahren Alten, die Wunder erzählen können.“ Zwei von ihnen hatten jetzt anhaltendes Fieber und Gelbsucht, das Weiße in ihren Augen wurde gelb wie Safran; ein dritter bekam Wahnsinnsanfälle. Er trat einmal zu seinen Gefährten und sagte: „Lebt wohl! die Götter rufen mich weg!“ und rannte spornstreichs davon. Die jüngeren Leute fingen ihn, nachdem er eine Meile gelaufen war, und banden ihn. Er wurde mehrere Tage sorgsam behandelt und bewacht, und so genas er wieder. Ich habe in diesem Lande ähnliche Fälle wiederholt bemerkt, seltener Stupidität, und dauernder Wahnsinn kommt wohl kaum vor.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wir besuchen ein verlassenes Kloster. — Günstige Berichte von den Jesuiten und ihrer Lehre. — Abstufungen der eingeborenen Gesellschaft. — Strafe der Diebe. — Palmenwein, seine schädlichen Wirkungen. — Freimaurer. — Heirathen und Begräbnisse. — Rechtshändel. — Canto's Krankheit. — Schlechtes Benehmen seiner Sclaven. — Ein Gastmahl. — Gedanken über freie Arbeit. — Schicksal der amerikanischen Baumwolle. — Ueberfluß an Baumwolle im Lande. — Sekeletu's Pferd erkrankt. — Sonnenfinsterniß. — Insekten, welche Wasser destilliren. — Experimente mit ihnen. — Wir kommen nach Ambaca. — Gefährliche Jahreszeit. — Schut in Loanda beschenkt uns. — Besuch in Pungo Andongo. — Gute Weiden, Getreide, Obst u. s. w. daselbst. — Das Fort und die Säulenfelsen. — Die Königin von Jinga. — Gesunde Lage von Pungo Andongo. — Preis eines Sclaven. — Ein Fürst als Kaufmann. — Seine Gastfreundschaft. — Ich höre von dem Verlust meiner Papiere auf dem Schiffe Forerunner. — Ich entrinne mit Mühe einem Alligator. — Alte Begräbnißplätze. — Vernachlässigung des Ackerbaues in Angola. — Maniok als Hauptprodukt. — Seine Billigkeit. — Krankheit. — Freundschaftlicher Besuch eines farbigen Priesters. — Der Fürst von Kongo. — Kein Priester im Innern von Angola.

Während wir auf die Genesung meiner Leute warteten, besuchte ich in Gesellschaft meines Freundes Canto das verfallene Kloster des heiligen Hilarion in Bango, wenige Meilen nordwestlich von Golungo Alto. Bango liegt in einem prächtigen Thale und hat ungefähr 4000 Feuerstellen. Es ist die Wohnung des Sova oder Häuptlings von Bango, der noch jetzt unter der portugiesischen Herrschaft eine gewisse Macht hat. Der Klostergarten, die Kirche, die Schlafsäle der Brüder sind noch immer

in gutem Stande. Ich sah nach den Möbeln, Betten, und den Behältnissen für die Lebensmittel der Brüder und hätte gern etwas über die früheren Besitzer erfahren; aber die Bücher und heiligen Gefäße waren vor Kurzem nach Loanda geschafft worden, und selbst die Gräber der Entschlafenen waren ohne jedes Denkzeichen; doch werden ihre Ruheplätze sorgfältig gehütet. Man spricht nur Gutes von den Jesuiten und anderen Missionaren wie Kapuzinern u. s. w., da sie sich sorgfältig der Erziehung der Kinder annahmen. Man hatte sie in Verdacht, daß sie zum Schaden der Regierung sich der Sache des Volkes annähmen; daher ersetzte man sie durch Priester, über deren Aussterben sich Niemand beklagt hat. Mit Rücksicht auf die jetzigen Früchte der früheren Missionen kann man sich der Gewißheit hingeben, daß, wenn der Unterricht der Jesuiten so nachhaltig gewesen ist, der der Protestanten, welche ihren Bekehrten die Bibel in die Hand geben, nicht weniger von Erfolg sein wird. Der Bango-Häuptling hat ein großes zweistöckiges Haus nahe an dem Kloster erbaut, aber aus abergläubischer Furcht schläft er nicht darin. Die Portugiesen machen sich die Abstufungen der eingeborenen Gesellschaft zu Nutze. Dieser Mann z. B. ist noch immer Sova oder Häuptling, hat seine Rathgeber und behauptet dieselbe Stellung, wie zur Zeit der Unabhängigkeit des Landes. Wenn einer seiner Unterthanen des Diebstahls schuldig ist, zahlt er sofort den Betrag baar aus und hält sich am Vermögen des Diebes in einer Weise schadlos, daß er bei dem Handel noch gewinnt. Seine Unterthanen sind in eine Anzahl Klassen eingetheilt. Die höchste freie Klasse sind die Rathgeber, gewöhnlich die Vorsteher der einzelnen Dörfer; die niedrigsten Freien sind die Lastträger. Die nächste höhere Klasse hat das Recht Schuhe zu tragen und bezahlt den Häuptling dafür; die Soldaten zahlen dafür, daß sie dienen dürfen, denn so dürfen sie nicht als Lastträger benutzt werden. Sie zerfallen auch in große und kleine Herren, und obwohl kohlschwarz, nennen sie sich selbst die Weißen, und diejenigen, welche keine Schuhe tragen dürfen, die Schwarzen. Die Männer in allen Klassen lassen die Weiber für den Unterhalt sorgen und verbringen die meiste Zeit damit, daß sie Palmwein trinken. Dieser Wein ist der Saft der Oelpalme (Elaeis Guineensis), welche, wenn man sie anbohrt, eine süße helle Flüssigkeit giebt, die, so lange sie frisch ist, nicht berauscht, aber wenn



Eingeborene Frauen unter den Mokolane-Palmen.

sie bis auf den Nachmittag steht, trunken macht und zu vielerlei Verbrechen Veranlassung giebt. Dieser Wein, Malova genannt, ist das Verderben des Landes. Man bringt unaufhörlich Leute vor den Commandanten, die im Palmweinrausche Verbrechen begangen haben. Man begegnet Leuten mit tiefen Kopfwunden, und Einer, der seines Vaters Wohnung niedergebrannt hatte, verbeugte sich vor Canto und wollte ihm erklären, warum er dies gethan.

Es giebt hier auch eine Art Freimaurer, Empacasseiros, in deren Verbindung Niemand zugelassen wird, der nicht ein guter Jäger ist und mit der Flinte gut umzugehen versteht. Man erkennt sie an einer Kopfbinde aus Büffelhaut; sie werden bei allen eiligen Geschäften als Boten verwandt. Sie sind sehr zuverlässig und im activen Dienste die besten Truppen der Portugiesen. Die Miliz hat keinen Werth als Soldaten, aber sie kostet dem Lande nichts, da die Weiber für ihren Unterhalt sorgen. Sie bewachen die Wohnung des Commandanten und thun Polizeidienste.

Die Hauptvergnügungen der Eingeborenen von Angola sind Heirathen und Begräbnisse. Wenn ein Mädchen heirathen will, so thut man sie in eine Hütte allein, bestreicht sie mit allerhand Salben und spricht Zauberformeln dabei, um ihr Glück und Fruchtbarkeit zu sichern. Hier wie überall im Süden besteht das höchste Glück darin, Söhne zu haben. Die Weiber verlassen oft ihre Männer, wenn sie nur Töchter bekommen. Wenn bei ihren Tänzen eine die andere verhöhnen will, so fügen sie beim Gesang eine Zeile ein: „Die und die hat keine Kinder, und wird auch nie Kinder bekommen.“ Der Schimpf ist so groß, daß die Betroffenen nicht selten fortlaufen und sich selbst tödten. Nach einigen Tagen wird die Braut in eine andere Hütte gebracht und mit den besten Kleidern und allem Schmuck ausgestattet, so viel ihre Verwandten irgend auftreiben können. Dann wird sie öffentlich ausgeführt, als Frau begrüßt und von allen Bekannten beschenkt. Hierauf bringt man sie in die Wohnung ihres Mannes, wo sie eine Hütte für sich bekommt und als eine seiner Frauen gilt, denn Polygamie ist allgemein. Das Tanzen, Schmausen und Trinken bei solchen Festlichkeiten dauert mehrere Tage. Im Fall der Trennung kehrt die Frau in ihres Vaters Haus zurück und der Mann bekommt zurück, was er für sie

gegeben hat. Der Mann kauft fast stets seine Frau, und die Mulatten zahlen den Aeltern der Braut oft 60 Pfund. Dies ist einer der Uebelstände, die der Bischof abzuschaffen sich bemühte.

Bei Todesfällen wird der Leichnam mehrere Tage lang aufbewahrt; es versammelt sich eine große Menge Leute beiderlei Geschlechtes; sie trommeln, tanzen, schmausen u. s. w., je nach den Verhältnissen der Verwandten. Die schwarze Bevölkerung von Angola hält sehr viel darauf, ihren Freunden eine theuere Leichenfeierlichkeit zu geben. Oft, wenn Jemand aufgefordert wird, ein Schwein zu verkaufen, hört man die Antwort: „Ich will es bis zum Tode meines Freundes aufheben." Gewöhnlich schlachtet man ein Schwein und verzehrt es am letzten Tage der Feierlichkeit und wirft seinen Kopf in den nächsten Fluß. Bei solchen Gelegenheiten sind die Eingeborenen oft betrunken, und wenn man sie darum schilt, so antworten sie: „Nun, meine Mutter ist ja gestorben," gleich als fänden sie darin eine genügende Entschuldigung. Die Kosten der Leichenfeierlichkeit sind so bedeutend, daß oft Jahre vergehen, ehe sie abgezahlt werden können.

Die Leute sollen streitsüchtig und hartnäckig sein; sie zanken sich unaufhörlich um ihre Ländereien. So kam ein Fall vor die wöchentliche Gerichtssitzung des Commandanten, in dem es sich um einen Palmbaum handelte, der zwei Pence werth war. Der Richter rieth dem Kläger, seine Klage zurückzunehmen, da die Kosten weit mehr betragen würden, als der Baum werth sei. „O nein," antwortete er, „ich habe einen schönen Calico mit für den Schreiber, und Geld für Dich. Ich habe Recht und lasse nicht ab davon." Der Calico kostet drei bis vier Schillinge. Sie freuen sich, wenn sie von einem Feinde sagen können: „Ich hab' ihn vor den Gerichtshof gebracht."

Da der Commandant Canto, mein Freund, von einem heftigen Fieber befallen wurde, gewährte es mir großes Vergnügen, in seiner Krankheit ihn abzuwarten, der so gütig gegen mich gewesen war, als ich mich in gleicher Lage befand. Er war einige Zeit ohne Besinnung, und da ich während dem die Aufsicht über sein Hauswesen führte, so hatte ich Gelegenheit, die Sclaven zu beobachten. Wenn der Herr krank ist, stürzen die Sclaven über die Lebensmittel her. Ich wußte das nicht,

bis ich bemerkte, daß die Zuckerdose jedesmal leer auf den Tisch kam. Als ich meinen Patienten bei Nacht besuchte, ging ich einen Corridor entlang; da begegnete mir die Waschfrau, die Ananas mit Zucker aß. Alle Süßigkeiten wurden aufgezehrt, und ich konnte kaum Brot und Butter bekommen, bis ich endlich die Thür zur Speisekammer zuschloß. Wahrscheinlich dachten die Sclaven, da sie und die Leckerbissen das Eigenthum des Herrn seien, so wäre kein Grund vorhanden, weshalb sie davon getrennt sein sollten.

Da ich sie so von der Quelle des Genusses absperrte, fingen sie an die Hühner und Gänse todtzuschlagen, und brachten mir die getödteten Thiere mit den Worten: „Das lag todt draußen." Dann ergötzten sie sich am Fleische. Ein Gefühl der Unsicherheit herrscht durch das ganze Land. Es ist ganz gewöhnlich, Fremden einen Schlüssel zu ihrem Zimmer zu geben. Wenn man zum Frühstück oder Mittagessen gerufen wird, so verschließt man seine Thür und steckt den Schlüssel zu sich. In Kolobeng schlossen wir Monate lang weder Tag noch Nacht unsere Thür zu; aber dort giebt es auch keine Sclaven. Die Portugiesen sind eben nicht zu sehr für die Sclaverei und gegen die Farbe eingenommen. Canto gab ein Gastmahl, bei dem alle Klassen vertreten waren. Es erschienen zwei Sova's oder Häuptlinge und nahmen ganz ungenirt ihre Plätze ein. Der Sova von Kilombo trug Generalsuniform, der Sova von Bango einen rothen mit Brokat verzierten Rock. Er hatte auch eine Musikbande mitgebracht, sechs Trompeter und vier Trommler, die ihre Sache recht gut machten. Diese Leute sind sehr titelsüchtig, und die portugiesische Regierung schmeichelt ihnen mit allerhand Ehrentiteln; so bekam der Sova von Bango jetzt den Titel: „Höchster aller Sova's." An den Tafeln anderer Herren machte ich dieselbe Bemerkung. Canto theilte über Tische einige von den Gedanken mit, die ich über den Werth der Arbeit und den Vorzug der freien Arbeit vor der Sclavenarbeit aufgesetzt hatte. Die anwesenden Portugiesen erwarteten die Ankunft von amerikanischem Baumwollensamen durch Gabriel. Sie befinden sich jetzt im Uebergange vom ungesetzlichen zum gesetzlichen Handel und wenden sich der Baumwolle, dem Kaffee und dem Zucker zu als neuen Quellen des Reichthums. Canto war von ihnen beauftragt worden, drei Zuckermühlen zu kaufen. Unsern Kreuzern gebührt das Haupt-

verdienst, sie gezwungen zu haben, den Sclavenhandel aufzugeben; unsere Regierung versah sie hinreichend mit Baumwollensamen und bewährte so ihre edle Absicht, sie im Beginn einer ehrenvollen Beschäftigung zu unterstützen. Es ist jedoch kaum glaublich, daß, nachdem Clarendon sich die Mühe nahm, durch unsern Geschäftsträger in Washington frischen Baumwollensamen besorgen zu lassen und ihn an den königlichen Commissionär in Loanda abschickte, derselbe wahrscheinlich in die Hände unverbesserlicher Sclavenhändler gerieth und den Ort seiner Bestimmung nie erreichte. Er ist jedenfalls auf der Höhe von Ambriz in die See geworfen worden, und meine Freunde in Golungo Alto blieben ohne die Mittel, ein neues Unternehmen in's Leben treten zu lassen.

Es ist gewöhnlich, die Baumwollenbäume als schädlich umzuhauen, und dafür Bohnen, Kartoffeln und Maniok, so viel zum eigenen Bedarf nöthig ist, zu bauen. Ich bin der Ansicht, daß die Baumwolle, welche in Amerika mehr und mehr verliert, hier perennirt; denn die Pflanzen, die ich im Winter sah, waren nicht todt, obwohl sie den Namen Algodão Americana (amerikanische Baumwolle) führten. Die Abgabe, welche für die zum Kloster gehörenden Gärten gezahlt wird, ist fast nur nominell, denn sie wechselt von einem Schilling bis drei Pfund das Jahr. Die höhern Abgaben, die für die Pflanzungen in unmittelbarer Nähe von Loanda gezahlt werden, können nur Portugiesen oder Halbkasten bezahlen.

Als wir weiter reisen wollten, bekam das Pferd, das uns der Gouverneur als Geschenk für Sekeletu gegeben hatte, eine Entzündungskrankheit, wodurch wir einige Zeit aufgehalten wurden; das Pferd starb daran. Wir hatten, als wir durch Matamba reisten, sorgsam darauf geachtet, daß keine Tsetse sich auf dasselbe setze. Der Wechsel mit dem Futter mag die Krankheit befördert haben; denn Dr. Welweitsch, ein bedeutender deutscher Naturforscher, den wir hier mit seinen mühsamen Studien beschäftigt fanden und der hoffentlich am Leben bleibt, um seine Forschungen der Welt mitzutheilen, sagte mir, daß von den wohl funfzig Grasarten in Loanda hier nur drei bis vier vorkommen und gerade die am wenigsten guten. Die vierundzwanzig Grasarten von Golungo Alto sind fast alle von riesiger Größe.

20. November. — Eine Sonnenfinsterniß, die ich so gern beobachtet hätte, fand an diesem Morgen statt, und wie es oft in diesem bewölkten Himmelsstrich der Fall ist, die Sonne war fünf Minuten vor Eintritt der Finsterniß bedeckt. Als sie wieder schien, nahm die Sonnenfinsterniß zu, und wenige Minuten vor Ende derselben (nach meiner Berechnung) war die Sonne vollkommen dunkel. Es gehört die größte Geduld und Ausdauer dazu, wenn jemand während der Regenzeit die Orte bestimmen will, an denen er sich befindet.

Ehe wir weiter zogen, bemerkte ich ein merkwürdiges Insekt, welches auf Feigenbäumen lebt, von denen es hier mehr als zwanzig Arten giebt. Sieben bis acht jener Insekten sitzen an einer Stelle auf den kleinen Zweigen und destilliren eine helle Flüssigkeit, die, wenn sie auf den Boden fällt, einen kleinen Teich bildet. Stellt man am Abend ein Gefäß unter, so enthält es am Morgen drei bis vier Pinten jener Flüssigkeit. Die Eingeborenen behaupten, wenn ein Tropfen davon in's Auge kommt, so entsteht eine Entzündung daraus. Auf die Frage, woher die Flüssigkeit komme, antworteten die Leute, das Insekt sauge sie aus dem Baume; unsere Naturforscher sagen dasselbe. Ich habe nie eine Oeffnung bemerkt, und der Baum kann unmöglich so viel hergeben. Ein ähnliches aber kleineres Homopteron von der Familie der Cercopiden ist in England unter dem Namen Froghopper (Aphrophora spumaria) bekannt, wenn es ausgewachsen und mit Flügeln versehen ist; als Puppe nennt man es Cuckoospit (Kukuksspeichel), wegen des Schaumes, in den es sich einwickelt. Die Saftcirculation in den Pflanzen unsers Klimas, namentlich in den Gräsern, ist nicht schnell genug, um viel Feuchtigkeit zu erzeugen. Die afrikanische Species ist fünf- bis sechsmal so groß als die englische. Ich glaube, daß beide derselben Familie angehören und nur in der Größe verschieden sind, und daß der Haupttheil der Feuchtigkeit aus der Atmosphäre kommt. Ich überlasse es den Naturforschern, zu erklären, wie diese Thierchen bei Tag und Nacht soviel Wasser destilliren, als ihnen beliebt und unabhängiger sind als die Dampfer Ihrer Majestät, trotz ihres Apparats, den Rauch zu condensiren; denn ohne Kohlen ist noch so viel Seewasser ohne Werth. Ich machte folgendes Experiment. Als ich eine Anzahl jener Insekten auf einem Zweige von Ricinus communis fand, schälte ich etwa zwanzig Zoll der Rinde an der

Seite los, wo die Insekten saßen, und kratzte die innere Rinde ab, um alle hinaufgehenden Gefäße zu zerstören. Ich machte auch ein Loch in den Zweig, das bis in die Mitte ging, und schnitt das Mark und die innern Gefäße heraus. Die Destillation nahm ihren Fortgang, ein Tropfen in 67 Secunden, oder ungefähr zwei Unzen $5^1/_2$ Drachmen in vierundzwanzig Stunden. Am nächsten Morgen hatte die Destillation, statt durch die Entziehung der Nahrung, vorausgesetzt daß diese durch die Zweige des Baumes kam, gelitten zu haben, zugenommen, und betrug alle fünf Secunden einen Tropfen, in der Minute also zwölf Tropfen, was in vierundzwanzig Stunden eine Pinte (sechzehn Unzen) ergab. Dann schnitt ich so tief in den Zweig, daß er vom Stamme brach, aber sie setzten ihr Geschäft immer noch fort, aller fünf Secunden einen Tropfen, während ein anderer Trupp auf einem Zweige desselben Baums nur aller siebzehn Secunden einen Tropfen gab, also in vierundzwanzig Stunden etwa 10 Unzen $4^4/_5$ Drachmen. Endlich schnitt ich den Zweig ganz ab, aber das war zuviel verlangt, die Insekten verließen ihn sofort, wie sie stets mit einem todten Zweige oder todten Thiere zu thun pflegen. Die Anwesenheit größerer Feuchtigkeit in der Luft erhöhte die Kraft jener Destilleure; die Zeit ihrer größten Thätigkeit war am Morgen, wo alles mit Thau bedeckt war.

Nachdem ich einen Tag ausgesetzt hatte, fand ich, daß eine andere Colonie Insekten auf einem Zweige, den ich in ähnlicher Weise abgeschält hatte, alle zwei Secunden einen Tropfen gab, oder vier Pinten zehn Unzen in vierundzwanzig Stunden, während eine Colonie auf einem unberührten Zweige aller elf Secunden einen Tropfen, oder 16 Unzen $2^{19}/_{20}$ Drachmen in vierundzwanzig Stunden erzeugte. Ich bedauerte, daß es mir an Zeit fehlte, ein anderes Experiment vorzunehmen, nämlich einen Zweig abzuschneiden und in's Wasser zu legen, um ihn frisch zu erhalten, und dann acht zu geben, ob das Wasser im Gefäße abnehmen würde. Dies allein fehlte noch, um behaupten zu können, daß sie ihr Wasser der Atmosphäre entnehmen. Ich vermuthe, sie besitzen eine uns unbekannte Kraft außer der Nerventhätigkeit, welche unsere unfreiwilligen Muskeln in Bewegung setzt, nämlich die Kraft, ihr ganzes Leben lang sich zu bewegen, ohne zu ermüden. Der Leser wird sich der Ameisen erinnern, von denen wir oben sprachen.

14. December. — Nachdem wir, ich und meine Leute, uns von heftigen Fieberanfällen erholt hatten, verließen wir den gastfreundlichen Wohnort Canto's mit dem Gefühl der größten Dankbarkeit für seine Güte gegen uns Alle, und setzten unsern Weg nach Ambaca fort (9° 16′ 35″ südlicher Breite, 15° 23′ östlicher Länge).

Die heftigen Regengüsse im October und November waren fast stets von Gewittern begleitet gewesen. Manchmal nimmt die Feuchtigkeit der Atmosphäre ohne eine sichtbare Ursache zu; man merkt dies daran, daß man merklich friert, obwohl das Thermometer nicht gefallen ist. Die größere Feuchtigkeit der Luft ist, da sie ein besserer Leiter für die Wärmeausstrahlung des Körpers ist, eben so gefährlich, als der plötzliche Fall des Thermometers; sie erzeugt bedeutende Krankheiten unter den Eingeborenen, und sie nennen die Zeit, in der sie auftreten, carneirado, als wenn sie durch die Krankheiten wie Schafe hingeschlachtet würden. Diese für die Europäer günstigste Jahreszeit ist für die Eingeborenen die ungesundeste, und doch ist es keineswegs ein Klima, in welchem Eingeborene wie Europäer sich ungestraft Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise ergeben können.

Da meine Leute in Folge der Krankheit noch schwach waren, hatten wir nur kurze Strecken marschiren können. Nach drei und einer halben Stunde kamen wir an die Ufer des Caloi, eines kleinen in den Senza mündenden Flusses. Dieser Theil des Landes ist durch sein Steinöl bekannt, obwohl die zoologische Formation (nach Osten streichender Glimmerschiefer) nicht viel versprach. Mellot, der uns freundlich aufgenommen, begleitete uns bis an einen andern kleinen Fluß, den Quango, wo ich zwei hübsche Knaben sah, die Söhne des Untercommandanten Feltao, welche, obwohl erst sechs bis acht Jahre alt, am Fieber erkrankt waren. Im hellen Sonnenschein reisten wir weiter; die ganze Gegend war nach dem Regen so frisch und grün, und alles so munter, daß man sich nur wundern konnte, in einem Fieberdistrikt zu sein.

Als wir Ambaca erreichten, fanden wir, daß der brave alte Soldat, Laurence José Marquis, seit wir Icollo i Bengo verlassen, für seine unbescholtenen Dienste zum Gouverneur dieses bedeutenden Distrikts ernannt worden war. Nach dieser Stelle streben alle Linienofficiere, die nach Angola kommen, nicht sowohl des Gehaltes, als der Nebeneinkünfte wegen, die bei geschickter

Verwaltung im Laufe weniger Jahre den Commandanten zum reichen Mann machen. Man kann sich von dem Verfahren mancher dieser Beamten eine Vorstellung machen nach folgender Stelle des „Boletim" (Bulletin) von Loanda vom 28. October 1854:

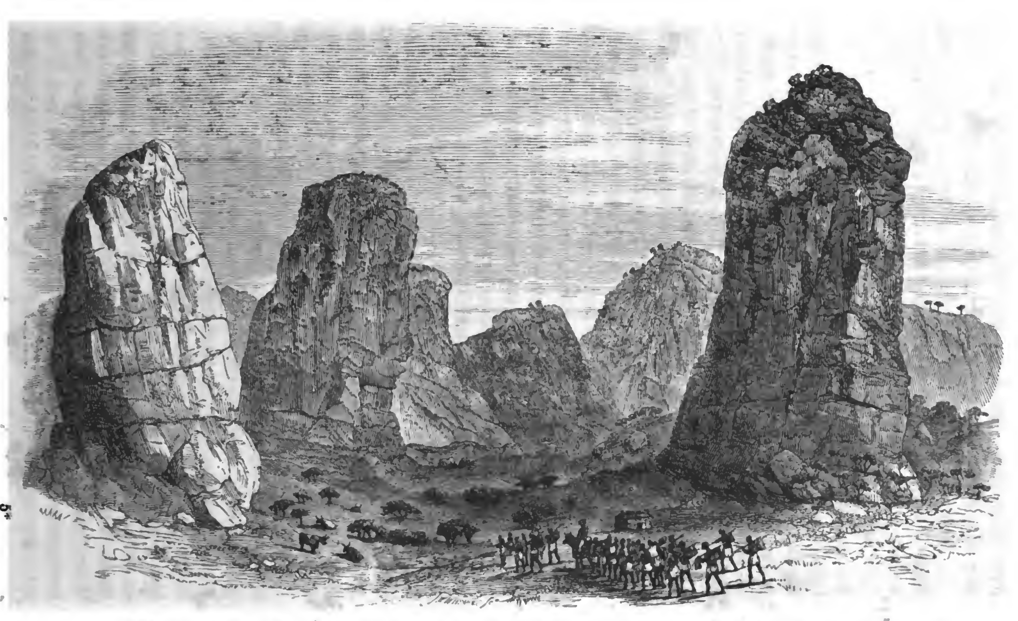
„Der jetzige Generalgouverneur der Provinz Angola und der dazu gehörenden Länder bestimmt wie folgt:

„Nachdem gegen den Commandanten des Forts —, den Capitain der portugiesischen Armee — —, wegen verschiedener Klagen, die vor das Gouvernement gekommen sind, über Gewaltthätigkeit und Erpressungen, die sich der genannte Commandant hat zu Schulden kommen lassen, eine Untersuchung (Syndecancia) eingeleitet worden ist, deren Resultat jene Klagen als wohl begründet herausgestellt hat, so wird es gerathen sein, den genannten Capitain seiner Stelle als Commandanten des Forts —, zu welcher er nach dem Portefeuille des Generalgouvernements, Nr. 41 vom 27. December vorigen Jahres, ernannt worden, zu entbinden, und wenn nicht andere Bestimmungen getroffen werden, soll derselbe von einem Kriegsgericht wegen der Criminalverbrechen, die man ihm zur Last legt, gerichtet werden."

Selbst diese öffentliche Namhaftmachung der Verbrechen brandmarkt den Charakter des Mannes nicht. Das Kriegsgericht, vor welchem solche Verbrecher gerichtet zu werden vorziehen, besteht aus Leuten, welche selbst sehr heftig nach der Commandantenstelle streben, und ihrer eigenen Untersuchung wegen ähnliche Verbrechen in Zukunft anticipiren. Das strengste Urtheil eines Kriegsgerichtes ist die Suspension von seiner Stelle auf wenige Wochen.

Dieser Mangel an Redlichkeit bei den Beamten, der durchaus nicht der Regierung im Mutterlande Portugal zur Last gelegt werden darf, ist ein wesentliches Hinderniß, die Quellen des reichen Landes durch Unternehmungen nach Außen auszubeuten. Daher auch die Unzulänglichkeit der portugiesischen Gesetze zur gänzlichen Unterdrückung des Sclavenhandels. Die Beamten müssen besser bezahlt werden, wenn man von ihnen Redlichkeit erwartet. Jetzt genügt der Gehalt eines Capitains kaum dafür, seine Uniform im Stande zu erhalten. Ein höherer Gehalt, wie ihn unsere Beamten bekommen, hat offenbar Vortheil.

Ehe wir Ambaca verließen, schenkte uns Schut in Loanda



Ansicht der Felsen von Pungo Andongo, während des Durchzuges der Makololo, von Col. Pires' Hause in Cahuey aus gesehen.

zehn Stück Vieh. Wie billig alle Lebensmittel hier sind, erkennt man daraus, daß ein Stück Vieh nur eine Guinee kostet.

Nachdem wir über den Lucalla gesetzt waren, machten wir einen Umweg nach Süden, um die berühmten Felsen von Pungo Andongo zu sehen. Nachdem wir den kleinen Lotete überschritten, nahm die Vegetation einen andern Charakter an. Wir fanden Bäume, identisch mit denen südlich vom Tschobe. Auch das Gras stand in Büscheln, und gehört zu den Grasarten, welche die Eingeborenen für das beste Viehfutter erklären. Bei allen meinen früheren Fragen nach den Vegetabilien Angola's wurde ich immer auf Pungo Andongo verwiesen. Baut ihr Weizen? „O ja, in Pungo Andongo?“ — Weintrauben, Feigen oder Pfirsiche? „O ja, in Pungo Andongo.“ — Macht ihr Butter, Käse u. s. w.? „O ja, alles das findet man in Pungo Andongo.“ Als wir aber hierher kamen, fanden wir, daß die Antworten blos auf die Thätigkeit eines einzigen Mannes sich bezogen, des Colonel Manuel Antonio Pires. Das Vorkommen wilder Trauben zeigt, daß man mit Erfolg würde Weinbau treiben können; der Weizen gedeiht gut ohne Bewässerung, und wer je Butter und Käse an Pires' Tische genossen hat, wird sie dem dürftigen irischen Produkt weit vorziehen. Die Kühe werden hier selten gemolken, da die Portugiesen gewisse Vorurtheile gegen Milch haben. Sie glauben, daß ihr Genuß am Morgen unschädlich ist, aber nach Mittag genossen erzeuge sie Fieber. Ich hielt es für unverständig wenige Tropfen Milch im Kaffee ängstlich zu vermeiden, nachdem man bei Tische zehnmal so viel in Form von Käse genossen hatte.

Das Fort von Pungo Andongo (9° 42′ 14″ südlicher Breite, 15° 30′ östlicher Länge) liegt mitten in einer Gruppe merkwürdiger säulenartig gestalteter Felsen, deren jeder über dreihundert Fuß hoch ist. Sie bestehen aus Conglomerat von verschiedenen großen runden Stücken, in einer Umhüllung von dunkelrothem Sandstein, und ruhen auf einer dicken Schicht dieses letzteren Gesteins. Man hat hier fossile Palmen gefunden, und wenn sie eben so alt sind wie die an der Ostseite des Continents gefundenen, so muß hier ein großes Kohlenlager sein, wie in Tete in Ostafrika. Das Vorkommen von Steinölquellen in Dande und bei Cambambe würde auf das Vorhandensein dieses nützlichen Minerals hindeuten, obwohl ich Niemand kenne, der in Angola wirklich Kohlen entdeckt hätte, wie wir

in Tete. Die Riesensäulen von Pungo Andongo sind durch einen Meeresstrom in südsüdöstlicher Richtung gebildet worden, denn von oben gesehen erscheinen sie in dieser Richtung stehend, und müssen der Brandung des Oceans zu einer Zeit der Weltgeschichte widerstanden haben, wo die Verhältnisse von Land und Meer ganz anders waren als heutigen Tages, lange bevor die Morgensterne sangen und die Kinder Gottes vor Freude jauchzten, die Wohnungen bereitet zu sehen, welche die Menschen einnehmen sollten. Im Conglomerat findet man Gneus, Thon, Glimmer und Sandsteinschiefer, Trapp und Porphyr, Stücke groß genug, um zu vermuthen, daß sie die einzigen Ueberreste ungeheurer uralter Felsenufer gewesen sind. Durch diese Felsen schlängeln sich kleine Flüsse, und mitten unter den Säulen steht das Dorf rings von fast unzugänglichen Felsen umgeben. Die Fußwege nach dem Dorfe könnten von wenigen Leuten gegen eine ganze Armee vertheidigt werden, und lange Zeit war diese Gegend die Feste des Stammes Jinga, der eigentlichen Besitzer des Landes.

Man zeigte uns einen Fußstapfen auf einem dieser Felsen. Er soll von einer berühmten Königin herrühren, die über das ganze Land herrschte. Bei diesen rohen Versuchen der Ueberlieferung fühlt man den Werth der Schrift. In der Geschichte von Angola finden wir, daß die berühmte Königin Donna Anna de Souza als Gesandte ihres Bruders Gola Bandy, Königs der Jinga, 1621 nach Loanda kam, um Frieden zu bitten, und den Gouverneur durch ihre schnellen und treffenden Antworten in Erstaunen setzte. Der Gouverneur schlug als Friedensbedingung vor, daß die Jinga einen jährlichen Tribut zahlen sollten. „Man spricht von Tribut, wenn man erobert hat, und nicht vorher; wir wollen von Frieden reden, nicht von Unterwerfung," war ihre Antwort. Der Gouverneur war ebenso geschlagen, wie unsere Gouverneure am Kap, wenn sie zu den Kaffern sagten, sie möchten ihre Worte aufschreiben, dann wolle er ihnen antworten. Sie blieb einige Zeit in Loanda, erreichte, was sie wünschte, und nachdem sie von den Missionaren bekehrt und getauft war, kehrte sie mit Ehren in ihr Land zurück. Sie folgte ihrem Bruder, den sie vergiftet haben sollte, auf dem Throne, verlor aber in einem Kriege mit den Portugiesen in einer großen Schlacht 1627 fast ihre ganze Armee. Sie kehrte nach langer Apostasie in die Kirche zurück und starb in hohem

Alter. Die Jinga sind jetzt noch ein unabhängiges Volk nördlich von diesem ihrem früheren Wohnsitze. Noch kein afrikanischer Stamm ist ausgerottet worden.

In früheren Zeiten hielten die Portugiesen diesen Ort für vorzüglich ungesund, und eine Verbannung in die schwarzen Felsen von Pungo Andongo war nach dem Urtheil der Richter eine weit schlimmere Strafe als die Verweisung an irgend einen Ort der Küste; aber wie man jetzt allgemein weiß, ist dieser Theil der gesündeste von ganz Angola. Das Wasser ist ganz rein, das Land offen und wellenförmig und fällt nach dem Flusse Coanza ab, der wenige Meilen entfernt ist. Dieser Fluß ist die Südgrenze der Portugiesen, und jenseit desselben nach Süden und Südwest sieht man die hohen Berge der Libollo. Auch im Südosten ist ein bergiges Land, das die Kimbonda oder Ambonda bewohnen, welche, wie Colonel Pires sagte, ein sehr tapferes und unabhängiges Volk, aber gastfreundlich und umgänglich sind. Sie sind reich an Vieh, ihr Land erzeugt viel Bienenwachs, das sie sorgfältig sammeln und den Portugiesen bringen, mit denen sie immer in gutem Vernehmen gestanden haben.

Die Ako (Haco), ein Zweig dieses Stammes, bewohnen das linke Ufer des Coanza oberhalb Pungo Andongo. Anstatt Sclaven zum Verkaufe zu bringen, wie früherhin, kaufen sie jetzt von den Portugiesen für Wachs Sclaven. Ich sah einen Knaben, der für zwölf Schillinge verkauft worden war; er sagte, er sei aus Matiamvo's Lande. Ich kaufte hier ein paar gutgearbeitete Stiefel aus gegerbtem Leder, welche bis über die Kniee heraufreichten, für fünf Schilling acht Pence, und ebenso viel zahlte Pires für ein Pfund Elfenbein; also war der Knabe zwei Paar Stiefel oder zwei Pfund Elfenbein werth. Die Libollo im Süden sind nicht von so gutem Charakter, aber der Coanza ist tief genug, um eine Vertheidigungslinie zu bilden. Colonel Pires ist ein Beispiel dafür, was ein redlicher strebsamer Mann in diesem Lande werden kann. Er kam als Schiffsjunge hierher, und ist durch fortgesetzte Mühe und Arbeit der reichste Kaufmann von Angola geworden. Er besitzt einige tausend Stück Vieh und kann im Nothfall mit mehreren hundert bewaffneten Sclaven in's Feld rücken.

Während wir die Gastfreundschaft dieses reichen Kaufmannes in seiner bequem eingerichteten Wohnung genossen, welche außer-

halb der Felsen liegt und einen prächtigen Anblick über das umliegende Land gewährt, erfuhr ich, daß alle meine Depeschen, Karten und mein Tagebuch in dem Postschiffe Forerunner verloren gegangen seien. Ich freute mich, daß mein Freund, der Lieutenant Bedingfeld, dem ich sie anvertraut hatte, obwohl er in die größte Gefahr gerieth, ihr Schicksal nicht getheilt hatte, und versöhnte mich bald damit, sie noch einmal zu schreiben. Ich machte von der Güte des Colonel Pires Gebrauch, und blieb bis Ende des Jahres bei ihm, um die verlorenen Papiere zu ersetzen.

Colonel Pires hatte noch ein Etablissement an den Ufern des Coanza, etwa sechs Meilen von hier; ich besuchte es mit ihm fast jede Woche einmal, um mich zu erholen. Den Unterschied der Temperatur, den die niedere Lage veranlaßte, sah man an den Acahanußbäumen; denn während diese in der Nähe der Felsen erst blüheten, trugen jene in dem niederen Lande bereits reife Früchte. Kokuspalmen und Bananen tragen gut im niederen Lande, während sie in dem oberen Lande wenig oder keine Früchte bekommen. Der Unterschied am Thermometer betrug 7°. Nahe an den Felsen zeigte das Thermometer gewöhnlich 67° um 7 Uhr früh, 74° Mittags, 72° am Abend.

Ein Sclavenjunge des Colonel Pires, welcher am Abend Bananen gestohlen und gegessen hatte, ging zum Flusse hinab, um sich den Mund zu waschen, damit man ihn nicht am Geruch entdecke. Da packte ihn ein Alligator und schleppte ihn auf eine Insel, mitten im Strome. Hier hielt sich der Junge am Rohr fest und machte alle Anstrengungen seines Gegners, der ihn wegziehen wollte, zu nichte, bis durch sein Geschrei aufmerksam gemacht, seine Kameraden in einem Kahne ihm zu Hülfe eilten. Da ließ der Alligator seinen Fang sogleich los, denn außerhalb seines Elements ist er feig. Der Junge trug die Spuren seiner Zähne am Leibe und an den Schenkeln, und an Armen und Beinen sah man die Wirkungen seiner Klauen.

Die Sclaven des Colonel Pires erscheinen mir mehr wie freie Sklaven, als andere, die ich je gesehen. Alles war nett und reinlich, während sonst, wo Sclaven die einzige Dienerschaft sind, man gewöhnlich viel Nachlässigkeit bemerkt, als wenn sie den Grundsatz hätten, so wenig als möglich für ihre Herren zu thun.

Nicht weit von hier waren viele der ehemaligen Begräbnißplätze der Jinga. Es sind einfache große Steinhügel, auf denen Trink- und Eßgefäße von roher Arbeit stehen. Einzelne sind rund, zwei bis drei Ellen im Durchmesser, und sehen wie ein Heuschober aus. Man findet keine Spur einer Inschrift. Die Eingeborenen von Angola lieben es besonders, ihre Todten neben den besuchtesten Straßen zu begraben. Vorzüglich wählen sie Plätze, wo Wege sich kreuzen. Auf den Gräbern und um dieselben sind Euphorbien und ähnliche Bäume gepflanzt. Auf das Grab legen sie auch Wasserflaschen, zerbrochene Pfeifen, Kochtöpfe, manchmal auch kleine Bogen und Pfeile.

Die portugiesische Regierung, welche diese Sitte abschaffen will, setzte eine Strafe darauf, die Todten an den Wegen zu begraben, und bestimmte in jedem Distrikte öffentliche Begräbnißplätze. Aber trotz des strengen Verbotes folgen die Leute immer wieder ihrer alten Sitte.

Das Land zwischen dem Coanza und Pungo Andongo ist mit niedrigen Bäumen, Büschen und schönen Weiden bedeckt. Wir fanden den prächtigen Gladiolus, Amaryllis toxicaria, Hymanthus, und andere Knollengewächse so schön blühend wie am Kap.

Es ist auffällig, daß in Angola so wenig durch Agricultur gethan worden ist. Man hat es nie versucht, durch Bewässerung Weizen zu bauen; nie hat man einen Pflug in Anwendung gebracht, und das einzige Ackergeräth ist die Hacke in der Hand der Sklaven. Man baut namentlich Maniok, der nicht Nahrungsstoff genug enthält, um den Leuten die gehörige Kraft zu geben. Die portugiesischen Halbkasten haben nicht gleiche Körperstärke wie ihre Vorfahren. Sie leben vorzüglich von Maniok, und da man ihn roh, geröstet oder ohne weitere Zubereitung gekocht genießen kann, oder erst in Wasser gähren läßt und dann röstet oder trocknet, und bäckt oder in feines Mehl zerstößt, oder mit Butter und Zucker ein Gebäck daraus macht, so bekommt man ihn nicht so schnell überdrüssig, als man vermuthen könnte, da er die Hauptnahrung ist. Die Blätter geben gekocht ein gutes Gemüse ab; Ziegen geben mehr Milch, wenn sie damit gefüttert werden. Das Holz ist ein gutes Brennmaterial und giebt viel Potasche. In trockenem Boden gepflanzt braucht der Maniok zwei Jahre

zu seiner Ausbildung und verlangt während dieser Zeit nur einmal von Unkraut gereinigt zu werden. Er erträgt Dürre ganz gut und schrumpft nicht wie andere Pflanzen ein, wenn es nicht regnet. In tiefliegendem Alluvialboden, bei reichlichem Regen und jährlicher Ueberschwemmung bringen ihn zwölf, selbst zehn Monate zur Reife. Wenn man die Wurzel roh raspelt, auf ein Tuch schüttet und zwischen den Händen reibt, wobei man Wasser darauf gießt, so löst sich die stärkeartige klebrige Masse, setzt sich, in ein Gefäß gethan, auf den Boden, und wenn man das Wasser abgießt und die Masse in der Sonne trocknen läßt, erhält man das Tapiokamehl. Der Trocknungsproceß wird dadurch vollendet, daß man die Masse auf einer eisernen Fläche über mäßigem Feuer eine Zeitlang mit einem Stocke rührt; wenn sie ganz getrocknet ist, erscheint sie in kleinen Kügelchen, wie das in den Handel kommende Tapiokamehl. Kornwürmer rühren es nicht an, und die Bebauung erfordert so wenig Arbeit, daß es an Ort und Stelle außerordentlich billig ist. In den inneren Theilen von Angola wird feines Maniokmehl, das man leicht in Tapiokamehl hätte verwandeln können, ungefähr zehn Pfund mit einem Penny bezahlt. Doch kann es nicht anders als auf Fußpfaden und auf dem Rücken der Lastträger und Sclaven nach Loanda gebracht werden.

Cambambe, bis wohin der Coanza schiffbar ist, soll dreißig Meilen (Legua's) unterhalb Pungo Andongo liegen. Dort bildet ein bedeutender Wasserfall die Gränze; ein anderer desgleichen liegt weiter aufwärts an der Mündung des Lombe (9° 41′ 26″ südlicher Breite, und etwa 16° östlicher Länge), über den manchmal Flußpferde und Elephanten herabgetrieben werden und so den Tod finden. Der Fluß dazwischen ist reißend und hat im Allgemeinen felsigen Grund. Seine Quelle soll südöstlich oder südsüdöstlich von dem Zusammenflusse mit dem Lombe, nahe bei Bihe sein. Die Lage von Bihe ist nicht ganz genau bekannt. In Sanza versicherte man uns, es liege fast südlich von da, acht Tagereisen weit. Diese Angabe scheint dadurch bestätigt zu werden, daß wir viele Leute trafen, die von Bihe nach Matiamvo und Loanda gingen. In Sanza theilten sie sich, die einen gingen nach Osten, die anderen nach Westen. Die Quelle des Coanza ist also wahrscheinlich nicht weit von Sanza.

Ich hatte das Glück, unterwegs einigen Kranken beistehen zu können, denn es giebt keine Aerzte im Innern von Angola. Trotz des hier im allgemeinen so gesunden Klimas und der köstlichen Temperatur wurde ich doch vom Fieber befallen. Da ich mein Zimmer nicht verlassen konnte, besuchte mich ein Farbiger, ein Kanonikus. Er befand sich auf einer Rundreise in den verschiedenen Distrikten des Innern, um zu taufen und zu trauen. Er war vor kurzem mit dem Fürst von Congo in Lissabon gewesen, und hier in Anerkennung seiner Dienste vom König von Portugal mit einem Orden geschmückt worden. Er sah vollständig wie ein Neger aus, aber flößte dem Volke Achtung ein, und Colonel Pires, der ihn vor dreißig Jahren gekannt hatte, sagte, er sei ein guter Mann. Es giebt nur drei bis vier Priester in Loanda, alles Farbige, zum geistlichen Stande erzogen. Während meines Aufenthalts in Angola wurden junge befähigte Leute aufgefordert, die sich dem Dienst der Kirche weihen wollten; sie sollten auf der Universität Coimbra in Portugal die nöthige Ausbildung erhalten. Ich erfuhr aus, wie es schien, guter Quelle, daß der Fürst von Congo sich offen zum Christenthum bekennt, und daß es nicht weniger als zwölf Kirchen in seinem Lande giebt, die Frucht der früher in der Hauptstadt San Salvador errichteten Mission. Diese Kirchen werden zum Theil vom Volke erhalten, auch beobachtet man die kirchlichen Ceremonien, und spricht in Nachahmung der lateinischen Gebote, die sie früher hörten, im bunten Kauderwälsch Gebete über die Todten. Viele von ihnen können lesen und schreiben. Wenn ein König von Congo stirbt, wird der Körper in eine Menge Tücher gewickelt, bis ein Priester von Loanda kommt und den Nachfolger einsegnet. Der König von Congo hat noch immer den Titel Herrscher von Angola, den er führte, als die Jinga, die ursprünglichen Besitzer des Landes, sich ihm unterwarfen; und wenn er an den Gouverneur von Angola schreibt, setzt er seinen Namen zuerst, wie wenn er an einen Vasallen schriebe. Die Jinga zahlten ihm jährlich einen Tribut in Kauries, die man auf der Insel fand, welche den Hafen von Loanda deckt, und als sie sich weigerten, ihre Zahlung ferner zu leisten, übergab der König von Congo die Insel den Portugiesen; so kamen diese hier zur Herrschaft.

Die Kenntniß der christlichen Religion in Congo und An-

gola ist unbedeutend, doch wird sie gewissermaßen begünstigt. Das vorherrschende Fieber ist wohl der Grund, warum nirgends im Innern ein Priester stationirt ist. Sie machen, wie oben erwähnt, Rundreisen, die nichts kosten, denn die Leute sind nicht nur bereit ihre Dienste zu bezahlen, sondern geben auch alles umsonst her, was in ihrer Macht steht. Mit Rücksicht auf den trostlosen Zustand dieses schönen Missionsgebiets ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Anwesenheit einiger Protestanten die Priester, wenn nicht zur Liebe, so doch zu guten Werken veranlassen würde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir verlassen Pungo Andongo. — Ausdehnung der portugiesischen Macht. — Wir treffen Händler und Lastträger. — Rothe Ameisen; ihr gewaltiger Angriff; Nutzen, Menge. — Wir steigen die Höhen von Tala Mungongo hinunter. — Fruchtbäume im Thale von Cassange. — Eßbare Muscheln. — Vögel. — Cassangedorf. — Chinin und Cathory. — Kapitän Neves' Kind erkrankt. — Ein Prophet bekommt Schläge. — Tod des Kindes. — Trauer. — Tod durch Gottesurtheil. — Weitverbreiteter Aberglauben. — Die Häuptlingsstelle. — Zauber. — Wir erhalten Abschriften aus der Times. — Handeltreibende Pombeiros. — Geschenk für Matiamvo. — Fieber nach Westwinden. — Angola ist vorzüglich geeignet zur Erzeugung des Rohmaterials für die englischen Manufakturen. — Gesellschaften, die mit Elfenbein handeln. — Weiteres Fieber. — Die Wahl einer Hyäne. — Die Ansicht der Makololo von den Portugiesen. — Cypriano's Schulden. — Ein Leichenbegängniß. — Furcht vor körperlosen Geistern. — Schöne Morgen. — Wir setzen über den Quango. — Die Ambakisten, die „Juden von Angola." — Trachten der Baschinje. — Wir nähern uns Sansawe's Dorfe. — Sein Begriff von Würde. — Das Geschenk der Pombeiros. — Langer Aufenthalt. — Ein Schlag an den Bart. — Wir werden in einem Walde angegriffen. — Ein fechtender Häuptling kommt durch meinen Revolver sofort zu friedlichen Ansichten. — Daher kein Blutvergießen. — Reiseverhältnisse. — Sclavenfrauen. — Wie man Sclaven anredet. — Ihre Neigung zu Diebstahl. — Nebenflüsse des Kongo oder Zaire. — Wir müssen die Geschenke zurückweisen. — Wir setzen über den Loajima. — Aussehen des Volkes; ihre Trachten.

1. Januar 1855. — Nachdem ich durch die Güte des Colonel Pires eines meiner verlorenen Papiere ergänzt hatte, verließ ich Pungo Andongo am ersten Tage dieses Jahres, und schlief in Candumba in einer der Milchwirthschaften meines

Freundes, der im Voraus für den gehörigen Vorrath an Butter, Käse und Milch hatte sorgen lassen. Unser Weg führte am rechten Ufer des Coanza hin. Das Ufer besteht aus demselben Sandstein, den wir schon als Bodenbestandtheil dieses Landes kennen lernten. Das Land ist eben, hat offene Wälder und ist zur Weide sehr geeignet.

An der Mündung des Lombe verließen wir den Fluß, und gingen in nordöstlicher Richtung durch ein freies grünes Land nach dem Dorfe Malange, wo wir unsern frühern Weg wieder trafen. Wenige Meilen westlich von hier zweigt sich ein Weg nach einem neuen Distrikt ab, „Herzog von Braganza" genannt. Dieser Weg führt über den Lucalla und mehrere seiner Nebenflüsse. Das ganze von diesen bewässerte Land soll außerordentlich fruchtbar sein. Das Land westlich von Braganza wird als bergig, gut bewaldet und bewässert geschildert; es ist reich an wildwachsendem Kaffee, und die Leute bauen auch ihre Hütten aus dem Holze des Kaffeebaums. Die Flüsse Dande, Senza und Lucalla sollen auf einer und derselben Bergkette entspringen. Zahlreiche Stämme bewohnen das Land im Norden, die sämmtlich unabhängig sind. Die Macht der Portugiesen erstreckt sich namentlich über die Stämme, deren Länder wir passirten. Fest besteht sie nur zwischen den Flüssen Dande und Coanza. Landeinwärts erstreckt sie sich etwa dreihundert Meilen bis an den Fluß Quango; die Bevölkerung mag nach den unvollkommenen Ergebnissen der Zählung, welche jährlich von dem Commandanten der funfzehn bis sechzehn Districte, in die das Land zerfällt, eingereicht werden, nicht unter 600,000 Seelen betragen.

Wir verließen Malange und reisten schnell auf dem Wege, den wir gekommen waren, weiter, ohne ihn zu verlassen. Sanza liegt 9° 37′ 46″ südlicher Breite, 16° 59′ östlicher Länge. Der felsige Boden besteht aus dem bereits erwähnten Sandstein, dann wird er, je weiter westlich wir kommen, um so feinkörniger und erhält einen Zusatz von Glimmer; auf Tala Mungongo (9° 42′ 37″ südlicher Breite, 17° 27′ östlicher Länge) erreichen wir thonigen Boden, der sich westlich weiter ausdehnt. Die allgemeine geologische Struktur zeigt einen breiten Rand von Glimmer und Sandsteinschiefer (ungefähr 15° östlicher Länge), der sich nach dem Centrum des Landes zu senkt, am Fuße jener horizontalen

Flötzgebirge jüngern Datums. Der Rand ist allerdings von höherm Alter, aber nicht sehr hoch.

Hier trafen wir einen Eingeborenen von Bihe, der Schinte's Land dreimal des Handels wegen besucht hatte. Er machte uns Mittheilungen über jenes ferne Land, doch sprach er nicht von den Makololo, welche im Norden immer als ein verzweifelt wildes Volk geschildert wurden, die kein Händler ungefährdet besuchen könne. Die Halbkasten-Händler, die wir bei Schinte trafen, waren mit sechsundsechzig Sclaven und mehr als funfzig Elephantenzähnen nach Angola heimgekehrt. Längs des Wegs trafen wir täglich lange Reihen Lastträger, welche große viereckige Stücke Bienenwachs, jedes ungefähr hundert Pfund schwer, und Elephantenzähne trugen, das Eigenthum der Kaufleute von Angola. Viele Eingeborene gingen auch in eigenen Geschäften nach der Küste mit Bienenwachs, Elfenbein und süßem Oel. Sie schienen in größter Sicherheit zu reisen, und an vielen Stellen des Weges kauften wir Geflügel von ihnen, das Stück für einen Penny. Meine Leute waren stolz darauf, es gewagt zu haben, Schiffe wirklich zu betreten, während die Eingeborenen dieser Landstriche, welche ihnen auf dem Wege dahin Furcht machten, sie nur aus der Ferne angestaunt hatten. Arme Menschen! Sie waren mehr als je aufmerksam gegen mich, und da sie keine Hütten für sich zu bauen brauchten, weil sie an verschiedenen Schlafplätzen fertige fanden, war ihre ganze Sorge darauf gerichtet, es mir bequem zu machen. Maschanana machte sein Bett wie gewöhnlich so, daß sein Kopf zu meinen Füßen zu liegen kam, und nie während der ganzen Reise brauchte ich ihn zweimal zu rufen, wenn ich ihn nöthig hatte.

Während meines Aufenthalts in Tala Mungongo wurden wir auf eine Species rother Ameisen aufmerksam, welche verschiedene Theile dieses Landes belästigen. Sie lieben vor allem animalische Kost. Als der Commandant des Dorfes einen Ochsen geschlachtet hatte, mußten die Sclaven die ganze Nacht munter bleiben und Feuer bei dem Fleische erhalten, damit die Ameisen nicht den größten Theil wegfraßen. Man trifft sie in großer Menge wie kleine Armeen. Aus geringer Entfernung sehen sie wie ein braunrothes, zwei bis drei Zoll breites Band aus, das über den Weg gelegt ist, indem alle emsig dieselbe Richtung verfolgen. Wenn man zufällig auf sie tritt, so laufen sie an den

Beinen in die Höhe und beißen außerordentlich heftig. Ich traf diesen durchaus nicht zu verachtenden Feind das erste Mal bei Cassange. Indem ich mit Aufmerksamkeit die ferne Landschaft betrachtete, trat ich zufällig auf eins ihrer Nester. Es verging kaum ein Augenblick, als gleichzeitig auf verschiedene Theile meines Leibes ein Angriff gemacht wurde, sie liefen an den Hosen herauf und bissen mich in Hals und Brust. Ihre Bisse waren wie Feuerfunken, und es gab keine Möglichkeit zu entkommen. Ich sprang mehrere Minuten hin und her, warf inzwischen die Kleider von mir, und zerdrückte und zerquetschte sie eine nach der andern, so schnell es gehen wollte. Ach! sie würden den schlaftrunkensten Menschen lebendig machen. Glücklicherweise bemerkte Niemand dieses Zusammentreffen, sonst hätte man im ganzen Dorfe gesagt, ich sei toll geworden. Auf ähnliche Weise wurde ich einmal angegriffen, als ich in meinem Zelte im besten Schlafe lag, und ich konnte sie nicht anders los werden, als indem ich die Decke über's Feuer hielt. Es ist wirklich erstaunlich, wie so kleine Thierchen so böse sein können. Sie beißen nicht blos, sondern drehen sich nach dem Bisse hin und her, und verursachen dadurch heftigeren Schmerz, als die bloße Wunde im Stande wäre. Oft wenn man auf dem Ochsen sitzt und dieser zufällig auf einen Trupp Ameisen tritt, laufen sie ihm an den Beinen in die Höhe und lassen es den Reiter fühlen, daß er ihren Weg zerstört hat. Sie fürchten sich nicht und greifen mit gleicher Wuth die größten wie die kleinsten Thiere an. Wenn man über sie hinwegspringt, so verlassen sie Reih und Glied, und laufen längs des Weges hin, als befürchteten sie einen Kampf. Sie nützen namentlich dadurch, daß sie das Land vom Aase reinigen, und wenn sie eine menschliche Wohnung besuchen, so säubern sie dieselbe von den zerstörenden weißen Ameisen und anderem Ungeziefer. Sie vernichten viele schädliche Insecten und Reptilien. Die Heftigkeit ihres Angriffs steigert sich noch durch ihre Masse, und Ratten, Mäuse, Eidechsen, selbst der Python natalensis, wenn er sich voll gefressen hat, fällt ihrem wilden Angriff zum Opfer. Diese Ameisen bauen keine solchen Wohnungen wie die weißen. Ihre Nester finden sich nur wenig unter dem Boden. Manchmal bauen sie Gänge über den Weg zu den Zellen der weißen Ameisen, um sich während ihrer Raubzüge vor der Sonnenhitze zu schützen.

15. Januar 1855. — In einer Stunde waren wir die Höhen von Tala Mundongo herabgestiegen. Ich zählte die Schritte abwärts und fand sechzehnhundert, welche eine perpendiculäre Höhe von zwölf- bis funfzehnhundert Fuß ergaben. Das Wasser siedete oben auf Tala Mundongo bei 206°, unten am Fuße bei 208°, wobei die Temperatur im Schatten im ersteren Falle 72°, im letzteren 94° war. Den ganzen Tag lang schwankte die Temperatur im Allgemeinen zwischen 94° und 97° im kühlsten Schatten.

Die Bäche im Cassangethale waren jetzt trocken; nur der Lui und Luare hatten viel salziges Wasser. Die Ufer sind mit Palmen, wilden Dattelbäumen und vielen Guajavas besetzt, deren Frucht jetzt reifte. Wir fanden einen Baum ähnlich dem Mango in großer Anzahl, aber er trägt keine Frucht. In diesen Bächen findet man eine Art eßbarer Muschel in Menge, deren Schalen in allen Alluvialbetten der früheren Flüsse bis Kuruman vorkommen. Das salzige Wasser ist ihnen wahrscheinlich besonders zuträglich. Auf den freien grasigen Lichtungen findet man eine Art Lerchen in großer Menge. Sie sind schwarz und haben gelbe Schultern. Ein anderer schwarzer Vogel mit einem langen Schwanze (Centropus Senegalensis) schwebt ungeschickt über das lange Gras, wobei er den Schwanz wie einen Perpendikel hält. Er sucht sich immer die höchsten Punkte und wird daselbst mit Vogelleim gefangen, da die langen schwarzen Schwanzfedern von den Eingebornen sehr geschätzt werden. Auch sahen wir den Lehututu (Tragopan Leadbeaterii), einen großen Vogel, ähnlich dem Truthahn; seine Grundfarbe ist schwarz, aber wenn er fliegt, ist die äußere Hälfte seiner Flügel weiß. Er tödtet Schlangen, indem er sie geschickt hinter den Kopf schlägt. Den Namen hat er von dem Tone, den er hören läßt; man findet ihn bei Kolobeng. Eine andere ähnliche Species nennt man den abyssinischen Nashornvogel.

Ehe wir Cassange erreichten, wurden wir von dem Commandanten, Carvalho, eingeholt, der mit einer Abtheilung von funfzig Mann und einem Geschütz von einer unglücklichen Expedition gegen die Rebellen zurückkehrte. Die Rebellen waren entflohen, und er konnte nichts weiter thun, als ihre Hütten niederbrennen. Er bat mich höflich bei ihm Wohnung zu nehmen, aber da ich bei Capitain Neves, der mich bei meiner ersten Ankunft auf portugiesischem Boden so gütig aufgenommen hatte, wohnte, lehnte ich es ab. Rego war seiner Stelle als Commandant ent-

bunden worden, weil der Gouverneur Amaral, der seit meiner Abreise von Loanda seine Stelle angetreten, beschlossen hatte, das Gesetz wieder in Wirksamkeit treten zu lassen, welches verlangt, daß die Commandantur nur von Linienoffizieren verwaltet werden solle. Capitain Neves nahm mich wieder äußerst freundlich auf; er hatte eine heftige Entzündung nebst Absceß an der Hand. Nichts weist hier auf ungesundes Klima hin, außer vielleicht die üppige Vegetation. Fast alle Portugiesen leiden an Milzerweiterung, die Folge häufiger Wechselfieber, und sehen gewöhnlich krank aus. Da ich glaubte, sein Handübel sei nur eine Naturselbsthülfe, welche den Fieberstoff aus dem Systeme entfernen wolle, so empfahl ich ihm Chinin. Er benutzte die Blätter einer Pflanze, Cathory genannt, die bei den Eingeborenen als gutes Mittel gegen Geschwüre bekannt ist. Die Cathoryblätter schwitzen, wenn sie gekocht werden, einen gummiartigen Saft aus, der der äußeren Luft wirksam den Zugang abschneidet. Jedes der beiden Mittel versprach also Heilung.

Viele Kinder wurden vom Fieber hingerafft. Ein hübscher Knabe des Capitain Neves hatte seit meinem Durchzug nach Westen dasselbe Schicksal gehabt. Ein anderes Kind starb während meiner Anwesenheit. Während der Krankheit schickte die Mutter, eine Farbige, nach einem Wahrsager, um zu hören, was sie thun sollte. Der Wahrsager würfelte und versetzte sich in einen Zustand von Extase, in welchem er mit den Barimo sprechen zu können behauptete. Dann gab er die Antwort, das Kind werde durch den Geist eines portugiesischen Unterhändlers sterben, der einst in Cassange lebte. Die Sache verhielt sich so. Beim Tode des Händlers kamen die anderen portugiesischen Kaufleute im Dorfe zusammen und verkauften die Güter des Verstorbenen unter einander, und jeder legte über den empfangenen Theil an die Gläubiger des Verstorbenen in Loanda Rechnung ab. Die Eingeborenen, die dies sahen und nichts von geschriebenen kaufmännischen Geschäften verstanden, vermutheten, die Kaufleute von Cassange hätten die Sachen ganz einfach gestohlen, und der Geist des Verstorbenen werde jetzt das Kind des Capitain Neves tödten, weil er sich an dem Geschäft betheiligt hätte. Der Wahrsager offenbarte in seiner Antwort den Eindruck, den jener Handel auf ihn gemacht hatte, und die Ansicht der Eingeborenen von Verstorbenen. Da sie die Weißen für dümmer halten, als sich

selbst, so sagte die Mutter des Kindes zu seinem Vater, er sollte dem Wahrsager einen Sklaven geben, damit er ein Opfer bringe, um den Geist zu beruhigen und das Leben des Kindes zu retten. Der Vater schickte sogleich zu seinem Nachbar, und obwohl der Wahrsager noch immer in Extase zu sein vorgab, brachte ihn doch die schnelle Anwendung zweier Stöcke auf seinem Rücken plötzlich zu Verstande, und er lief in der schmählichsten Weise davon.

Die Mutter des Kindes schien zu europäischem Wissen kein Zutrauen zu haben, und obwohl ich wünschte, sie möchte das Kind vor Zug hüten, folgte sie doch ihrem eigenen Kopfe und ließ es selbst auf den Backen schröpfen. Die Folge war, daß das Kind dem Tode nahe kam, und da sein Vater wünschte, daß es getauft werde, empfahl ich seine Seele der Sorge und dem Mitleid dessen, der gesagt hat: Ihrer ist das Himmelreich. Die Mutter lief davon und begann ihr schmerzvolles Klaggeschrei, das um so angreifender ist, als es hoffnungslosen Kummer ausdrückt. Sie setzte es unausgesetzt fort, bis das Kind begraben war. Am Abend begleiteten ihre Gesellschafterinnen das Klaggeschrei mit einem musikalischen Instrument, das einen kreischenden Ton von sich gab.

Zu diesem Instrument benutzten sie Kautschuk, das sich nebst vielen anderen Harzen in verschiedenen Theilen des Landes findet.

Der Umgang der Eingeborenen mit den Weißen scheint ihre Lage nicht viel gebessert zu haben. Eine große Anzahl Menschen sollen jährlich in verschiedenen Distrikten von Angola in Folge gräßlichen Aberglaubens das Leben verlieren, von dem die Portugiesen entweder nichts wissen, oder den zu unterdrücken sie außer Stande sind. Die Eingeborenen werden von denen, welche die Gottesgerichte leiten, die in der Regel den Tod des Opfers herbeiführen, zu strengem Schweigen verurtheilt. Oft kommen Leute, welche der Zauberei angeklagt sind, aus fernen Distrikten herbei, um ihre Unschuld zu betheuern und die Probe zu bestehen. Sie kommen an den Fluß Dua bei Cassange, trinken den Aufguß von einem giftigen Baume und sterben ungekannt.

Während wir in Cassange waren, wurde eine Frau von ihrem Schwager angeklagt, ihn krank gemacht zu haben. Sie erbot sich zum Gottesgerichte, da sie bestimmt erwartete, ihre Unschuld würde zu Tage kommen. Capitain Neves verbot es und rettete ihr Leben, denn das Gift würde sie getödtet haben. Wenn ein starker Magen das Gift wieder von sich giebt, so wiederholt

der Kläger seine Beschuldigungen; man bringt neues Gift und der Betreffende stirbt. Auf diese Weise büßen Hunderte jährlich im Cassangethale ihr Leben ein.

Da dieselben abergläubischen Ansichten in dem ganzen Lande nördlich vom Zambesi herrschen, so kann man daraus wohl schließen, daß das Volk auch früher eines gewesen ist. Man glaubt allgemein, daß die Seele der Verstorbenen sich noch unter die Lebenden mische und an ihren Mahlzeiten theilnehme. Bei Krankheiten opfert man Geflügel und Ziegen, um die Geister zu beruhigen. Man bildet sich ein, sie wollten die Lebenden von der Erde und ihren Freuden entfernen. Hat ein Mann den anderen getödtet, so bringt er ein Opfer, um den Geist des Getödteten zu besänftigen. Es soll selbst eine Sekte geben, welche Menschen tödtet, um ihre Herzen den Barimo zu opfern.

Die Häuptlingsstelle wird durch Wahl aus gewissen Familien besetzt. Bei den Bangalas im Cassangethale wird der Häuptling aus drei Familien der Reihe nach gewählt. Der Bruder des Häuptlings erbt vor seinem Sohne. Die Söhne einer Schwester gehören ihrem Bruder, und dieser verkauft oft seine Neffen, um seine Schulden zu bezahlen. Durch diese und andere unnatürliche Gebräuche wird der Sclavenmarkt mehr begünstigt als durch Kriege.

Die Vorurtheile in dieser Beziehung haben bei den Eingeborenen tiefe Wurzeln geschlagen. Selbst in Loanda verlassen sie die Stadt, um ihre heidnischen Gebräuche, ohne daß es zur Kenntniß der Obrigkeit gelangt, verrichten zu können. Ihre Religion, wenn man dieses Wort anwenden darf, ist eine Schreckensreligion. Eine Menge Zaubermittel werden in Anwendung gebracht, um die Uebel abzuwehren, von denen sie sich umgeben glauben. Manchmal trifft man Personen, die, vorsichtiger oder furchtsamer als andere, zwanzig bis dreißig Zaubermittel um den Hals gehängt haben. Sie scheinen den Grundsatz des Proclus zu haben, und sich an alle Götter und Göttinnen zu wenden. Unter so vielen muß doch eins das wahre sein. Die Mißachtung, welche die Europäer vor den Gegenständen ihres Schreckens an den Tag legen, ist ihnen nur der Beweis der großen Dummheit derselben.

Hier ergänzte ich die letzten mir verloren gegangenen Papiere und Karten, und da zweimal monatlich die Post von Loanda kommt, empfing ich ein Packet Nummern der Times, und unter

andern einen Bericht von dem russischen Kriege bis zu dem schrecklichen Angriffe der leichten Reiterei. Wie gern ich mehr gehört hätte, kann sich jeder wahre Patriot denken; aber ich mußte mich mit meinen Gedanken begnügen und konnte nur für Freunde beten, die vielleicht nicht einmal mehr am Leben waren, bis ich die andere Seite des Continents erreichte.

Die Kaufleute von Cassange treiben bedeutenden Handel mit allen umliegenden Ländern durch die Sclavenhändler, welche sie Pombeiros nennen. Zwei von diesen, in der Geschichte von Angola als die schwarzen Händler (os feirantes pretos) bekannt, Pedro João Baptista und Antonio José, welche von den ersten portugiesischen Kaufleuten, die in Cassange lebten, ausgesandt worden waren, kehrten wirklich von den portugiesischen Besitzungen im Osten mit Briefen vom Gouverneur von Mozambique im Jahre 1815 zurück, und bewiesen, wie es damals hieß, „die Möglichkeit einer so außerordentlich wichtigen Verbindung zwischen Mozambique und Loanda.“ Dies ist das einzige Beispiel davon, daß eingeborene Portugiesen den Continent quer durchreisten. Noch kein Europäer hat dies gethan, obwohl man vor Kurzem jene Geschichte wieder angeführt hat, als wenn jene Leute Portugiesen gewesen wären.

Capitain Neves war jetzt damit beschäftigt, das Geschenk im Werthe von etwa funfzig Pfund bereit zu machen, das durch Pombeiros an Matiamvo geschickt werden sollte. Es bestand aus großen Quantitäten Baumwollenzeug, einem großen Teppich, einem Armstuhl mit Baldachin und Behängen aus carmoisinrothem Calico, einer eisernen Bettstelle, Moskitonetzen, Perlen u. s. w. und einer Anzahl schlechter Oelgemälde von der Hand eines Anfängers seiner Kunst in Cassange.

Matiamvo hatte wie die weißen Eingeborenen im Innern des Landes besonderes Verlangen nach dem Besitz einer Kanone und hatte zehn große Elephantenzähne geschickt, um eine dafür zu kaufen; da die Kanonen aber Gouvernementseigenthum waren, so konnten sie nicht verkauft werden. Er erhielt einen Musketonner auf Rädern wie eine Kanone, mit der er ebenfalls zufrieden sein konnte.

Graça und einige andere Portugiesen hatten diesen Häuptling mehrmals besucht; aber kein Europäer hat bleibende Wohnung jenseit des Quango; das Gouvernement von Angola erlaubt es nicht, daß die portugiesischen Unterthanen weiter in's

Innere vordringen. Ich hätte jetzt eine gute Gelegenheit gehabt, jenen Häuptling zu besuchen, und ich hatte auch große Lust dazu, da er sich unzufrieden über die von den Tschiboque mir zu Theil gewordene Behandlung ausgesprochen und selbst gedroht hatte, sie zu strafen. Da ich meine Leute nicht zwingen konnte, dahin zu gehen, so beschloß ich zu warten; vielleicht machten sie selbst den Vorschlag. Wenn die Eingeborenen einmal ihre Einwilligung zu etwas geben, dann führen sie es ohne Murren bis zu Ende. Ich sprach mit ihnen und behandelte sie als vernünftige Wesen, und kam daher im Allgemeinen gut mit ihnen aus.

Ich sprach schon oben von dem ungesunden Klima von Cassange, und Capitain Neves, ein scharfer Beobachter, machte die Bemerkung, daß unmittelbar auf den Westwind viel Fieberanfälle vorkommen. So lange Ostwind herrscht, befindet sich Alles wohl; aber im Januar, Februar, März und April sind die Winde veränderlich und Krankheiten allgemein. Die Ungesundheit der Westwinde kommt wahrscheinlich von der Malaria, welche schwerer ist als die gewöhnliche Luft und von dem westlichen Plateau in das Cassangethal sich herabverbreitet, ungefähr wie von Bohnenfeldern durch die Kohlenträger das kohlensaure Gas in die Kohlengruben gebracht wird. In Westschottland halten die Kohlenträger streng darauf, daß keine Bohnen in der Nähe gepflanzt werden, weil man glaubt, daß sie die Gruben ungesund machen. Nur aus dem Drucke der Malaria von dem höher gelegenen Tala Mungongo nach Cassange kann man das hier bei Westwind herrschende ungesunde Klima erklären. Die Ufer des Quango, obwohl mit üppigerer Vegetation bedeckt, sind verhältnißmäßig gesund; aber hierhin scheint der Westwind jene schädlichen Agentien nicht zu bringen.

20. Februar. — An dem Tage, wo wir von Cassange aufbrachen, herrschte starker Westwind, und am folgenden Tage mußten wir Halt machen, da mehrere unserer Leute am Fieber erkrankten. Diese Krankheit ist das einzige Hinderniß, das Angola bietet. Es ist in jeder anderen Beziehung ein angenehmes Land, und mehr als jede andere Gegend der Welt für den Anbau der tropischen Produkte geeignet. Ich trage wirklich kein Bedenken zu behaupten, daß es als englische Colonie nicht mehr und nicht weniger Rohmaterialien für die Manufakturen geliefert haben

würde, als ein gleich großes Territorium in den Baumwollendistrikten Amerika's. Eine Eisenbahn von Loanda nach diesem Thale würde den Handel mit dem größten Theile des südlichen Centralafrika sicher machen. *)

Sobald wir nach dem Quango aufbrechen konnten, thaten wir es, und trafen unterwegs mehrere Handelsgesellschaften, Ein-

*) Die folgenden statistischen Angaben werden für Kaufleute von Interesse sein. Sie zeigen, daß seit der Unterdrückung des Sclavenhandels in Angola der Werth der Ausfuhr im gesetzlichen Handel immer zugenommen hat. Wir haben zwar keine Berichte seit 1850, aber der erlaubte Handel hat keine Störung erlitten. Die Abgaben sind in portugiesischem Gelde, nach Milreis angegeben, jedes Milreis ungefähr = 3 Schillinge.

Bericht über die Menge und den Werth der Stapelartikel, der Landesprodukte von Angola, welche vom 1. Juli 1848 bis 30. Juni 1849 von St. Paul de Loanda in portugiesischen Schiffen und in Schiffen anderer Nationen ausgeführt worden sind.

Artikel.		In portugiesischen Schiffen.		In Schiffen anderer Nationen.	
		Betrag	Werth	Betrag	Werth
			£ s. d.		£ s. d.
Elfenbein	Centner	1454	35,350 0 0	515	12,875 0 0
Palmöl	„	1440	2,160 0 0	6,671¼	10,036 17 6
Kaffee	„	152	304 0 0	684	1,368 0 0
Häute	Stück	1837	633 17 6	849	318 17 6
Gummi	Centner	147	205 16 0	4,763	6,668 4 0
Bienenwachs	„	1109	6,654 0 0	544	3,264 0 0
Orchella	Tonnen	630	23,940 0 0	—	— — —
			69,247 13 6		34,530 19 0

Gesammmtsumme der Menge und des Werthes der Ausfuhr aus Loanda.

Artikel		Menge	£ s. d.
Elfenbein	Centner	1,969	48,225 0 0
Palmöl	„	8,111¼	12,196 17 6
Kaffee	„	836	1,672 0 0
Häute	Stück	2,686	952 15 0
Gummi	Centner	4,910	6,874 0 0
Bienenwachs	„	1,653	9,918 0 0
Orchella	Tonnen	630	23,940 0 0
			£ 103,778 12 6

geborene und Portugiesen. Zwei der letzteren trugen einen Elephantenzahn, der 126 Pfund wog. Man sagte uns, daß der

---

Uebersicht des Nettobetrages der Zölle in St. Paul de Loanda in den fünfjährigen Perioden von 1818—19 bis 1843—44 und von da an für jedes Jahr von 1848—49.

	Eingangszölle.		Ausgangszölle.		Wiederausgangszölle.		Sclavenzölle.		Frachtzölle, Lagergebühren und andere unvorhergesehene Einnahmen.	
	Milreis	Reis	Milreis	Reis	Milreis	Reis	Milreis	Reis	Milreis	Reis
1818—19	573	876	. .		. .		137,320	800	148,608	661
1823—24	3,490	752	460	420	. .		120,843	000	133,446	892
1828—29	4,700	684	800	280	. .		125,330	000	139,981	364
1833—34	7,490	000	1,590	000	. .		139,280	000	158,978	640
1838—39	25,800	590	2,720	000	. .		135,470	320	173,710	910
1843—44	53,240	000	4,320	000	. .		72,195	230	138,255	230
1844—45	99,380	264	6,995	095	. .		17,676	000	134,941	359
1845—46	150,233	789	9,610	735	. .		5,116	500	181,423	550
1846—47	122,501	186	8,605	821	. .		549	000	114,599	235
1847—48	119,246	826	9,718	676	4,097	868	1,231	200	146,321	476
1848—49	131,105	453	9,969	960	2,164	309	1,183	500	157,152	400
	718,763	420	54,790	987			756,195	550		
	= £ 102,680		= £ 7,827				= £ 108,028			

	Nettobetrag der Zölle.			Andere Einnahme-Quellen.			Total-Netto-Einnahme.			Gesammtbetrag der Kosten.		
	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.
1844—45	26,988	5	5	9,701	10	8	36,689	16	1	53,542	5	4
1845—46	36,284	14	2	24,580	4	10	60,864	19	0	56,695	7	7
1846—47	28,919	16	11	23,327	9	11	52,247	6	10	52,180	9	7
1847—48	29,264	5	10	24,490	11	8	53,754	17	6	53,440	8	8
1848—49	31,430	9	7	18,868	3	10	51,298	13	5	50,686	3	3

Obige Angaben enthalten die Totalsumme der Einnahme und Kosten des Gouvernements von St. Paul de Loanda in jedem Jahre von 1844—45 bis 1848—49. Alle drei Tabellen sind dem Anhange der Depesche Gabriels an den Viscount Palmerston vom 5. August 1850 entnommen, und zeigen außer andern interessanten Daten eine erforderliche Abnahme in den Sclavenzöllen.

Die Berichte von 1818—1844 sind verschiedenen Quellen entnommen, die von 1844—1849 den Büchern des Zollhauses in St. Paul de Loanda.

andere Zahn desselben Elephanten, an der linken Seite, 130 Pfund schwer war. Er war 8 Fuß 6½ Zoll lang, und hatte 21 Zoll im Umfang an den Theilen, wo er am Kopf aufsitzt. Der Elephant gehörte noch zu den kleineren, die im heißen Centralafrika die gewöhnlichen sind. Man kann sich einen Begriff von der Stärke seines Halses machen, wenn man bedenkt, daß er 256 Pfund zu tragen im Stande war. Das Elfenbein aus der Gegend östlich und nordöstlich von Cassange ist viel größer als das weiter südlich gefundene. Capitain Neves hatte einen Zahn, der 120 Pfund wog, und Zähne von diesem Gewichte sind gar nicht selten. Man hat selbst 158 Pfund schwere gefunden.

Ehe wir den Quango erreichten, mußten wir, da zwei meiner Leute am Fieber erkrankten, noch einmal Halt machen, nahe bei der Wohnung eines Portugiesen, Namens Wilhelm Tell, der trotz des Verbotes der Regierung sich hier niedergelassen hatte. Wir führten Wasser aus einem Teiche mit uns, und als Wilhelm Tell, der uns zu Tische lud, davon trank, bekam er das Fieber. Wenn das Wasser von Malariagift inficirt war, so würde es ein Wunder gewesen sein, wenn wir verschont blieben; denn wir reisten in der Sonnenhitze, das Thermometer stand im Schatten zwischen 96 und 98°, das unaufhörliche Schwitzen verursachte uns heftigen Durst, und wir tranken ohne Unterschied von jedem Wasser, das wir trafen. Sonach würden wir Krankheiten besser ertragen haben können, als andere, die besser dagegen geschützt waren.

Tell sagte uns, sein Garten sei ziemlich unfruchtbar und noch wild; sorgfältiger bearbeitet würde er selbst ohne Düngung besser werden. Meine Leute griffen eifrig nach Hühnern und Tauben, die besser waren, als die in ihrem eigenen Lande. Tell schenkte ihnen einige große Exemplare aus Rio Janeiro. Sie waren stolz darauf und trugen den Hahn im Triumph durch das Balondaland, zum Beweise dafür, daß sie die See gesehen. Aber als wir in die Nähe von Schinte's Dorfe kamen, überfiel uns, als wir sämmtlich schliefen, eine Hyäne und holte sich aus einem Korbe mit vierundachtzig Hühnern den Riesen, welcher zum Schmerze meiner Leute verloren war. Die Sorgfalt, mit welcher diese Leute jederzeit darauf hielten, ihre Hausthiere zu verbessern, ist, wie ich glaube, ein guter Zug ihres Charakters. Als sie das gewöhnliche einheimische Rindvieh der Portugiesen sahen und bemerkten, daß sie Färsen und Kühe schlachteten, was sie selbst

nie thun, und die Milch nicht verwerthen, so schlossen sie daraus, daß die Portugiesen eine untergeordnete Klasse der Weißen sein müßten. Sie gaben stets auf das schöne Gartenland auf unserem Wege Achtung, und wenn ich bemerkte, der größte Theil des Mehls, das die Portugiesen verbrauchten, käme aus anderen Ländern, so riefen sie aus: „verstehen sie denn das Pflügen nicht?“ „Sie können nur kaufen und verkaufen; sie sind gar keine Menschen!“ Ich hoffe, daß diese Worte meinen Freunden in Angola zu Ohren kommen und sie dadurch angeregt werden, die Hülfsquellen ihres schönen Landes besser auszubeuten.

Als wir am 28. Februar wieder an Cypriano's Dorf kamen, erfuhren wir, daß sein Stiefvater während dem gestorben war, und er nach der Landessitte mehr, als sein väterliches Erbtheil betrug, bei der Leichenfeierlichkeit verschwendet hatte. Er empfing uns mit seiner gewohnten Güte, obwohl er unglücklicherweise durch den Trunk so tief in Schulden gerathen war, daß er sich vor seinen Schuldnern verbergen mußte. Er sagte uns, die Quango-Quelle liege acht Tage oder hundert Meilen südlich von hier in dem Mosamba-Gebirge im Basongo-Lande.

In einem Dorfe, etwa eine Meile von hier, war ein Todesfall eingetreten, und die Leute trommelten und schossen fleißig. Die Leichenfeierlichkeiten sind halb festlicher halb trauriger Art, ähnlich wie bei den Irländern. Es giebt nichts Herzzerreißenderes, als ihre Todtenklagen. Wenn die Eingeborenen ihren Blick auf die künftige Welt richten, so erkennen sie ihre äußerste Hoffnungslosigkeit und Hülflosigkeit. Sie glauben sich vollständig in die Macht der körperlosen Geister gegeben und sehen es als das größte Unglück an, daß sie ihnen folgen müssen. Daher suchen sie immer den Zorn der Verstorbenen zu besänftigen, in dem Glauben, daß, wenn sie einmal besänftigt sind, nur noch Zauberei ihren Tod herbeiführen kann, gegen die es ja Mittel giebt. Die gesammte farbige Bevölkerung von Angola ist in diesen groben Aberglauben versunken, glaubt aber trotzdem in dieser Beziehung klüger zu sein, als ihre weißen Nachbarn. Jeder Stamm glaubt seine besten Interessen auf dem besten Wege zu verfolgen. Es fehlt ihnen durchaus nicht an der Selbstachtung, die bei andern Nationen so gewöhnlich ist; aber sie fürchten alles, was Phantom heißt, und haben halbentwickelte Begriffe und Traditionen von Dingen, die sie nicht näher kennen. Die Vergnü-

gungen des sinnlichen Lebens sind ihnen der höchste Genuß, und sie würden ihr üppiges Klima, so weit es möglich ist, genießen, wenn nicht so viele unsichtbare Dinge hindernd in den Weg träten. Oft auf der Reise durch ihr Land dachte ich daran, daß es Schönheiten bietet, die selbst einen Engel entzücken könnten. Wie oft habe ich an stillen Morgen Scenen gesehen, eine wahre Quintessenz von Schönheit, alles in der ruhigen, erquickend warmen Luft gebadet, und nur wie zufällig verbreitete ein leises Lüftchen angenehme Kühlung, wie ein Fächer. Grüne grasreiche Wiesen, weidende Rinder, grasende Ziegen, springende Böckchen, die Hirtenknaben mit kleinen Bogen, Pfeilen und Speeren, Weiber, die nach dem Flusse gingen mit den Wasserkrügen auf dem Kopfe, Männer, die unter den schattigen Banianen näheten, alte grauköpfige Väter, die mit dem Stock in der Hand auf dem Boden saßen und auf die Morgenunterhaltung horchten, während Andere Bäume und Zweige herbeischleppten, um die Zäune auszubessern, und überall der glänzende afrikanische Sonnenschein, und der Gesang der Vögel in den Zweigen, ehe die Tageshitze zu heftig wurde — Bilder, die man nie vergessen kann.

Wir hörten, daß der Häuptling Gando, am andern Flußufer, der der Zauberei angeklagt war, durch ein Gottesgericht getödtet und in den Quango geworfen worden war.

Die Fährleute verlangten dreißig Ellen Calico, waren aber auch mit sechs zufrieden. Die Kähne waren schlecht und konnten nur zwei Mann auf einmal aufnehmen; da aber meine Leute mit dem Wasser vertraut waren, so waren wir in etwa zwei und einer halben Stunde Alle übergesetzt. Sie erregten die Bewunderung der Einwohner durch die Art und Weise, wie sie die Rinder und Esel übersetzten. Das störrischste Thier war machtlos in ihrer Hand. Fünf bis sechs Mann erfaßten ein Thier, stießen es in den Strom, und unter solchen Verhältnissen war es wohl das Beste nachzugeben und zu schwimmen. Manchmal schwammen die Leute neben dem Vieh und zwangen es vorwärts zu gehen, indem sie ihm Wasser auf den Kopf spritzten. Den Unterschied zwischen meinen Leuten und denen der eingeborenen Händler, die uns begleiteten, sah man nie deutlicher als jetzt; denn während die meinigen ein Interesse an Allem hatten, was uns gemeinsam gehörte, freuten sich jene, wenn die Ochsen nicht

folgen wollten, denn da wir sie in solchen Fällen schlachten mußten, war der Verlust ihres Herrn für sie ein willkommenes Fest.

Am Ostufer des Quango gingen wir weiter, ohne unsern Freund mit dem komischen Haarputz, von dem wir oben sprachen, zu besuchen, nach der Wohnung einiger Ambakisten, welche den Fluß überschritten hatten, um die ersten Vortheile von dem Handel mit Wachs zu ziehen. Ich sprach schon oben davon, daß die Ambakisten lesen und schreiben können; sie sind bekannt durch ihre Vorliebe alles Mögliche zu lernen, sie kennen die Geschichte Portugals, die portugiesischen Gesetze u. s. w. Sie sind außerordentlich unternehmend im Handel, und werden manchmal die Juden von Angola genannt. Man verwendet sie namentlich als Schreiber, da sie bei ihrer im allgemeinen weibisch-zarten Constitution eine schöne Damenhand schreiben, die bei den Portugiesen sehr geschätzt ist. Sie sind in physischer Beziehung den europäischen Portugiesen nicht gleich, aber außerordentlich gewandt, und man sagt, daß Halbkasten nach wenigen Generationen wieder die schwarze Farbe ihrer mütterlichen Vorfahren bekommen. Die schwarze Bevölkerung von Angola ist sehr heruntergekommen und nicht so kräftig wie die unabhängigen Stämme. Es wird viel schlechter Spiritus (Aguardente) eingeführt, der sehr nachtheilige Wirkungen hat. Wir sahen viele Handelsgesellschaften, welche dieses verderbliche Getränk in Fässern zu den unabhängigen Stämmen trugen. Wir erfuhren auch, es sei schwer für die Händler, es weit zu schaffen, da die Träger vermittelst eines Strohhalms sich zu helfen wissen, und am Orte der Ablieferung eine gleiche Quantität Wasser nachfüllen. Um dies zu vermeiden, verwendet man gewöhnlich große Flaschenkörbe (Demijohns) mit Vorlegeschlössern an den Korken. Diese werden oft gestohlen. Die Neger sind wirklich dem Lügen und Stehlen sehr ergeben, wie man es von der niedrigsten Classe eines Volkes kaum anders erwarten kann, auf welches die Sclaverei zweier Jahrhunderte ihre entwürdigende Wirkung gehabt hat.

Die Baschinje, in deren Lande wir jetzt sind, scheinen mehr von dem niedrigen Charakter und der Physionomie der Neger zu haben, als die Balonda und Basongo; ihre Farbe ist im Allgemeinen schmutzig schwarz, die Stirn niedrig und zusammengedrückt, die Nasen platt und seitlich mehr ausgedehnt, was indeß nament-

lich davon herrührt, daß sie Stäbchen und Stückchen Rohr durch die Nasenscheidewand stecken und dadurch die Nasenflügel nach den Wangen zu erweitern; ihre Zähne sind dadurch entstellt, daß sie zu Spitzen abgefeilt sind; ihre Lippen sind groß. Sie stehen dem allgemeinen Negertypus viel näher als alle andere Stämme, die ich sah, was ich auf meinem Wege herwärts nicht bemerkte. Sie treiben ziemlich viel Ackerbau und verschaffen sich mit den Erzeugnissen desselben von den Bangalas, was sie an Salz, Fleisch, Tabak u. s. w. brauchen. Ihre Kleidung besteht aus Häuten, die lose vom Gürtel vorn und hinten herunter hängen. Sie flechten ihr Haar auf seltsame Weise. So sahen wir Frauen, deren Haar wie ein Europäerhut zusammengedreht war, und nur wenn man näher hinsah, erkannte man, was es eigentlich war. Andere hatten es in Büschel gebunden und mit dreifacher Schnur umwickelt, während wieder andere nach altägyptischer Weise die ganze Wollmasse in Schnüre geflochten hatten, die bis auf die Schultern herabhingen. Diese Sitte, mit dem etwas ägyptischen Gesicht in anderen Theilen Londa's zusammengenommen, erinnerte mich lebhaft an die Abbildungen dieses Volkes im britischen Museum.

Es regnete jeden Tag, und der Himmel gewährte uns selten das wolkenlose klare Blau, das in den trockenen Ländern des Südens so gewöhnlich ist. Der Himmel ist oft von großen weißen regungslosen Massen bedeckt, welche stundenlang an derselben Stelle bleiben und zwischen denen dicker wie Milch und Wasser aussehender Nebel ausgebreitet ist. Trotz dieser ungünstigen Umstände konnte ich die Lage dieses wichtigen Punktes an beiden Ufern des Quango bestimmen, und fand, daß der letztere zwischen 9° 50′ südlicher Breite, 18° 33′ östlicher Länge floß.

Als wir weiter nach unserer frühern Station bei Sansawe's Dorf vorrückten, kam dieser uns mit außerordentlicher Höflichkeit entgegen und fragte uns, ob wir Moene Put, den König der weißen Männer (der Portugiesen) gesehen hätten, und als er ging, fügte er noch hinzu, er werde am Abend wiederkommen, um die schuldigen Geschenke in Empfang zu nehmen. Ich erwiederte, da er uns so jämmerlich behandelt und seinen Leuten selbst verboten hätte, uns Lebensmittel zu verkaufen, so würde er nichts von uns bekommen, wenn er nicht ein Huhn und Eier brächte,

wie er als Häuptling schuldig sei. Als er kam, erschien er, wie dies im Lande gewöhnlich ist, um seine hohe Stellung zu zeigen, auf den Schultern seines Dolmetschers, wie es die Schulknaben in England thun, und wie es auf den Südseeinseln der Fall gewesen sein soll, als Cook sie besuchte. Meine Begleiter ergötzten sich an dieser Ansicht von Würde und begrüßten ihn mit herzlichem Lachen. Zuerst besuchte er die eingeborenen Händler, und dann kam er zu mir und brachte mir zwei Hähne als Geschenk. Ich sprach mit ihm über die unhöfliche Behandlung, die wir von ihm erfahren hatten, und erwähnte als Beispiel die Bangalas, welche von den Portugiesen unterjocht worden waren, weil sie für Brennholz, Gras, Wasser u. s. w. übertriebene Forderungen gemacht hatten, und schloß damit, daß er kein Recht habe, für den einfachen Durchzug durch ein unbebautes Land Zahlung zu verlangen. Er gab mir durchweg Recht, und ich schenkte ihm als Zeichen der Freundschaft ein Pfännchen Schießpulver, zwei eiserne Löffel und zwei Ellen groben gedruckten Calico. Er betrachtete diese Gegenstände ziemlich geringschätzend, denn er hatte eben ein Faß mit achtzehn Pfund Pulver, vierundzwanzig Ellen Calico und zwei Flaschen Branntwein von dem Pombeiro Pascoal erhalten. Am nächsten Tage folgten weitere Geschenke, aber wir gaben ihm nichts mehr, und die Pombeiros sagten mir, sie müßten reichliche Geschenke machen, weil sie von Sclaven und Lastträgern begleitet seien, die ihren Herren nicht besonders Freund sind, und wenn sie sich nicht der Freundschaft dieser kleinen Häuptlinge versicherten, so würden ihnen in den Wäldern viele Sclaven mit sammt ihrer Last gestohlen werden. Es ist also eine Art Abgabe, welche diese unbedeutenden Häuptlinge erheben, und die eingeborenen Händler bestechen sie gewissermaßen mit ihrer Zahlung, um sie beim Guten zu erhalten. Sansawe war ein Mann ohne alle Macht; aber ehe wir dies wußten, plagte er uns doch einen ganzen Tag lang.

Da wir fanden, daß Pascoal und die anderen Pombeiros nur sehr langsam vorwärts kamen, beschloß ich ihnen voraus nach Cabango zu gehen, nachdem ich Pascoal einige Briefe übergeben, die er nach Cassange zurückbefördern sollte. Ich zog in der Absicht weiter meine Schreibereien zu vollenden und in einem Dorf ein Packet für ihn zurückzulassen. Wir stiegen die östlichen Anhöhen hinauf, welche das Cassangethal begränzen,

das allmälig vom Quango her aufsteigt, und fanden daß die letzte Anhöhe, obwohl anscheinend nicht ganz so hoch wie Tala Mungongo, wirklich viel höher ist. Die Spitze ist ungefähr 5000 Fuß über der Meeresfläche, und der Fuß 3500 Fuß; das Wasser siedete auf der Höhe bei 202°, während die Lufttemperatur 96° betrug, und am Fuße bei 205°, während sie 75° betrug. Wir hatten jetzt den Gipfel des westlichen Bergrückens erreicht, und stiegen von hier an nach dem Centrallande hinab, in der Hoffnung bald das Tschiboqueland zu verlassen, das wir betreten hatten, als wir aus dem Cassange-Thal aufwärts stiegen, aber am 19. April ging das Wechselfieber, welches am 16. März begonnen hatte, in ein außerordentlich heftiges rheumatisches Fieber über. Ich hatte nämlich auf einer ausgedehnten mit Wasser bedeckten Ebene schlafen müssen. Dabei goß es unaufhörlich; doch machten wir uns die Lagerstätten zurecht, indem wir längliche Erdhügel aufwarfen, ähnlich den Gräbern auf einem Kirchhof, und dann Gras darauf legten. Da der Regen als eine wahre Fluth sich über uns ergoß, konnten wir zwei Tage nicht von der Stelle, doch setzten wir unseren Weg fort, sobald es wieder schön wurde. Der schwere Thau auf dem hohen Grase war so kalt, daß uns schüttelte, und ich mußte acht Tage lang liegen, während ich mich unter Stöhnen und heftigen Kopfschmerzen hin und her warf. Es war dies der heftigste Anfall, den ich je gehabt habe. Ich war ganz unfähig mich zu bewegen und wußte nicht, was außerhalb meines Zeltes vorging. Pascaol, der durch den Regen an einer besseren Stelle aufgehalten worden war, kam endlich herbei, und da er wußte, daß die Bäche reich an Blutegel sind, so sammelte er solche und legte mir einige Dutzend an den Nacken und das Kreuz. Dies hob zum Theil den Schmerz. Er mußte aber weiterreisen, um für seine zahlreichen Begleiter Lebensmittel zu kaufen. Nach vielen Tagen begann ich mich zu erholen und wünschte weiter zu gehen, aber meine Leute thaten Einspruch meiner Schwäche wegen. Nachdem Pascoal einige Zeit im nächsten Dorfe verweilt, schickte er, da er von Capitain Neves Instruction bekommen hatte, mir so viel als möglich zu helfen, zwei Boten zurück, die mich einladen sollten, wo möglich nachzukommen.

Es ereignete sich, daß der Vorsteher des Dorfes, in welchem ich zweiundzwanzig Tage gelegen hatte, während er in meinem Lager

um ein Stück Fleisch gehandelt und gezankt hatte, von einem meiner Leute auf den Mund geschlagen worden war. Die vornehmsten unter den Meinigen zahlten fünf Stück Zeug und eine Flinte als Sühne; aber je mehr sie gaben, desto unverschämter wurde er, und ließ an alle umliegenden Dörfer den Befehl ergehen, ihm zu helfen, um die durch den Schlag auf den Bart ihm angethane Beschimpfung zu rächen. Da ihr Muth gewöhnlich mit dem Erfolg wächst, beschloß ich nichts mehr zu geben und ging weiter. Als wir durch einen Wald kamen, wurden wir von einer Anzahl Leute, die auf uns lossprangen, aufgehalten. Sie entrissen den hintersten meiner Leute ihre Last, und mehrere Schüsse fielen, während beide Parteien zu beiden Seiten des Weges sich ausbreiteten. Glücklicherweise hatte ich meinen sechsläufigen Revolver bei mir, den mir Capitain Henry Reed, von Ihrer Majestät Brig Linnet, in der besten Absicht nach meiner Abreise von Loanda nach Golungo Alto geschickt hatte. Ich nahm ihn zur Hand, und ohne an mein Fieber zu denken, ging ich schnell mit zwei oder drei meiner Leute den Weg entlang und traf glücklicherweise auf den Häuptling. Die Ansicht der sechs Läufe und mein todtenbleiches Gesicht brachte plötzlich eine Aenderung in seinen kriegslustigen Gefühlen hervor, und er rief: „O! ich bin nur gekommen, um mit dir zu sprechen, und wünsche Ruhe und Frieden.“ Maschauane hatte ihn an der Hand ergriffen und bemerkte, wie er zitterte. Wir untersuchten seine Flinte, und fanden, daß sie losgeschossen war. Beide Parteien sammelten sich um ihre Vorgesetzten. Als einer von den Gegnern zu nahe heran trat, trieb ihn einer von den Meinigen mit der Streitaxt zurück. Die Feinde behaupteten ihre freundschaftlichen Absichten, und meine Leute erinnerten sie daran, daß sie ihnen doch ihre Waaren heruntergerissen hätten. Ohne lange zu warten, ließ ich alle Leute sich setzen, und Pitsane beruhigte sie einigermaßen, als er die Hand auf den Revolver legte. Dann sagte ich zu dem Häuptling: „Wenn du in friedlicher Absicht gekommen bist, so haben wir auch keine andere; gehe heim in dein Dorf.“ Er antwortete: „Ich fürchte mich, du schießest mich in den Rücken.“ Ich entgegnete: „Wenn ich dich tödten wollte, könnte ich dich ebenso gut in das Gesicht schießen.“ Da rief Mosantu mir zu: „Das ist eine Makalaka List, wende ihm ja nicht den Rücken zu.“ Aber ich erwiederte: „Sage ihm nur, er werde ja sehen,

daß ich mich nicht vor ihm fürchte.“ Hierauf wandte ich mich und bestieg den Ochsen. Es war von dem Feuer, das anfangs eröffnet wurde, nicht viel zu fürchten, da wir durch Bäume geschützt waren. Die Feinde erwarteten wahrscheinlich, daß der plötzliche Ueberfall uns veranlassen würde, die Waaren wegzuwerfen, und sie hätten dann ruhig plündern können. Die Leute waren ohne Zweifel froh unbeschädigt fortgehen zu können, und auch wir freuten uns, daß es nicht zum Blutvergießen kam. Meine Leute waren stolz auf ihre Tapferkeit, und sprachen laut untereinander darüber, wie glänzend sie sich benommen haben würden, wenn die Feindseligkeit nicht ein so schnelles Ende gefunden hätte.

Ich erzähle diese Geschichte nicht als etwas wirklich Gefährliches. Die Neger hier und in Angola sind sehr feig, wenn sie nicht den glücklichen Erfolg vor Augen haben. Ein auch nur theilweise glücklicher Triumph über eine Anzahl Leute würde das ganze Land unter die Waffen bringen, und dies ist eigentlich, was man zu fürchten hat. Die kleinen Häuptlinge haben für sich jeder nur geringe Macht, und mit meinen Leuten, die sämmtlich Flinten hatten, würde ich sie einen nach dem andern geschlagen haben; aber da sie alle zu derselben Familie gehören, so würden sie sich in großer Menge vereinigen, wenn es eine reiche Beute zu erobern gibt. Sie gleichen durchaus nicht den Kaffern am Kap.

Am Abend kamen wir zu Moena Kikanje und fanden in ihm einen verständigen Mann. Er ist der letzte Tschiboque-Häuptling in dieser Richtung und verbündet mit Matiamvo, dessen Land in einiger Entfernung von hier beginnt. Sein Dorf steht auf dem Ostufer des Quilo, der hier zwanzig Ellen breit ist und bis an die Brust reicht.

Das Land war im Allgemeinen mit Wald bedeckt und wir schliefen jede Nacht in einem Dorfe. Ich war so schwach in Folge des Fiebers, daß mir die Gesellschaft Pascoal’s und der anderen eingeborenen Händler sehr zu statten kam. Wir reisten nur zwei geographische Meilen in der Stunde, und durchschnittlich drei und eine halbe Stunde oder sieben Meilen täglich. Zwei Drittel des Monats hatten wir mit Hindernissen zu kämpfen, so daß wir nur zehn Tage im Monat reisten. Diese Hindernisse

waren Krankheit und der nothwendige Aufenthalt, um Lebensmittel zu kaufen, und dann wollte gewöhnlich, wenn ein Träger erkrankte, keiner seine Last auf sich nehmen.

Einer der Pombeiros führte acht gut aussehende Weiber an einer Kette, die er in Matiamvo's Land verkaufen wollte. Sie schämten sich immer, wenn ich ihnen nahe kam, und mochten ihre unglückliche und entwürdigende Lage bitter fühlen. Ich glaube, sie waren im Kriege mit den aufrührerischen Cassange gefangen genommen worden. Die Art und Weise, wie man von den Sclaven in Angola und Ostafrika spricht, muß selbst ihren Herren merkwürdig vorkommen, wenn sie erst aus Europa angelangt sind. In Angola ist die gewöhnliche Benennung o diabo (Teufel) oder brutu (Vieh), und ganz gewöhnlich hört man Herren rufen: „O diabo, bringe Feuer!“ In Ostafrika gebraucht man das Wort bicho (Thier) und man hört sagen: heiße das Vieh das und das machen. Sclavenhalter betrachten ihre Sclaven wahrlich nicht als Menschen und verfluchen sie als „Hunderace.“ Die meisten Lastträger meiner Reisebegleiter waren gemiethete Basongo; man mußte sehr Acht auf sie geben, damit sie nicht die Waaren stahlen, welche sie trugen. Das Salz, einer der Hauptartikel, welche eingeführt werden, wurde bedeutend leichter, je weiter wir kamen, aber die Träger vertheidigten sich und sagten, der Regen habe es zergehen lassen. Jeden Abend nahm man ihnen ihre Lasten ab und stellte sie unter die Aufsicht der eigenen Sclaven Pascoal's. Es dauerte mich, welch ein geplagtes Leben er führte. Zwischen der Aufführung seiner Leute und der meiner treuen Makololo war der größte Unterschied, den man sich nur denken kann.

Wir überschritten den Loange, einen tiefen, aber schmalen Strom, auf einer Brücke. Weiter abwärts wird er viel breiter und ist reich an Flußpferden. Er bildet die Westgränze von Londa. Wir schliefen auch an den Ufern des Pezo, der jetzt ausgetrocknet war, und fanden es wunderbar, wie leicht er zur Bewässerung verwandt werden könnte. Als wir am 25. März den Fluß Tschikapa (10° 10′ südlicher Breite, 19° 42′ östlicher Länge erreichten, war er fünfzig bis sechzig Ellen breit; er floß ostnordöstlich in den Kasai. Das angrenzende Land ist ebenso flach als der früher beschriebene Theil von Londa; als wir aber

weiter östlich kamen, als auf unserer ersten Reise, fanden wir, daß sich alle Flüsse tiefere Betten ausgewaschen hatten, als an den Punkten, wo wir sie früher überschritten.

Auf allen Seiten von großen dunkeln Wäldern umgeben, haben die Einwohner hier weit ungenauere Begriffe von der Geographie ihres Landes, als diejenigen, welche in bergigen Gegenden wohnen. Erst nach langer und unermüdlicher Nachforschung überzeugte ich mich, daß der Quilo in den Tschikapa fließt. Da wir sie jetzt beide beträchtlich weiter abwärts passirten, und weit ostwärts von unserm ersten Wege waren, so ist wohl kein Zweifel, daß diese Flüsse ebenso wie die übrigen in den Kasai fließen, und daß ich mich geirrt hatte, als ich sagte, daß einer von ihnen westwärts fließe. Jetzt erst sah ich ein, daß alle westlichen Nebenflüsse des Kasai, mit Ausnahme des Quango, anfangs von Westen nach dem Centrum des Landes fließen, dann nach und nach mit dem Kasai selbst sich nach Norden wenden, und nach der Vereinigung des Kasai mit dem Quango nimmt diese ungeheure Wassermasse ihren Ausweg durch den Congo oder Zaire an der Westküste.

Die Stämme, durch welche jetzt unser Weg führte, waren an die Besuche der eingeborenen Händler gewöhnt, und glaubten gar nicht gebunden zu sein, Lebensmittel zu liefern, außer um zu betrügen. So brachte mir ein Mann ein Huhn und Mehl, und kam nach kurzer Zeit zurück. Ich bot ihm ein schönes Geschenk von Perlen an; aber er schlug es aus und verlangte Zeug dafür, das viel mehr werth war als seine Gabe. Andere machten hohe Forderungen, weil ich in einem Hause aus „Zeug" schliefe, und folglich reich sein müßte. Sie schienen zu glauben, sie hätten ein Recht dazu, Bezahlung für den bloßen Durchzug durch ihr Land zu verlangen.

Jenseit des Tschikapa überschritten wir den Kamaue, einen kleinen tiefen Fluß, der von Südsüdwest kommt und in den Tschikapa fließt.

Am 30. April erreichten wir den Loajima, wo wir eine Brücke herstellen mußten, um hinüber zu kommen. Es war dies nicht so schwer als man vielleicht denkt; es war nämlich ein Baum horizontal quer über einen Theil des Flusses gewachsen,

und da es nicht an zähen Schlingpflanzen fehlte, die sich leicht zu Seilen verwenden lassen, so hatte Pascoal bald eine Brücke fertig. Der Loajima war hier vielleicht fünfundzwanzig Ellen breit, aber viel tiefer als da, wo ich ihn auf Maschauana's Schultern überschritten hatte.

Am 28. April hatte es zum letztenmal geregnet, daher war die Temperatur plötzlich bedeutend gefallen. Die Einwohner schienen uns schwächlicher und heller olivenfarbig zu sein, als alle, die wir bisher getroffen hatten. Die Art und Weise, wie sie das dichte wollene Haar tragen, das ihnen bis auf die Schultern herabreicht, sowie ihr Gesicht im allgemeinen, erinnert mich wieder an die alten Aegypter. Bei einigen gingen die äußeren Augenwinkel nach oben, doch war dies nicht allgemein so. Manche Frauen befestigen ihr Haar an einen Reifen, der den Kopf umgiebt, ähnlich dem Heiligenschein der Jungfrau Maria (siehe den Holzschnitt Nr. 1). Einige haben hinter dem



Nr. 1. Haartracht der Londa-Frauen.

Reifen auf dem Bilde noch einen kleinern, andere wieder tragen einen Schmuck von geflochtenen Haaren und Fell, mit Perlen geziert. Dazu kommen manchmal noch Büffelschwänze, namentlich

weiter im Osten. So ist es bei dem Holzschnitt Nr. 2. An-



Nr. 2.

dere, wie in Nr. 3., wickeln ihr Haar auf ein Stück Fell in der



Nr. 3.

Form von Büffelhörnern, oder wie Nr. 4 machen ein einziges Horn vorn an der Stirn. Solche Gesichter, wie die hier abge-



Nr. 4.

bildeten, findet man häufig, doch sind sie nicht allgemein. Manche tättowiren sich, indem sie eine schwarze Substanz unter die Haut bringen, wodurch eine einen halben Zoll lange hohe Narbe zurückbleibt; sie haben die Gestalt von Sternen und anderen Figuren, sind aber nicht eben schön.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wir machen einen Umweg nach Süden. — Eigenthümlichkeiten der Einwohner. — Mangel an Thieren. — Wälder. — Geologischer Bau des Landes. — Reichthum und Billigkeit der Lebensmittel am Tschihombo. — Ein Sclave wird losgekauft. — Die Ansicht der Makololo von den Sclavenhaltern. — Leichenfeierlichkeit in Cabango. — Ich sende eine Skizze des Landes an Gabriel. — Angabe der Eingeborenen über den Kasai und Quango. — Der Handel mit Luba. — Entwässerung von Londa. — Matiamvo's Land und Regierung. — Faria's Geschenk an den Häuptling. — Wie die Balonda die Zeit hinbringen. — Treulose Führer. — Die Makololo beklagen die Unwissenheit der Balonda. — Die Einwohner der Dörfer treiben gern Handel. — Höflichkeit eines weiblichen Häuptlings. — Der Häuptling Bango und sein Volk. — Weigerung Rindfleisch zu essen. — Ehrgeiz der Afrikaner ein Dorf zu haben. — Der Winter im Innern. — Quelle in Kolobeng. — Weiße Ameisen; man kann sich nichts Besseres zu essen wünschen. — Junges Gras und Thiere. — Das Thal des Loembwe. — Der weiße Mann ist ein Kobold. — Zank. — Leichenfeierlichkeiten. — Angenehmes Zusammentreffen mit Kawawa. — Seine unverschämte Forderung. — Unangenehme Trennung. — Kawawa sucht es zu verhindern, daß wir über den Kasai setzen. — List.

Wir machten einen kleinen Abstecher nach Süden, um billigere Lebensmittel zu bekommen. Dies führte uns längs des Bächleins Tamba, dessen Anwohner nicht so oft von Sclavenhändlern besucht worden waren, als die übrigen, und daher etwas schüchtern und sehr höflich waren. Es war angenehm, wieder einmal unter unverdorbenen Menschen zu sein und zu beobachten, daß die Eingeborenen uns ohne jene Anmaßung ansahen, die

sich auf den gebahnten Straßen so unangenehm bemerkbar macht. Die Einwohner waren gleichfalls olivenfarbig. Sie feilen ihre Zähne spitzig, lachende Frauen sehen deshalb wahrhaft schrecklich aus und erinnern an das Zähnefletschen der Alligatoren. Der Geschmack ist bei diesen Leuten eben so verschiedenartig, als bei uns selbst. Viele der Männer sind Stutzer; ihre Schultern sind beständig naß von dem Oele, das aus ihren Haaren träufelt, und Alles, was sie anhaben, ist auf jede mögliche Weise herausgeputzt. Einige spielen den ganzen Tag lang ein musikalisches Instrument, und wenn sie bei Nacht aufwachen, fangen sie sogleich wieder zu spielen an. Viele dieser Musiker sind zu arm um eiserne Klappen an ihren Instrumenten zu haben, daher nehmen sie Bambus dazu, und sie spielen in einem fort, obwohl Niemand außer ihnen selbst die Musik hört. Andere spielen den Krieger, und gehen nie ohne Pfeil und Bogen, oder eine Flinte aus, die mit einem Streifen von der Haut jedes Thieres verziert ist, das sie geschossen haben, und noch Andere tragen immer einen Canarienvogel in einem Käfig mit sich herum. Frauen halten sich kleine Schooßhunde, die sie später essen. Ihre Dörfer sind gewöhnlich in Wäldern und bestehen aus Gruppen unregelmäßig aufgestellter brauner Hütten, mit Bananen und Baumwollenbäumen, und Tabakspflanzungen. Es ist auch bei jeder Hütte ein hohes Gestell, auf welchem man Maniokwurzeln und Mehl trocknet, und große Käfige, in denen Geflügel gehalten wird. Auf den Dächern stehen runde Körbe, in denen die Hühner Eier legen. Sowie Fremde sich zeigen, kommen Männer, Weiber und Kinder herbei und fangen mit viel Lärm ihren Handel an; bei allen Geschäften scherzen sie artig und sind sehr gutmüthig.

Meine Leute, welche rohes Fleisch von den Ochsen hatten, die wir von Zeit zu Zeit zum Verkauf schlachteten, wurden aufgefordert, es gegen Mehl umzutauschen; so klein auch die Stücke waren, machte ihnen das Geschäft doch Vergnügen.

Die Landschaft ringsum ist grün, in's Gelbliche spielend, das Gras ist lang, die Wege etwa einen Fuß breit, und in der Mitte gewöhnlich tief ausgetreten. Wenn wir im Gehen an das hohe überhängende Gras stießen, störten wir die Eidechsen und Mäuse, manchmal auch eine Schlange, welche durch das Gras hin raschelte. Es giebt hier nicht viel Vögel; sie werden alle weggefangen und gegessen. Zu beiden Seiten des Weges sieht

man Meilen weit aller zehn bis funfzehn Schritt Schlingen gelegt. Wenn man die Zeit, die man braucht, um Maulwürfe und Mäuse auszugraben, auf Ackerbau verwendete, so würde man genug erübrigen, um Geflügel und Schweine zu halten; doch trifft man die letzteren nur selten.

Wir passirten Wälder, die voller Schlingpflanzen waren, manche von ihnen so hart und fest, daß ein Mann mit einem Beile vorangehen mußte, und wenn die Lastträger mit ihren Lasten hängen bleiben, so müssen sie die Schlingpflanzen mit den Zähnen entfernen, denn alles Ziehen würde nichts helfen. Die Pfade in diesen Wäldern gehen so zickzack, daß man glaubt, dreißig Meilen gegangen zu sein, während man, nach dem Vogelflug berechnet, noch nicht funfzehn zurückgelegt hat.

Am 7. Mai erreichten wir den Fluß Moamba (9° 38′ südlicher Breite, 20° 13′ 34″ östlicher Länge). Er ist dreißig Ellen breit und hat wie der Quilo, Loange, Tschikapa und Loajima Alligatoren und Flußpferde. Wir fuhren auf Kähnen über ihn. Hier wie an den Abhängen nach dem Quilo und Tschikapa konnten wir die geologische Structur des Landes genau sehen, eine Decke von eisenhaltigem Conglomerat, das an manchen Stellen wie geschmolzen erscheint, denn die runden Klümpchen sehen wie Schlacken aus und sind mit glatter Schale überzogen; aber wahrscheinlich ist es ein wässeriger Niederschlag, denn es enthält ausgewaschene, im allgemeinen kleine Kiesel aller Art. Unter dieser Masse liegt blaßrother harter Sandstein, und unter diesem trappähnlicher Basalt. Zu allerunterst liegt grobkörniger Sandstein, der kleine Kiesel einschließt; auch trifft man manchmal weiße Kalkfelsen, und Bänke von lockeren runden Quarzkieseln. Die Abhänge verlängern sich von den Ebenen hinauf, je weiter ostwärts wir kommen, und überall treffen wir abgegrenzte Sümpfe von Gruppen gerader hoher immergrüner Bäume umgeben, die auf dem gelblichen Grase einen angenehmen Anblick gewähren. Einige dieser Sümpfe ergießen eine Eisenlösung, welche auf der Oberfläche prismatische Farben zeigt. Die flachen Ebenen zwischen den Flüssen, östlich und westlich vom Moamba, über welche wir kamen, waren weniger bewaldet als die Flußthäler. Die Bäume auf ihnen sind verkrüppelt und sehr vereinzelt. Auch sieht man große offene grasbedeckte Flächen, auf denen man

selten einen Busch erblickt. Auf diesen ziemlich trockenen Flächen zwischen den Flüssen vermißt man schmerzlich alles animalische Leben. Kein Vogel war zu sehen, außer dann und wann eine Meise, einige Sylviadae und Drymoica, auch ein schwarzer Vogel Dicrurus Ludwigii Smith), der im ganzen Lande gewöhnlich ist. Wir erfreuten uns am Gesange der Vögel nur nahe an den Flüssen, und selbst dort sind sie weder zahlreich noch in vielen Arten vorhanden. In einer Falle sahen wir einen Neuntödter, als wir vorüberzogen. Es giebt hier außerordentlich wenig kleine Thiere, da sie durch Jagen fast vertilgt worden sind; ebenso wenig Insekten, außer Ameisen, die an Menge und Art ganz außerordentlich sind. Gewöhnliche Fliegen kommen kaum vor, auch wurden wir nie von Moskitos belästigt.

Die Luft ist still, heiß und drückend; das außerordentlich helle Sonnenlicht scheint ruhig auf das Laub der immergrünen Wälder, und alles freut sich, wenn der Weg in den Schatten einlenkt. Bei dem Mangel an Leben sehnte ich mich nach den Ufern des Zambesi und den zierlichen Antilopen, die dort neben den dunkeln Büffeln und glatten Elens weiden. Daß es hier Flußpferde giebt, sieht man an den Fußspuren am Ufer. Nie sieht man eines blasen oder seinen Kopf emporrecken; sie haben es gelernt zu athmen, ohne daß man es hört, und sich versteckt zu halten. Nie hörten wir den schnaubenden Ton, wie am Zambesi.

Wir kamen über zwei kleine Flüsse, Kanesi und Fombeji, ehe wir Cabango erreichten, ein Dorf an den Ufern des Tschihombo. Das Land wurde dichter bevölkert, je weiter wir kamen, aber es könnte noch weit mehr Menschen ernähren. Lebensmittel waren in Menge vorhanden; ein Huhn und ein Korb Mehl von 20 Pfund Schwere wurden für eine und eine halbe Elle sehr mittelmäßiges Baumwollenzeug verkauft, das nicht mehr als drei Pence werth war. Man kann sich einen Begriff von der Billigkeit der Lebensmittel daraus machen, daß Capitain Neves 380 Pfund Tabak von den Bangalas für etwa zwei Pfund Sterling kaufte. In Central-Londa könnte man für diese Summe siebentausend fünfhundert Hühner bekommen oder siebentausend Personen einen Tag lang mit Hühnern und Mehl nähren, wobei jeder ein Huhn und fünf Pfund Mehl erhalten würde. Wenn man hier für Salz oder Calico Lebensmittel kauft, so können

vier Personen für einen Penny Werth eineu Tag lang sich an Thier- und Pflanzenkost satt essen. Die hauptsächlichste Pflanzenkost ist Maniok- und Lotsamehl. Dieses Mehl enthält sehr viel Stärke, und wenn man lange Zeit einzig davon lebt, bekommt man heftiges Sodbrennen. Wie wir selbst auf unserer Reise nach Norden bemerkten, schwächt der Genuß dieses Mehls auch das Gesicht, was auch der Fall ist, wenn man das Fleisch von Thieren ißt, die nur mit leim- und stärkehaltiger Kost gefüttert wurden. Ich machte jetzt die Entdeckung, daß sich keine nachtheiligen Wirkungen einstellen, wenn man diese Stärkesubstanzen in Verbindung mit Erdnüssen genießt, welche viel Oel enthalten.

Auf dem Wege nach Cabango sahen wir die frischen Spuren eines Elens, die ersten, die wir in diesem Lande bemerkten. Ein armes kleines Sclavenmädchen, das krank war, kam vom Wege ab, und obwohl wir den ganzen nächsten Tag warteten und nach ihr suchten, war und blieb sie verloren. Sie war groß und schlank für ihr Alter, als wenn sie zu schnell gewachsen wäre; wahrscheinlich konnte sie vor Müdigkeit nicht mehr fort, legte sich hin und schlief im Walde ein; als sie im Finstern erwachte, ging sie weiter und weiter, und kam so ganz vom Wege ab. Die Behandlung der Sclaven, wie sie meine Leute mit ansahen, konnte bei diesen keine gute Meinung von den Sclavenhaltern erwecken. Gewöhnlich sagten sie: Ga ba na pelu (sie haben kein Herz), und in Bezug auf die Sclaven: „Warum lassen sie es denn geschehen?“ gleich als wenn sie dächten, die Sclaven hätten ein natürliches Recht dazu, die Welt von solchen herzlosen Wesen zu befreien, und müßten es thun. Pascoal war immer in großer Unruhe, und hatte allen Grund, Tag und Nacht auf dem Platze zu sein. Die Lastträger stahlen beständig von den Waaren, die ihnen anvertraut waren, und er konnte sie nicht offen beschuldigen, wenn sie ihm nicht alles nehmen und ihn vollständig im Stiche lassen sollten. Er konnte sie erst dann ernstlich vornehmen, wenn er alle übriggebliebenen Waaren glücklich in ein Haus in Cabango gebracht hatte; dann konnte er von ihrem Lohne so viel abziehen, als sie ihm unterwegs gestohlen hatten.

Cabango (9° 31′ südlicher Breite, 20° 31′ oder 32′ östlicher Länge) ist der Wohnplatz Muanzanza's, eines von Matiamvo's untergeordneten Häuptlingen. Sein Dorf besteht aus etwa zwei-

hundert Hütten, und zehn bis zwölf viereckigen Häusern, die aus Pfählen und Gras erbaut sind. In den letztern wohnen Portugiesen aus Ambaca, Halbkasten, Agenten der Händler von Cassange. Die Kälte am Morgen war jetzt sehr streng, das Thermometer wechselte zwischen 58° und 60°, obwohl es geschützt sechs Uhr früh manchmal auf 64° stand. Wenn die Sonne hoch steht, steigt das Thermometer im Schatten auf 80°, an den Abenden ungefähr auf 78°.

Da eben Jemand im Dorfe gestorben war, konnten wir mit dem Häuptling nicht eher ein Geschäft abschließen, als bis die Leichenfeierlichkeiten beendigt waren. Diese dauern volle vier Tage, während welcher das Tanzen, Klagen und Schmausen nicht aufhört. Am Tage werden Flinten abgefeuert, bei Nacht trommelt man, und alle Verwandten wohnen mit närrischer Kopfbedeckung der Ceremonie bei; ihre gute Laune hängt davon ab, ob sie recht viel Bier und Rindfleisch bekommen haben. Wenn recht viel vorgesetzt wurde, hört man hintendrein gewöhnlich sagen: „Das war eine schöne Leiche!" Bei dieser Gelegenheit stellt man eine Puppe auf, die namentlich aus Federn und Perlen gemacht ist, und als Idol betrachtet wird.

Da ich an einem Auge Schaden genommen hatte, indem im Walde ein Zweig mich daran schlug, so blieb ich einige Tage hier, und versuchte es, wenn auch mit vieler Mühe, eine Skizze des Landes bis hierher zu entwerfen, um sie an Gabriel in Loanda zuschicken. Ich war immer darauf bedacht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit einen Bericht über meine Entdeckungen zurückzuschicken, damit sie nicht verloren gehen könnten, wenn in dem Lande, in welches ich mich begab, ein Unglück passirte. Ich erwartete ebenso sehnlichst ein Packet Briefe und Papiere, die mir mein guter Engel in Loanda gewiß geschickt haben würde, wenn sie in seine Hände kamen; aber ich erfuhr später, daß, obwohl er jedem eine große Summe bot, der mit der Bescheinigung zurückkehrte, daß er das letzte Packet richtig abgegeben habe, niemand mir damit nach Cabango folgen wollte. Die unermüdliche Aufmerksamkeit dieses guten Engländers gegen mich, vom ersten Augenblick an, als ich, ein ermüdeter, muthloser, heruntergekommener Fremdling, zu ihm kam, und sein ganzes späteres Benehmen werde ich mein Lebelang nicht vergessen können.

Da mehrere der eingeborenen Händler das Land Luba besucht

hatten, welches weit nördlich von hier liegt, und da auch einige Leute aus der Stadt des Mai, die weiter abwärts am Kasai liegt, anwesend waren, so erkundigte ich mich bei ihnen nach diesen Oertlichkeiten. Um nach der Stadt des Mai zu gelangen, überschritten die Händler nur zwei große Ströme, den Loajima und den Tschihombo. Der Kasai fließt etwas östlich von der Stadt des Mai; nahe dabei ist ein Wasserfall. Sie beschreiben den Kasai als einen Fluß von bedeutender Größe, der später westliche Richtung annimmt. Als ich einen alten Mann, der zu seinem Häuptling Mai zurückkehren wollte, aufforderte, er solle denken, er sei zu Hause und nach dem Zusammenflusse des Quango und des Kasai hinzeigen, so wandte er sich westwärts und sagte: „Wenn wir fünf Tage (fünfunddreißig bis vierzig Meilen) in dieser Richtung reisen, so kommen wir dahin.“ Er versicherte auch, der Kasai nehme noch einen andern Fluß auf, den Lubilasch. Unter den Balonda herrscht nur eine Ansicht rücksichtlich des Kasai und Quango. Sie sagen jederzeit, der Kasai nehme den Quango auf und bekäme nach dem Zusammenflusse den Namen Zaire oder Zerezere. Und doch ist der Kasai schon vor dieser Vereinigung viel größer als der Quango, in Folge der vielen Nebenflüsse, die er aufnimmt. Außer denen, die wir bereits überschritten haben, ist hier noch der Tschihombo bei Cabango, und zweiundvierzig Meilen weiter nach Osten fließt der Kasai selbst, vierzehn Meilen weiter der Kaunguesi, zweiundvierzig Meilen östlich der Lolua, außerdem eine Menge kleiner Flüsse, welche alle den Kasai speisen.

Ungefähr vierunddreißig Meilen östlich vom Lolua, etwa hundertundzweiunddreißig Meilen ostnordöstlich von Cabango, liegt die Stadt Matiamvo's, des ersten Häuptlings aller Balonda. Die Stadt Mai's soll nordnordwestlich von Cabango liegen, etwa zweiunddreißig Tage oder zweihundertundvierunddreißig Meilen entfernt, also etwa unter 5° 45′ südlicher Breite. Der Hauptort Luba's, eines andern unabhängigen Häuptlings, liegt acht Tage weiter in der nämlichen Richtung, also unter 4° 50′ südlicher Breite. Nach dem Aussehen der Leute zu urtheilen, welche des Handels wegen von Mai gekommen waren, sind die Völker im Norden ebenso uncivilisirt als die Balonda. Sie kleiden sich in eine Art Mantel, der aus der innern Rinde eines Baumes gemacht ist. Weder Flinten noch eingeborene Händler

werden in dem Lande zugelassen, da der Häuptling von Luba ein Feind aller Neuerungen ist. Wenn ein eingeborener Händler dahin kommt, so muß er sich wie die gewöhnlichen Leute von Angola kleiden, in ein lose herabhängendes Kleid wie der schottische Kilt. Der Häuptling handelt nur mit Muscheln und Perlen. Seine Leute tödten die Elephanten mit Speeren, vergifteten Pfeilen und Fallen. Man behauptet allgemein, daß die Elephantenzähne aus diesem Lande schwerer und länger sind als andere.

Aus allem, was ich hier und anderwärts erfahren konnte, ist es klar, daß die Wasser von Londa zunächst nach Norden und dann nach Westen gehen. Die Gegend um Luba und Mai ist offenbar tiefer als Londa, und doch liegt dieses Land nicht hoch, wahrscheinlich nicht höher als 3500 Fuß über der Meeresfläche. Nachdem ich hier mit ziemlicher Sicherheit über einen Punkt, der mich sehr interessirte, Nachrichten bekommen hatte, nämlich daß der Kasai wegen des großen Wasserfalls bei der Stadt Mai's von der Küste her nicht schiffbar ist, und daß weiterhin zwischen hier und dem Aequator kein großes Reich existirt, hätte ich gern Matiamvo besucht. Es schien dieses wünschenswerth, da es ebenso politisch als recht ist, das Oberhaupt eines Landes kennen zu lernen, und die Balonda und die eingeborenen Händler versicherten mir, daß ein beträchtlicher Arm des Zambesi im Osten seiner Stadt entspringt und nach Süden fließt. Dieser ganze Arm bis dahin, wo er ostwärts nach Masiko geht, ist auf der Karte wahrscheinlich zu weit westwärts angegeben. Damals glaubte ich noch, Matiamvo und Cazembe lägen weiter östlich, als mir seitdem klar geworden ist. Alles, was ich von den Eingeborenen weiß, gebe ich den Lesern nur mit Mißtrauen, da es erst der Bewahrheitung durch wirkliche Untersuchungen bedarf. Die in jenen Theilen wohnenden Kanyika und Kanyoka sollen ein zahlreiches Volk und freundlich gesinnt sein, aber Matiamvo läßt es durchaus nicht zu, daß ein Weißer sie besuche, da er den größten Theil seines Elfenbeins von ihnen bezieht. Ich war in großer Versuchung, diesen Arm des Zambesi nach Masiko und dann zu den Barotse hinabzureisen. Aber die Waaren, welche wir mitgenommen hatten, um damit die Wegekosten zu bestreiten, waren sehr zusammengeschmolzen, da ich und meine Leute durch Fieber und Schwäche soviel aufgehalten worden waren, und

da ich mit dem Barotse-Dialekt nur wenig bekannt war, so fehlte es mir auch noch an der nöthigen Ueberredungsgabe, um meinen Plan auszuführen. Nach allem, was ich von Matiamvo hörte, war keine Aussicht dazu vorhanden, durch sein Land nach Süden vorzudringen. Hätte ich ihn blos besuchen wollen, so wären bis zur Rückkehr nach Cabango alle Waaren draufgegangen, und das Betteln auf unserem Wege nach Norden hatte uns nicht so sehr gefallen, daß wir uns veranlaßt gefühlt hätten, uns auf dieselbe Weise wieder fortzuhelfen.

Das Land Matiamvo's soll gut bevölkert sein, aber nur wenig oder keinen Handel treiben. Man führt Calico, Salz, Schießpulver, grobe irdene Waaren ein, und bekommt dafür Elfenbein und Sclaven. Vieh ist nicht da, blos Matiamvo hat eine einzige Heerde, die er nur des Fleisches wegen hält. Seine Regierung soll mild sein, und Unterhäuptlinge, welche sich Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, absetzen. Er schickt manchmal hundert Meilen und weiter, um einen Beamten, der seine Pflicht nicht thut, hinrichten zu lassen. Obwohl ich aber von den Portugiesen erfuhr, daß er absolute Macht besitzt, so hat sein Name doch geringern Einfluß auf seine Unterthanen, mit denen ich in Berührung kam, als Sekeletu über sein Volk, das doch in größerer Entfernung von der Hauptstadt lebt.

Da wir es für das Beste hielten, uns von Cabango nach Südosten zu unserm alten Freund Katema zu wenden, so bat ich Muanzanza um einen Führer, sobald die Leichenfeierlichkeiten vorüber seien. Er willigte ein und war auch mit einem kleineren Geschenk als gewöhnlich zufrieden, als Pascoal und Faria ihm vorstellten, ich sei kein Händler. Er schien dieses Geschenk als eine Abgabe für seine eigene Person anzusehen, und als Pascoal's Waarenladung angekommen war, betrat er sein Haus, um seinen Theil in Empfang zu nehmen, worauf Faria ihn mit dem gewöhnlichsten Topfgeschirr beschenkte, wovon große Massen hierher in den Handel gebracht werden. Der Häuptling nahm es unter Ausdrücken überströmender Dankbarkeit an, da solche Geschirre in hohem Werthe stehen, weil sie sehr tief sind und viel Speise und Bier hineingeht. Die Ideenassociation ist oft so lächerlich, daß es schwer ist, ernsthaft zu bleiben.

Einige der Kinder des verstorbenen Matiamvo kamen um mich anzubetteln, boten mir aber nie einen Bissen an. Als ich

mich gegen einen jungen Mann, Namens Liula (d. h. Himmel), über ihren Geiz ausgesprochen hatte, brachte er mir alsbald Bananen und Maniok. Ich fand Gefallen an seiner Person und Unterhaltung; ich glaube, die Balonda würden nicht schwer zu unterrichten sein, aber ihre Lebensweise würde hindernd in den Weg treten. Die Balonda hier sehen weit angenehmer aus, als irgend welche näher an der Küste. Die Weiber lassen ihre Zähne in ihrem schönen weißen Zustande, und würden recht hübsch sein, wenn sie nicht Stückchen Rohr durch die Nasenknorpel steckten. Sie scheinen im Allgemeinen heiterer Natur zu sein und verbringen ihre Zeit mit immerwährendem Geschwätz, mit Leichenfeierlichkeiten und Hochzeiten. Ihre heitere Laune mag ein Grund für die Unverwüstbarkeit der Race sein. Der zur Gewohnheit gewordene Einfluß, welchen unsichtbare Geister auf sie ausüben, mag ebenfalls dazu beitragen, da er ihnen eine gewisse fatalistische Ruhe bewahrt.

Wir mußten unsern Führer und seinen Vater dazu im Voraus bezahlen, und er ging nur einen Tag lang mit, obwohl er versprochen hatte, uns bis zu Katema zu bringen. Er schämte sich nicht im mindesten, seine Verbindlichkeiten zu brechen, und Muanzanza wird ihm deshalb gewiß nicht zürnen. Bei den Bakuena würde er bestraft worden sein. Meine Leute hätten ihm gern den Lohn auf seine Person wieder abgenommen; da wir aber nach den mildesten Grundsätzen handelten, so hielten sie es für's Beste, ihn mit seinem unverdienten Gewinn abziehen zu lassen.

Sie klagten oft über den Mangel an Kenntniß unter diesem Volke und sagten in ihrer eigenen Sprache: „Ach, die wissen nicht einmal, daß wir ebenso gut Menschen sind, wie sie, und daß wir ihre Unverschämtheit eben nur deshalb mit Geduld ertragen, weil wir Menschen sind.“ Dann fluchten sie aus Herzensgrunde, zum Beweise, daß ihre Geduld bald erschöpft sei; aber selten zankten sie in der Sprache der Balonda. Nur einer vergaß sich und schlug einen Ortsvorsteher auf den Mund; er war aber auch der schlechteste in meiner ganzen Begleitung.

Wir brauchten deshalb durchaus einen Führer, um einem Pfad sicher folgen zu können, der im Allgemeinen zwar nicht besser als eine Schaftrift, aber immer noch angenehmer war, als in gerader Richtung durch verschlungene Wälder und tropische

Vegetation durchzudringen. Wir kannten im Allgemeinen die Richtung, welcher wir zu folgen hatten; aber um ungangbare Wälder und Sümpfe zu vermeiden und die geeignetsten Furthen in den Flüssen aufzufinden, sahen wir uns immer nach einem Führer um, und dieser folgte stets dem gewöhnlichen Wege von einem Dorfe zum andern, wenn es in unserer Richtung lag.

Nachdem wir Cabango am 21. April verlassen, überschritten wir mehrere kleine Flüsse, die sich in den Tschihombo zu unserer Rechten ergossen, und in einem derselben sahen wir zum ersten Male in Afrika Baumfarren (Cyathea dregei). Der Stamm war etwa vier Fuß hoch und hatte zehn Zoll im Durchmesser. Auch sahen wir zwei Arten Grasbäume, welche an feuchten Stellen eine Höhe von vierzig Fuß erreicht hatten. Der Tschihombo, den wir etwa zwölf Meilen oberhalb Cabango überschritten, ging uns bis an den Leib und war reißend. Wir freuten uns, als wir an seinen Ufern die Spuren von Büffeln und Flußpferden entdeckten. Sobald wir die Straße der Sclavenhändler verlassen hatten, zeigte sich wieder der freundliche Charakter der südlichen Balonda; ein alter Mann brachte uns viel Lebensmittel zum Geschenk aus einem Dorfe und bot sich uns freiwillig als Führer an. Die Leute in den zahlreichen Dörfern aber, welche wir passirten, suchten uns immer aufzuhalten, um einen kleinen Handel mit uns zu machen, indem sie uns das Abendbrod gaben. In einem Dorfe wollten sie uns durchaus den Weg nicht zeigen, wenn wir nicht wenigstens einen Tag bei ihnen blieben. Wir weigerten uns und schlugen einen Weg in der Richtung ein, die wir zu gehen hatten, aber wir kamen in ein undurchdringliches Dickicht. Nach dem Dorf zurückgekehrt, versuchten wir einen andern Fußweg in derselben Richtung; aber auch diesmal geriethen wir in einen gleich ungangbaren und pfadlosen Wald. So mußten wir denn abermals umkehren und warten. Am folgenden Morgen brachten sie uns auf den rechten Weg, der uns in wenigen Stunden durch einen Wald führte, der uns außerdem Tage lang aufgehalten haben würde.

Jenseit dieses Waldes fanden wir das Dorf der Nyakalonga, der Schwester des verstorbenen Matiamvo, die uns gut aufnahm. Sie wünschte, ihre Leute sollten mich bis zum nächsten Dorfe begleiten, aber diese weigerten sich, wenn wir uns nicht mit ihnen in Handelsgeschäfte einlassen wollten. Da bat sie uns ein paar

Stunden zu warten, bis sie ein Geschenk von Mehl, Maniokwurzeln, Erdnüssen und einem Huhn bereitet hätte. Es war wirklich angenehm, mit Leuten zu verkehren, die einen gewissen Grad von Bildung hatten, nachdem wir auf den Sclavenwegen nur Hochmuth und Stolz getroffen hatten. Sie schickte ihren Sohn nach dem nächsten Dorfe, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Der Strom, welcher bei ihrem Dorfe vorüberfloß, war hier und etwa eine Meile weit zu beiden Seiten gar nicht zu passiren, denn der Boden war weich und morastig, und wenn man durchbrach, etwa sechs Fuß tief.

Am 28. April erreichten wir das Dorf des Häuptlings Bango (12° 22′ 53″ südlicher Breite, 20° 58′ östlicher Länge), der uns ein schönes Geschenk mit Mehl und dem Fleische eines ganzen Pallah machte. Wir schlachteten hier die letzte unserer Kühe, die uns Schut geschenkt, und die ich so lange gemolken hatte, bis sie nur noch einen Theelöffel voll auf einmal gab. Meine Leute lachten herzlich, als sie sahen, daß ich alle Hoffnung aufgab, denn sie hatten immer schon von meiner großen Geduld gesprochen. Wir boten Bango ein Bein der Kuh an, aber er sagte uns, weder er noch seine Leute hätten je Rindfleisch gegessen, da sie glaubten, das Rindvieh stände den Menschen sehr nahe und lebe in seiner Heimath wie Menschen. Keiner seiner Leute kaufte von dem Fleische, was man anderwärts sofort mit größter Gier gethan haben würde. Es giebt noch andere Stämme, welche ebenfalls kein Rindvieh halten, obwohl sie es als Geschenk von Anderen annehmen und essen, weil, wie sie sagen, die Ochsen Frieden und Krieg bringen. Aber dies ist das erste Mal, daß man es als Nahrungsmittel zurückwies. Daß man Pallah's zu diesem Zwecke tödtet, beweist, daß jene Bedenklichkeit sich nicht auf Fleisch im Allgemeinen bezieht.

Die kleinen Flüsse in diesem Theile des Landes gingen nicht in tiefen Betten, auch wurden wir nicht durch das riesengroße Gras gehindert, das uns an den Flußabhängen, ehe wir Cabango erreichten, jede Aussicht benahm. Das Land war ganz flach, und die Bewohner bauten außerordentlich viel Maniok. Es wohnen nicht viel Leute an einem Orte beisammen. Es scheint jeder einen gewissen Stolz darein zu setzen, sein eigenes kleines Dorf zu haben, und wir sahen Viele, die von weit her Büffel und Antilopenfleisch als Tribut für Bango bringen. Jetzt haben wir

wieder die Region des Wildes betreten, doch ist letzteres so scheu, daß wir noch nicht ein Stück gesehen haben. Die Vertheilung in viele Dörfer ist ganz nach afrikanischem Geschmack, denn jeder, der ein paar Hütten unter sich hat, fühlt sich gewissermaßen als Häuptling. Das Land ist zu dieser Zeit mit getrocknetem gelblichen Grase bedeckt. Einige Büsche und Bäume sind grün; andere verlieren ihre Blätter, indem die jungen Triebe das alte Laub abstoßen. Bäume, welche im Süden während der Wintermonate kahl stehen, sind hier nur kurze Zeit ohne Blätter. Manchmal indeß weht ein kalter Wind selbst bis nach Cabango, und verbreitet über die ganze Vegetation ein winterliches Aussehen. Die zarten Schößlinge der immergrünen Bäume an der Südseite werden wie gedörrt; die Blätter des Maniok, der Kürbisse und anderer zarter Pflanzen sterben, während alle diese, wo sie durch Wälder geschützt sind, das ganze Jahr hindurch grün bleiben. Das ganze innere Südafrika hat einen sehr kalten Winter, der in seiner Heftigkeit nach den Breitegraden variirt. In dem Centraltheile der Kapcolonie ist im Winter oft strenge Kälte, und der Boden mit Schnee bedeckt. In Kuruman fällt selten Schnee, aber es friert heftig. Es herrscht Frost bis an den Tschobe, und der Winter tritt theilweise auch im Barotse-Thale auf; aber jenseit des Orange-Flusses ist Kälte und Nässe nie beisammen. Ob es vom Barotse-Thal nordwärts gefriert, ist fraglich; doch fällt das Thermometer während vorherrschendem Südwinde auf 42° herab und es wird bitter kalt.

Nichts geht in Kolobeng über die Schönheit des Uebergangs vom Winter zum Frühling. Ehe der Regen beginnt, weht am Tage ein heftiger Ostwind, aber bei Nacht ist es ruhig. Die Wolken sammeln sich in immer größer werdenden Massen und mildern bis auf einen gewissen Grad den hellen Glanz der südlichen Sonne. Der Wind trocknet Alles aus, und wenn er am heftigsten ist, so ist er heiß und rührt Staubwolken auf. Die allgemeine Temperatur am Tage steigt bis über 96°; dann beginnen Regenschauer zu fallen, und wenn der Boden nur einmal einen Tag lang vom Regen durchweicht ist, zeigt sich schon ein wahrhaft wunderbarer Wechsel. Nach einem oder zwei Tagen ist die ganze Landschaft grün, und nach fünf bis sechs Tagen zeigen sich die frischen Blätter, die jungen Gräser sprießen, und es zeigt sich ein Frühling, der in kältern Klimaten Wochen zu seiner Ent-

wickelung gebraucht hätte. Die Vögel, welche während der heißen, trockenen, windigen Jahreszeit schwiegen, fangen jetzt lustig zu zwitschern an und bauen geschäftig an ihren Nestern. Einige von ihnen hecken selbst mehrmals im Jahre. Das Fallen der Temperatur bei Regen oder aus anderen Gründen hat beinahe dieselbe Wirkung wie die zunehmende Milde des Frühlings in unsern Klimaten. Die Erde wimmelt von Myriaden junger Insecten, an einigen Stellen kommen Hundertfüße, Tausendfüße und Käfer aus ihren Verstecken hervor, etwa wie unsere Schnecken zu thun pflegen, und Abends schwärmen die weißen Ameisen zu Tausenden. Ein Schwarm Ameisen kommt aus einem Loche heraus, fliegt ein= bis zweihundert Ellen und läßt sich nieder, und wenn sie auf ein Stück Boden treffen, das zum Anlegen einer neuen Kolonie geeignet ist, so biegen sie ihre Schwänze in die Höhe, haken ihre Flügel aus, lassen sie fallen, und beginnen sofort ihre Erdarbeiten. Wenn man die Flügel vom Körper trennen will, indem man sie rückwärts zieht, so sehen sie aus wie in den Körper festgehakt und reißen ziemliche Stücke vom Insect mit los; zieht man sie aber nach vorn, wie die Ameise selbst thut, gehen sie ganz leicht los. Es scheint wirklich, als wären diese Flügel nur deshalb da, um dem Insect bei seinem kurzen Fluge nach einer neuen Wohnung zu dienen und dann weggeworfen zu werden. Nichts gleicht der Heftigkeit, mit welcher sie zu der geeigneten Zeit ihre Geburtsstätte verlassen. Manchmal ist dies in einem Hause der Fall, und damit nicht jeder Winkel von ihnen in Besitz genommen werde, habe ich gesehen, daß man über dem Loche ein Feuer anzündet; aber sie fliegen selbst durch das Feuer. Beim Schwärmen sehen sie wie Schneeflocken aus, die in der Luft umherfliegen, und Hunde, Katzen, Habichte und fast alle Vögel verzehren sie mit bestem Appetit. Auch die Eingeborenen machen sich diese Gelegenheit zu Nutze und sammeln sie als Speise; sie sind etwa einen halben Zoll lang, so dick wie eine Krähenfeder, und sehr fett. Geröstet sollen sie gut schmecken, dem gekochten Reis ähnlich. Nach dem, was einmal an den Ufern des Zouga geschah, kann man sich eine Vorstellung von dem Gerichte machen. Der Bayeiye=Häuptling Palani besuchte uns, als wir eben aßen, und ich gab ihm ein Stück Brod und eingemachte Aprikosen. Da es ihm gut zu schmecken schien, so frug ich ihn ob es in seinem Lande eine ähnlich schmeckende Speise gäbe.

„Ei," sagte er, „hast du einmal weiße Ameisen gegessen?" Da ich es verneinte, fuhr er fort: „Wenn du weiße Ameisen gegessen hättest, so würdest du nie nach etwas Besserem verlangt haben." Man fängt sie gewöhnlich so, daß man in einen Ameisenhügel gräbt, und wartet, bis seine Erbauer herauskommen, um den Schaden wieder gut zu machen; dann sammelt man sie schnell in ein Gefäß zusammen, ganz so, wie der Ameisenfresser sie sich in den Mund scharrt.

In Folge des Regens sieht alles Vieh frisch und reinlich aus, und Männer und Weiber gehen munter in ihre schon mit Hacken vorbereiteten Gärten und streuen Samen. Die großen Thiere verlassen die Orte, an denen sie sich des Wassers wegen versammeln mußten, und werden viel wilder. Manchmal wittert eine Heerde Büffel oder Antilopen den Regen von Ferne und stürzt in gerader Linie auf den Punkt los. Zuweilen irren sie sich, und sehen sich genöthigt zu dem Wasser zurückzukehren, das sie verließen.

Sehr große Strecken Landes werden während des Winters des alten Grases durch Feuer beraubt, um das Wild dahin zu locken. Das junge Grün hat verjüngende Kraft, denn so lange sie von dem dürren Gras der vorigen Jahreszeit zehren, bleiben sie in gutem Stande; sobald sie aber ihren Appetit an dem frischen Grün stillen können, zersetzt sich selbst das Mark in ihren Knochen, und eine rothe weiche ungenießbare Masse bleibt zurück. Hierauf erhalten sie ihre frühere Wohlbeleibtheit wieder.

30. Mai. — Wir verließen Bango und gingen nach dem Fluße Loembwe, welcher nordnordöstliche Richtung hat und reich an Flußpferden ist. Er ist ungefähr sechzig Ellen breit und vier Fuß tief, hat aber gewöhnlich wenig Wasser wie alle afrikanischen Flüsse in dieser Gegend, seine beiden Ufer sind morastig, doch ist das Thal, in welchem er fließt, von oben gesehen, außerordentlich schön. Das Thal ist etwa eine Viertelmeile breit, und es war leicht, die Aehnlichkeit zwischen vielen Punkten hier und den Distrikten in unserem eigenen Lande herauszufinden, und zu erkennen, daß hier noch für einen ungeheueren Zuwachs menschlicher Bevölkerung Raum vorhanden ist. Die Dörfer sind sehr zerstreut und schwer zugänglich, da die Wege so sehr mit hohem Gras bedeckt sind, daß selbst ein Ochs kaum der Spur folgen kann. Das Gras schneidet den Menschen in die Füße ein, doch

trafen wir eine Frau mit einem kleinen Kinde, und ein Mädchen, die mit Maniok beladen heimwärts gingen. Der Anblick eines Weißen verbreitet immer Schrecken bei der schwarzen Bevölkerung, und in jedem Falle der Art waren sie äußerst froh, wenn ich vorüber gezogen war, ohne ihnen auf den Hals gesprungen zu sein. In den Dörfern liefen die Hunde, den Schwanz zwischen den Beinen, davon, als hätten sie einen Löwen gesehen. Die Weiber gucken hinter den Mauern hervor, bis man nahe herankommt, und dann laufen sie eiligst ins Haus hinein. Wenn man ein kleines Kind, das keine Gefahr ahnt, auf der Straße trifft, so erhebt es bei dem Anblick eines Weißen das heftigste Geschrei und sieht aus, als wollte es Krämpfe bekommen. Unter den Betschuanen mußte ich die Weiber auszanken, daß sie aus den Weißen ein Schreckgespenst machten und ihren Kindern sagten, sie würden den Weißen holen lassen, damit er sie beiße.

Nachdem wir den Loembwe passirt hatten, befanden wir uns in einem offeneren Lande, und trafen fast alle Stunden ein kleines Thal, durch welches ein Bächlein rieselte. Sie waren alle schwer zu passiren, und da sie sehr zahlreich waren, blieben wir an den unteren Körpertheilen immer naß. An verschiedenen Stellen trafen wir Weihopfer für die Barimo. Gewöhnlich bestanden sie aus Nahrungsmitteln, und jedes verlassene Dorf hatte noch Götzenbilder und kleine Hüttchen mit Töpfen voll Zaubermittel. Eines Nachmittags passirten wir ein kleines hölzernes Haus mit einem Ochsenkopf als Gegenstand der Verehrung. Die schreckliche Gleichförmigkeit der dunkeln Wälder und freien Ebenen muß einen niederdrückenden Einfluß auf den Geist der Bewohner haben. Einige Dörfer scheinen abergläubischer zu sein als andere, wenn man nach der größeren Menge Götzenbilder in ihnen urtheilen darf.

Nur ein einziges Mal waren wir Zeuge eines Streites. Eine alte Frau, die bei unserem Lager stand, schimpfte mehrere Stunden lang auf einen gut aussehenden jungen Mann los. Endlich erzürnt äußerte er ärgerlich und ungeduldig einige Worte, als ein anderer Mann herbei kam und rief: „wie kannst du meine Mutter verfluchen?“ Sie packten einander, zerrten hin und her und balgten sich wacker herum. Die alte Frau, welche die Ursache der Schlägerei war, wünschte unsere Vermittelung, auch die Kämpfenden selbst hofften dies, aber wir wollten lieber neu-

tral bleiben und ließen sie ihren Streit ausfechten. Endlich fiel einer unter den andern, nachdem beide sich die Kleider vom Leibe gerissen und ganz nackt waren. Da hoben sie ihre Kleider auf und liefen nach verschiedenen Seiten davon, indem jeder drohte seine Flinte zu holen und einen Kampf auf Tod und Leben zu wagen. Indeß kam nur einer wieder und die alte Frau fing wieder zu schimpfen an, bis meine Leute, die ihr Geschwätz satt hatten, ihr hießen zu gehen. Dieser unbedeutende Vorfall war mir interessant, denn so lange ich mich im Betschuanenlande aufhielt, sah ich nie unbewaffnete Leute mit einander kämpfen. Ihre Zänkereien werden gewöhnlich mit großer Zungenfertigkeit und lautem Fluchen und Schwören geführt, am Ende aber lachen gewöhnlich beide Parteien.

In jedem Dorfe versuchte man uns über die Nacht dazubehalten. Manchmal wollte man uns mit großen Töpfen Bier verlocken. Auch befahl uns der Ortsvorsteher ganz gebieterisch unter einem bestimmten Baume zu halten. Andere Male wieder boten sich junge Leute an, uns in den unpassirbaren Theil des nächsten Sumpfes zu führen, in der Hoffnung, daß wir dann nicht weiter könnten, und alles das nur, um Handel mit uns zu treiben; aber die Lebensmittel waren so billig, daß wir es oft vorzogen, sie dafür zu bezahlen, damit sie uns nur in Ruhe ziehen ließen. Ein ziemlich großes Huhn konnten wir für einen Schuß Pulver haben. Jeder Eingeborene, der eine Flinte hat, hat ein Pulvermäßchen bei sich, das nur für einen Schuß ausreicht. Die Weiber gehen fast ganz nackt, ihre einzige Kleidung ist ein ganz schmales Stück Tuch ohne jeden Schmuck, und man glaubt nicht, wie gierig sie Streifen Calico von geringerer Sorte kaufen. Sie freuten sich, daß wir ihnen für ein Huhn und einen Korb voll mehr als zwanzig Pfund Mehl größere Stücken gaben, die jedoch auch nur etwa zwei Fuß lang waren. Da wir von unserem früheren Vorrathe nur noch wenig übrig hatten, mußten wir uns ihrer Zudringlichkeit entgegenstellen, und da hoben viele der Frauen in echt mütterlichem Gefühle ihre kleinen Kinder in die Höhe, um uns zu veranlassen, wenigstens für diese nur ein Streifchen herzugeben. Das Feuer, sagen sie, ist ihre einzige Kleidung bei Nacht, und die Kleinen wärmen sich, indem sie sich fest an ihre Aeltern anschmiegen. Statt eines Felles oder Zeuges, in dem sie ihre Kinder tragen könnten, flechten sie aus der innern Rinde

eines Baumes ein etwa vier Zoll breites Band, hängen es von einer Schulter nach der anderen, und setzen das Kind hinein. Ihr Land ist sehr fruchtbar, sie können Erdnüsse und Maniok in genügender Menge erbauen. Baumwolle sah ich hier nicht, auch keine anderen Hausthiere als Hühner und kleine Hunde. Der Häuptling hat einige Ziegen, und ich habe nie den Grund einsehen können, warum das Volk nicht auch Ziegen hält.

Am 2. Juni Abends erreichten wir das Dorf Kawawa's, einer ziemlich bedeutenden Persönlichkeit in diesem Lande. Dieses Dorf besteht aus vierzig bis fünfzig Hütten und ist von Wald umgeben. Man trommelte bei der Leiche eines Mannes, der am vorhergehenden Tage gestorben war, und einige Weiber klagten jämmerlich an der Thür seiner Hütte, und redeten den Todten an, als wenn er noch lebte. Man trommelte die gauze Nacht hindurch, mit gleicher Regelmäßigkeit, wie die Dampfmaschine an Bord eines Schiffes arbeitet. Wir bemerkten einen Mann, der phantastisch mit einer Menge Federn herausgeputzt, das tanzende und klagende Volk verließ und am Morgen in den tiefen Wald ging, um am Abend zu der Leichenfeierlichkeit zurückzukehren; er sollte einen der Barimo's vorstellen.

Am Morgen hatten wir eine interessante Unterhaltung mit Kawawa; er besuchte uns; wir setzten uns, und schwatzten fast den ganzen Tag mit ihm und seinen Leuten. Als wir ihm den Gegenbesuch machten, fanden wir ihn in einem großen Gerichtshause, welches, obwohl in Form eines Bienenstockes, recht gut gebaut war. Da ich ihm allerhand Merkwürdigkeiten gezeigt hatte, holte er jetzt einen großen Krug, englisches Fabrikat, herbei, der wie ein alter Mann mit einer Kanne Bier in der Hand gestaltet war, die größte Curiosität, die er zu zeigen hatte.

Jetzt hatten wir Gelegenheit, eine Gerichtsverhandlung mit anzuhören. Ein armer Mann und seine Frau waren angeklagt, den Mann behext zu haben, dessen Leichenfeier eben jetzt im Dorfe stattfand. Ehe Kawawa die Vertheidigung anhörte, sagte er: „Ihr habt eines meiner Kinder getödtet. Bringt alle eure Kinder herbei, damit ich mir eines dafür auswählen kann." Das Weib vertheidigte sich mit vieler Beredsamkeit, aber das half nur wenig, denn solche Beschuldigungen sind den Häuptlingen willkommen, um Opfer für den Sclavenmarkt zu bekommen. Wahrscheinlich dachte er, ich wäre gekommen, um Sclaven zu kaufen, obwohl ich

mich über meinen Zweck bereits gegen ihn und seine Leute deutlich genug erklärt hatte. Am Abend zeigten wir die Bilder der Zauberlaterne, und alle freuten sich, Kawawa selbst nur ausgenommen. Er zeigte Furcht, und stand mehrmals auf, wie um davon zu laufen, doch hinderte ihn die Menge daran. Einige der Gebildeteren verstanden die Erklärungen gut und sprachen sich weitläufig darüber gegen die Dümmeren aus. Es konnte nicht artiger zwischen uns zugehen, als diesen Tag; aber Kawawa hatte gehört, die Tschiboque hätten uns gezwungen, einen Ochsen zu zahlen, und jetzt wollte er es ebenso machen. Als ich daher am nächsten Morgen zu ihm schickte, um ihm sagen zu lassen, daß wir bereit wären weiter zu ziehen, antwortete er in bildlicher Weise: „Wenn Jemandem ein Ochs in den Weg kommt, soll er ihn nicht essen? Ich hätte den Tschiboque einen gegeben, und müsse ihm auch einen geben, sowie eine Flinte, Schießpulver und ein schwarzes Kleid, wie das, welches er am Tage vorher zum Trocknen ausgebreitet gesehen hätte; wenn ich einen Ochsen verweigerte, so müsse ich einen Mann hergeben, und ein Buch, aus welchem er sehen könnte, wie Matiamvo gegen ihn gesinnt sei, und das ihn warnte, wenn Matiamvo ihm den Kopf abschneiden wollte." Kawawa erschien so bald als möglich in unserem Lager, nachdem er uns jene Botschaft gesandt hatte und sagte, er habe alles gesehen, was ich habe, und müsse alles bekommen, was er verlange, da er über den Kasai, der vor uns lag, zu gebieten habe und uns nicht über ihn lassen würde, wenn wir nicht den gewünschten Tribut bezahlten. Ich antwortete ihm, die Waaren gehörten mir und nicht ihm; ich hätte aber gehört, daß ein Weißer nie Schwarzen Tribut zahle, und ich würde, auch wenn er es nicht wolle, den Kasai überschreiten. Da befahl er seinen Leuten die Waffen zu ergreifen, und als einige meiner Leute sahen, wie sie nach Bogen, Pfeilen und Speeren liefen, erschraken sie gewaltig. Ich hieß ihnen vorwärts zu gehen, aber nicht eher zu feuern, bevor nicht Kawawa's Leute den ersten Schuß gethan hätten. Ich ging voran und erwartete, sie würden mir alle folgen wie gewöhnlich, aber es blieben viele zurück. Als ich dies bemerkte, sprang ich vom Ochsen, und lief mit dem Revolver in der Hand auf sie los. Kawawa lief davon unter sein Volk und auch dieses nahm Reißaus. Da rief ich meinen Leuten zu ihr Gepäck zu nehmen und weiter zu gehen; einige thaten es eiligst, in dem Gefühle, Unrecht

gethan zu haben, indem sie mir nicht gehorchten, sondern zurückblieben; aber einer von ihnen weigerte sich und wollte auf Kawawa feuern; doch als ich ihm einen Schlag mit dem Pistol an den Kopf gab, kam er. Hier fühlte ich es wiederum, daß man um jeden Preis Subordination aufrecht erhalten müsse. Wir gingen alle weiter in den Wald, Kawawa's Leute standen etwa hundert Schritte davon und gafften uns nach, aber schossen weder mit Flinten noch mit Pfeilen. Es ist sehr unangenehm sich auf solche Weise von dem Häuptling zu trennen, nachdem man einige Tage freundlich mit ihm verkehrt hat, in einem Lande, wo die Leute im allgemeinen höflich sind. Dieser Kawawa indeß ist kein eben vorzüglicher Balonda-Häuptling, und ist in der Nachbarschaft wegen seiner Dummheit ziemlich allgemein bekannt. So erzählte man uns, er glaube, Matiamvo werde ihm eines Tages den Kopf abschlagen, weil er die Rechte der Fremden mißachte.

Kawawa ließ sich indeß von seinen vermeintlichen Rechten durch die unceremoniöse Art und Weise, wie wir ihn verließen, nicht abbringen; denn als wir nach etwa zehn Meilen die Furth am Kasai erreichten, fanden wir, daß er vier Leute vorausgeschickt hatte, mit dem Befehle an die Fährleute, uns die Ueberfahrt zu verweigern. Man sagte uns hier alles Ernstes, wir müßten die erwähnten Dinge hergeben, und außerdem noch einen Mann. Diese letztere Forderung schnitt uns immer ins Herz. Die Kähne wurden vor unseren Augen weggenommen, und so glaubte man, wären wir ganz hülflos, da der Strom gute hundert Ellen breit und sehr tief war. Pitsane stand am Ufer, indem er mit anscheinender Gleichgültigkeit auf den Strom schaute, und sah genau, wo die Kähne im Rohr versteckt lagen. Die Fährleute frugen einen von meinen Batoka's zufällig, ob es in ihrem Lande auch Flüsse gäbe, und er antwortete der Wahrheit gemäß: „Nein, bei uns sind keine Flüsse.“ Da waren Kawawa's Leute überzeugt, wir könnten nicht übersetzen. Ich dachte daran, hinüberzuschwimmen, wenn sie fortgegangen sein würden, aber als es dunkel wurde, nahmen wir ohne Umstände einen der verborgenen Kähne, und saßen bald beim Bivouak am südlichen Ufer des Kasai. Ich ließ einige Perlen als Lohn für eine Mahlzeit zurück, die mir die Fährleute gegeben hatten, und da wir den Kahn an der Seite des Flusses zurückließen, wo sie zu Hause waren, lachte Pitsane und seine Genossen laut auf, wenn sie daran dachten, wie unsere Feinde sich ärgern würden und sich

nicht würden erklären können, wer uns herüber gefahren habe. Sie glaubten bestimmt, Kawawa würde der Ansicht sein, seine eigenen Leute hätten uns übergesetzt und würde herauszubekommen suchen, wer es gethan habe. Als wir am nächsten Morgen weiter ziehen wollten, erschienen Kawawa's Leute auf den entgegengesetzten Höhen und konnten kaum ihren Augen trauen, als sie uns bereit sahen, um nach Süden aufzubrechen. Endlich rief einer von ihnen: „Ach ihr seid schlecht!" Pitsane und seine Genossen antworteten: „Ach ihr seid gut, wir danken euch für den Kahn, den ihr uns geliehen." Wir erzählten Katema und den übrigen Häuptlingen die ganze Geschichte ausführlich, und alle stimmten ein, daß wir unter solchen Umständen vollkommen gerechtfertigt seien, und daß auch Matiamvo unser Benehmen rechtfertigen würde. Wenn sich etwas unter ihnen ereignet, das ungünstig gedeutet werden kann, dann schicken sie einander Erklärungen. Schon daß sie dies thun, schützt ihren Charakter vor Mißdeutung, denn auch unter ihnen giebt es eine öffentliche Meinung.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ebenen. — Geier und andere Vögel. — Verschiedenheit der Farbe bei Blumen derselben Art. — Der Sonnenthau. — Siebenundzwanzigster Fieberanfall. — Ein Fluß, der nach verschiedenenen Richtungen fließt. — Der See Dilolo, seine Wasserscheide zwischen dem atlantischen und indischen Ocean. — Lage der Felsen. — Roderick Murchison's Erklärung. — Eigenthümlichkeit der Regenzeit in Verbindung mit den Ueberschwemmungen des Zambesi und Nil. — Wahrscheinlicher Grund der Verschiedenheit der Regenmenge südlich und nördlich vom Aequator. — Berichte der Araber über das östliche Londa. — Wahrscheinliche Wasserscheide des Zambesi und Nil. — Der See Dilolo. — Wir erreichen Katema's Stadt; seine erneuerte Gastfreundschaft; der Wunsch, wie ein Weißer auszusehen; lächerliche Abreise. — Dohlen. — Furth durch den südlichen Arm des Sees Dilolo. — Kleine Fische. — Plan zu einem Makololo-Dorf, nahe bei der Vereinigung des Leeba und Leeambye. — Herzlicher Gruß von Schinte. — Kolimbota's Wunde. — Pflanzensamen und Fruchtbäume aus Angola. — Masiko's und Limboa's Streit. — Nyamoana jetzt Wittwe. — Wir kaufen Kähne und fahren den Leeba herab. — Heerden wilder Thiere an seinen Ufern. — Unglückliche Büffeljagd. — Frösche. — Sinbad und die Tsetse. — Wir schicken eine Botschaft an Manenko. — Ankunft ihres Mannes Sambanza. — Eine Ceremonie, Kasendi genannt. — Unerwartete Strafe für eine chirurgische Operation. — Sociales Verhältniß der Stämme. — Mboenga's Flucht. — List der Mambowe-Jäger. — Schildkröten. — Wir werden von einem Büffel angegriffen. — Aufnahme bei den Einwohnern von Libonta. — Erklärung der Ursachen unseres langen Ausbleibens. — Pitsane's Rede. — Dankgottesdienst. — Aussehen meiner Braven. — Außerordentliche Güte der Leute.

Nachdem wir den Kasai verlassen hatten, betraten wir die ausgedehnten flachen Ebenen, die wir das vorige Mal überschwemmt

fanden. Das Wasser auf ihnen war noch nicht ganz ausgetrocknet und stand noch immer in einigen tiefern Stellen. Geier flogen in der Luft, ein Beweis, daß Aas vorhanden war, und wir sahen auch wirklich einige Stücke großes Wild, das aber so außerordentlich bös war, daß wir uns nicht nähern konnten. Unzählige Raupen krochen an den Grasstengeln in die Höhe und Libellen und Schmetterlinge zeigten sich, obwohl es Winter war. Der Caprimulgus oder Ziegenmelker, Thurm- und andere Schwalben und feuerrothe Bienenspechte in Menge zeigten, daß der niedrigste Stand der Temperatur die Insekten, von welchen jene Vögel leben, nicht tödtet. Kohlschwarze Lerchen mit gelben Schultern beleben den Morgen mit ihrem Gesang, aber sie fliegen weder so lange noch so hoch wie die unsrigen. Wir sahen viele schöne weiße Reiher und andere Wasservögel über die noch nicht getrockneten Stellen fliegen; auch wilde Enten, doch nicht in großer Menge, die uns nur daran erinnerten, daß wir dem Zambesi nahe seien, wo jeder Wasservogel seine Heimath hat.

Beim Uebergang über dieses unendlich aussehende Wasser ruht das Auge mit Vergnügen auf einer kleinen Blume, die in solcher Menge vorhanden ist, daß sie den Boden buchstäblich bedeckt. Ein breiter Streifen gelber Blumen geht quer über unsern Weg. Bei der Betrachtung der Blumen, welche diesen goldenen Teppich bildeten, sahen wir jede Nuance der gelben Farbe, vom blassesten Citronengelb bis zur reichsten Orangefarbe. Nach einigen hundert Schritten kamen wir an andere Streifen derselben Blume aber blau gefärbt, auch diese Farbe variirt vom schwächsten Blau bis Dunkelblau und selbst Purpur. Ich hatte früher schon dieselbe Blume beobachtet, die in verschiedenen Gegenden verschiedene Farben annimmt, einmal auch eine Menge leberbrauner Blumen, die anderwärts gelb waren. Auch die Farbe der Vögel änderte sich mit dem Lande, durch das wir kamen; aber nie vorher bemerkte ich so scharf hervortretende Unterschiede, wie von gelb zu blau, die auf derselben Ebene sich mehrfach wiederholten. Eine andere schöne Blume auf dieser Ebene zog meine Aufmerksamkeit so an sich, daß ich abstieg, um sie genau zu betrachten; zu meiner Freude fand ich eine alte Bekannte aus der Heimath, eine Art Drosera, ganz ähnlich unserem Sonnenthau (Drosera Anglica); ihr Stengel wird nie höher als zwei bis drei Zoll, und die Blätter sind mit rothen Haaren bedeckt, von denen jedes einen

klebrigen Tropfen an der Spitze hat, so daß sie ganz wie mit Diamanten verziert aussah. Ich bemerkte sie zuerst am Morgen und glaubte, die Sonne scheine auf Thautropfen; da aber der Glanz während der Hitze des Tages anhielt, untersuchte ich die Sache und fand, daß die Haarspitzen eine klare Flüssigkeit ausschwitzten, die anscheinend in einer Leimkapsel eingeschlossen war. So waren es gleichsam gegen die Verdunstung geschützte Thautropfen. Die klebrige Flüssigkeit hält die Insekten fest, welche, wenn sie an den Blumen sterben, durch ihren Tod dieselben wahrscheinlich nähren.

Am zweiten Tage, den wir auf dieser Ebene zugebracht, wurde ich zum siebenundzwanzigsten Male vom Fieber befallen an einer Stelle, wo kein Wasser zu sehen war. Wir hielten es nie für nothwendig, in dieser Gegend Wasser mit uns zu führen, und jetzt, wo ich mich nicht rühren konnte, fanden meine Leute bald Wasser, um meinen brennenden Durst zu stillen, indem sie mit Stöcken leicht unter die Oberfläche gruben. So hatten wir Gelegenheit, die Verhältnisse dieser merkwürdigen Ebene zu verschiedenen Jahreszeiten zu beobachten. Am nächsten Tage setzten wir unsern Weg weiter fort, und am 8. Juni gingen wir durch den Lotembwa nach dem Nordwestende des Dilolo-See, und erreichten so wieder unsern frühern Weg.

Der Lotembwa ist hier etwa eine Meile breit, ungefähr drei Fuß tief und voll von Lotus, Papyrus, Arum, Binsen und anderen Wasserpflanzen. Ich habe, als wir ihn überschritten, nicht Acht darauf gegeben, in welcher Richtung das Wasser floß; da ich aber schon früher bemerkte, daß der Lotembwa auf der andern Seite des Dilolo-Sees südliche Richtung hat, so vermuthete ich, daß wir hier nur die Verlängerung desselben Flusses jenseit des Dilolo passirt, und daß er in dem großen Sumpflande entspringt, das wir auf unserm Wege nach Nordwesten nicht gesehen hatten. Aber als wir an den südlichen Lotembwa kamen, erfuhren wir von Schakatwala, daß der Fluß, den wir überschritten, in entgegengesetzter Richtung fließe, nicht in den Dilolo, sondern in den Kasai. Dieses Phänomen, daß ein Fluß in zwei entgegengesetzten Richtungen seinen Lauf nehme, war auch ihm höchst sonderbar, und obwohl ich den Lauf nicht beobachtete, eben weil ich es als erwiesen annahm, daß er nach dem See zu gehe, so zweifle ich doch nicht daran, daß seine Behauptung, die auch von Anderen

unterstützt wurde, auf Wahrheit beruhte, und daß der Dilolo wirklich die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen ist, welche nach Ost und West gehen.

Ich würde umgekehrt sein, um diesen interessanten Punkt genauer zu untersuchen, aber da ich mir die Füße erkältet hatte, als wir den nördlichen Lotembwa überschritten, so spuckte ich Blut, und hatte außerdem doch auch keinen Grund, an den Angaben der Eingeborenen zu zweifeln. Die Entfernung zwischen dem Dilolo und den nach dem Kasai führenden Thälern ist nicht größer als funfzehn Meilen, und die Flächen dazwischen sind vollkommen eben; wäre ich nun zurückgekehrt, so hätte ich nur gefunden, daß der kleine Dilolo-See, indem er einen Theil an den Kasai und den andern an den Zambesi abgiebt, sein Wasser zwischen dem atlantischen und indischen Ocean vertheilt. Ich behaupte dies genau so, wie sich mir die Sache aufdrängte; denn jetzt erst erkannte ich die wahre Gestalt der Flußgebiete und des Continents. Ich hatte die verschiedenen Flüsse dieses Landes auf der Westseite gesehen, welche von den lang sich hinziehenden Bergrücken nach dem Centrum fließen, und hatte von Eingeborenen und von Arabern erfahren, daß die meisten Flüsse auf der Ostseite dieses großen Landes eine ähnliche Richtung von einem hohen Bergrücken aus nehmen, und daß sich alle in zwei Hauptströme vereinigten, von denen der eine nach Norden, der andere nach Süden fließe, und daß der nördliche Arm seinen Weg durch den Congo nach Westen, der südliche durch den Zambesi nach Osten nehme. Ich befand mich also auf der Wasserscheide, oder dem höchsten Punkte dieser zwei großen Systeme, aber doch immer nur 4000 Fuß über der Meeresfläche und 1000 Fuß unter der höchsten Spitze des westlichen Bergrückens, den wir bereits überschritten hatten, und doch hatten wir statt hoher schneebedeckter Berge, wie wir erwarteten, ausgedehnte Ebenen, über welche man einen Monat lang reisen kann, ohne etwas Höheres als einen Ameisenhügel oder einen Baum zu sehen. Ich wußte damals noch nicht, daß ein Anderer die Muldenform Centralafrika's entdeckt hatte.

Ich hatte bemerkt, daß die alten Schieferfelsen an den Seiten sich nach dem Centrum hin neigten, und ihre Streichungslinie mit der größern Achse des Continents fast correspondirte; ferner daß, wo die jüngeren Eruptiv-Trappfelsen in Tafelform über das Centralplateau ausgebreitet waren, sie eckige Stücken älterer Felsen

in sich schlossen; im Allgemeinen aber kam ich zu der Ansicht, daß große vulkanische Thätigkeit in alten Zeiten stattgehabt haben mußte, ungefähr wie jetzt noch, in einer Entfernung von nicht mehr als dreihundert Meilen vom Meere, und daß diese vulkanische Thätigkeit zu beiden Seiten des Continents die seitlichen Felsmassen in der Weise, wie man sie jetzt sieht, aufgeschichtet hatte. Die größere Kraft und Ausdehnung der vulkanischen Thätigkeit in jenen fernen Perioden der Bildung Afrika's umfaßte alle Seiten, und brachte die jetzigen so einfachen Umrisse hervor.

Die Trappfelsen, welche jetzt die Ausfüllung des großen Thales bilden, waren mir immer ein Räthsel, bis ich Roderick Murchison's Erklärung der ursprünglichen Gestalt des Festlandes kennen lernte; denn dann erkannte ich deutlich, warum diese Trappfelsen, die noch jetzt in vollkommen horizontaler Lage weite Flächen einnehmen, eckige Fragmente einschlossen, welche Algen der alten Schiefer enthalten, die den Boden des ursprünglichen Wasserbeckens bilden; der Trapp brach durch, riß sie von einander und bewahrte sie. Außerdem giebt es Hügelreihen im Centralland, aus Thon- und Sandsteinschiefer, vom Wasser ausgewaschen, ohne Fossilien; da sie aber in der Regel von den Trappmassen verdrängt sind, so waren sie wahrscheinlich auch ein Theil des ursprünglichen Bodens, und mögen doch noch Fossilien enthalten.*)

*) Mit Bezug auf die geologische Struktur des Kaplandes, wie sie A. Bain entwickelt hat, und auf die früheren Perioden, in denen das südliche Centralafrika, wie die Süßwasser- und Erdfossilien beweisen, Meeresboden war, schreibt Roderick Murchison folgendermaßen:

„Wie Südafrika jetzt ist, so hat es der Hauptsache nach unzählige Jahre hindurch vor der Erschaffung des Menschen bereits ausgesehen. Denn die alten Felsen, welche den äußeren Rand bilden, umgaben gewiß ein sumpfiges oder meerähnliches Land, in welchem der Dicynodon blühete, zu einer Zeit, wo kein einziges Thier Aehnlichkeit mit einem der lebenden Wesen hatte, welche jetzt die Oberfläche der Erde bewohnen. Die gegenwärtigen Gewässer der centralen Längszone, Seen, Flüsse oder Sümpfe, die sich vom Tschad-See nach dem Ngami-See erstrecken, mit Flußpferden an ihren Ufern, sind also nur die großen, modernen, übriggebliebenen Phänomene aus dem mesozoischen Zeitalter. Die Verschiedenheiten indeß zwischen der geologischen Vergangenheit und Gegenwart Afrika's sind ungeheuer. Seit der Urzeit hat sich das Land weit über das Meeresniveau erhoben, indem Eruptivfelsen durchdrangen; tiefe Schluchten sind in den Bergketten entstanden, durch welche die Flüsse ihren Ausgang suchten.

Die Eigenthümlichkeiten der Regenzeit in dieser wunderbar feuchten Region erklären zum Theil die periodischen Ueberschwemmungen des Zambesi und vielleicht auch des Nil. Der Regen scheint dem Lauf der Sonne zu folgen, denn er fällt im October und November, wenn die Sonne auf ihrer südlichen Bahn diese Zone berührt. Wenn man den Wendekreis des Steinbocks im December erreicht, ist es trocken; December und Januar sind die Monate, in welchen nachtheilige Trockenheit in der Nähe des Wendekreises (von Kolobeng bis Linyanti) am meisten gefürchtet wird. Kehrt die Sonne wieder nach Norden zurück, so haben wir im Februar, März und April die großen jährlichen Regengüsse, und die Ebenen, welche im October und November gut befeuchtet waren und den Regen wie Schwämme aufsaugten, werden jetzt übersättigt, und senden jene Fluthen klaren Wassers aus, welche die Ufer des Zambesi überschwemmen. Ein vielleicht ähnliches Phänomen erklärt wohl die periodischen Ueberschwemmungen des Nil. Beide Flüsse entspringen in derselben Gegend; aber es herrscht ein Unterschied in der Fluthperiode, vielleicht weil sie auf entgegengesetzten Seiten des Aequators liegen. Die Wasser des Nils sollen im Juni trübe werden, und die Fluth erreicht ihre höchste Höhe im August, oder in der Periode, in welcher wir die Uebersättigung ansetzen können. Der Gegenstand verdient die Aufmerksamkeit Derjenigen, welche die Gegend zwischen dem Aequator und dem 10.° südlicher Breite untersuchen; denn der Nil wächst nicht auffällig, wenn die Sonne an dem äußersten nördlichen Punkte oder dem Wendekreis des Krebses steht, sondern zu der Zeit, wo sie nach dem Aequator zurückkehrt, genau wie in dem andern Falle, wenn sie im Wendekreis des Steinbocks steht und auf den Zambesi einwirkt.*)

„Reisende werden es wohl zur Gewißheit bringen, ob die Beckenform, welche wir hier als die Hauptgestaltung des ältesten wie des gegenwärtigen Südafrika annehmen, sich nach Nordafrika zu erstreckt oder nicht. Wenn man den viel breitern Theil des Continents betrachtet, so haben wir allen Grund zu der Vermuthung, daß die höheren Berge im Allgemeinen nur die Seiten bilden.“ Vergl. President's Adress, Royal Geographical Society, 1852 S. CXXIII.

*) Das Obengesagte weiß ich aus eigener Beobachtung und aus Nachrichten der Portugiesen im Innern Angola's, und die Resultate der jahrelangen Beobachtungen Gabriel's und Brand's in Loanda an der Westküste stimmen damit überein. Es regnet dort zwischen dem 1. und 30. November,

Von Arabern aus Zanzibar, die ich in Naliele in der Mitte des Landes traf, erfuhr ich, daß das Land östlich von den Theilen Londa's, die wir durchreist hatten, in seiner Bildung ihnen ähnlich ist. Sie sprachen von sumpfigen Steppen, von denen einige keine Bäume haben, und wo die Leute Gras und Kornhalme als Feuerungsmaterial benutzen. Auch soll ein großer seichter See in jener Richtung liegen, Tanganyenka genannt, welchen auf Kähnen zu überfahren man drei Tage braucht. Er hängt mit einem andern, Kalagwe (Garague?), der weiter nördlich liegt, zusammen, und ist vielleicht der Nyanja der Maravim. Aus diesem See kommt in vielen kleinen Armen der Loapula, der östliche Arm des Zambesi, der von Nordwest her bei der Stadt des Cazembe vorüberfließt.

Das Südende des Sees liegt zehn Tagereisen nordöstlich von der Stadt des Cazembe, und da diese wahrscheinlich mehr als fünf Tagereisen von Schinte liegt, so müssen wir immer noch 150 Meilen davon entfernt gewesen sein. Wahrscheinlich ist dieser See die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Nil, wie der Dilolo-See die Wasserscheide zwischen dem Leeba und Kasai bildet. Aber wie dem auch sei, das Phänomen der Regenzeit zeigt, daß man nicht nothwendig das Vorhandensein von hohen Schneebergen anzunehmen braucht, bevor wir nicht zuverlässige Nachrichten darüber erfahren. Hoffentlich werden die Resultate der Untersuchungen des Kapitän Burton auf seiner jetzigen Reise uns darüber aufklären.

Die ursprüngliche Thalbildung des Continents bestimmte den nördlichen und südlichen Lauf des Zambesi im Centrum und ebenso den Lauf jenes Flusses, der einst vom Linyanti-Becken nach dem Orange-Fluß ging. Er gab auch dem südlichen und nörd-

aber Januar und December sind gewöhnlich warm und trocken. Die heftigeren Regengüsse beginnen um den 1. Februar und dauern bis zum 15. Mai. Dann fällt kein Regen zwischen dem 20. Mai und 1. November. Der Durchschnitt des Regens beträgt jährlich 12—15 Zoll. Im Jahre 1852 betrug er 12,034 Zoll, 1853 15,473 Zoll. Obwohl ich keine Gelegenheit hatte, die Regenmenge in Londa zu messen, so glaube ich doch, daß sie das Jahr hindurch viel bedeutender ist als an der Küste, weil wir längere Zeit hindurch bemerkten, daß jedesmal bei Tagesanbruch ein gewaltiger Guß kam, dem keinerlei Anzeichen oder Donner vorherging. Ich beobachtete, daß der Regen plötzlich am 28. April aufhörte, und etwa vierzehn Tage vor Anfang November der Regen allmälig wieder begann.

lichen Lauf des Kasai und dem Nil seine Richtung. Wir finden, daß zwischen dem 6. und 12.° südlicher Breite, von denen aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptwassermasse jener Flüsse ausgeht, in dem großen Längenthale sich so zu sagen ein hohes Plateau befindet. Vorausgesetzt, daß die Angaben der Eingeborenen richtig sind, welche die feuchten Regionen, denen Nil und Zambesi wahrscheinlich ihren Ursprung verdanken, zwischen die genannten Breitengrade verlegen, warum fällt dort so viel Regen mehr als in denselben Breitengraden nördlich vom Aequator? Warum entspringen in Darfur nicht ebenso große Flüsse wie in Londa und den östlich angrenzenden Ländern? Die vorherrschenden Winde auf dem den genannten Länderstrecken gegenüberliegenden Meere sollen während eines großen Theils des Jahres aus Nordost und Südost wehen; sie erstrecken sich wenigstens auf einer Seite des Aequators, bis über die Mitte des Continents hinaus, und treffen selbst in Angola mit den vom atlantischen Meere her wehenden Winden zusammen. Wenn der Leser sich der Erklärung erinnert, die wir oben (Band 1, Kap. 5, Anfang)*) von dem verhältnißmäßigen Regenmangel in der Kalahari-

*) Seitdem jene Worte (im Anfang des 5. Kapitels) gedruckt wurden, habe ich zu meiner Freude gefunden, daß der als populärer Astronom und Naturphilosoph bekannte Babinet in Bezug auf das Klima Frankreichs dieselbe Erklärung giebt. Ich entnehme die Stelle einem Briefe eines Pariser Times-Correspondenten:

„In dem normalen meteorologischen Verhältniß Frankreichs und Europa's geht der Westwind, welcher den Passatwinden, die beständig aus dem Osten unter den Wendekreisen wehen, entgegenströmt, nachdem er die Westküsten Frankreichs und Europa's berührt hat, wieder nach Marseille und dem Mittelmeere, Constantinopel und dem Archipelagus, Astrachan und dem caspischen Meere, um sich wieder mit dem großen Kreise der allgemeinen Winde zu vereinigen und in den Aequatorialstrom zurückzugehen. So oft diese Luftmassen, welche auf ihrer Reise über den Ocean Feuchtigkeit aufnehmen, ein Hinderniß treffen, z. B. eine Bergkette, so steigen sie aufwärts, und wenn sie den Kamm erreichen, werden sie von einem Theile der auf sie drückenden Luftsäule befreit. Indem sie sich nun ihrer Elasticität wegen ausbreiten, erzeugen sie einen bedeutenden Kältegrad und einen Niederschlag von Feuchtigkeit in Form von Nebeln, Wolken, Regen oder Schnee. Aehnliches geschieht bei jedem Hinderniß, das ihnen aufstößt. Dies war bis zu einem gewissen Grade vor 1856 der Fall. Aus irgend einem Grunde, der mit den Strömungen der Atmosphäre im Zusammenhang stand, war der warme Strom aus Westen jährlich nordwärts gestiegen, so daß, statt durch Frankreich zu gehen, er vom baltischen Meere und Norddeutschland kam, und so die gewöhnlichen Tempe-

Wüste gaben, die wir daraus ableiteten, daß die Luftmasse ihre Feuchtigkeit niederschlägt, indem sie steigt, und über die sich lang ausdehnenden Bergrücken hinstreicht, und wenn er die Karte zur Hand nimmt, so wird er sehen, daß dieselbe Ursache in hohem Grade bei den Gebirgen von Abyssinien thätig ist, und die Gegend um Darfur noch dürrer macht; und daß die erwähnten seitlichen Bergzüge dem Aequator viel näher liegen, als diejenigen, welche der Kalahari-Wüste ihre Feuchtigkeit entziehen. Der Nil nimmt, selbst während er durch einen Theil dieses Landes fließt, außerordentlich wenig Nebenflüsse auf. Wenn man ferner beachtet, daß zwischen dem 6. und 12.° südlicher Breite kein bekannter steilabfallender seitlicher Gebirgszug, wohl aber ein hohes Plateau vorhanden ist, und daß die Südost- und Nordostwinde wahrscheinlich eine Vereinigung der zwei großen atmosphärischen Strömungen veranlassen, so erkennt man eine Anhäufung der Feuchtigkeit an der Seite und auf der Höhe des Plateau's, statt wie sonst, der Kalahari-Wüste und Darfur entgegengesetzt, einen Niederschlag der atmosphärischen Feuchtigkeit auf den Ostabhängen der lang sich hinstreckenden Bergketten. Wir geben diese Erklärung mit aller Hochachtung vor Denen, welche die Meteorologie zu ihrem Hauptstudium gemacht haben, und als einen Wink für Reisende, welche Gelegenheit haben sollten, den Gegenstand genau zu untersuchen. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, während ich mich auf jenem Plateau befand, daß die Luft bei Nacht im Allgemeinen ganz still war, aber

raturgesetze Europa's für den Augenblick störte. Aber 1856 änderte es sich plötzlich. Der westliche Strom passirte wieder wie früher das mittlere Frankreich. Er traf ein Hinderniß in der Luft, welche noch nicht ihren gewöhnlichen Ausweg nach Westen und Süden gefunden hatte. Daher entstand eine Stockung, ein Steigen, daher Ausdehnung und Fall der Temperatur, außerordentlicher Regen und Ueberschwemmung. Jetzt aber, wo der natürliche Stand der Dinge wiederhergestellt ist, scheint nichts auf ähnliches Unglück hinzuweisen. Wenn die westlichen Strömungen jährlich weiter nach Norden zögen, so würden wir ähnliche meteorologische Folgen wie die vor 1856 beobachten. Daher kann man annehmen, daß die regelmäßigen Jahreszeiten in Frankreich für einige Zeit wieder hergestellt sind. Der wichtige meteorologische Austausch, welchen das kaiserliche Observatorium täglich mit dem übrigen Europa unterhält, und die Einführung von Apparaten zum Messen der Geschwindigkeit der Luftströmungen und vorherrschenden Winde, werden bald zu Ergebnissen führen, welche eine erleuchtete Regierung in den Stand setzen, für die Zukunft ähnlichen Unglücksfällen bei Zeiten vorzubeugen."

sobald die Sonne auf die oberen Schichten der Atmosphäre am frühen Morgen zu scheinen begann, strömte aus den angehäuften Wolken plötzlich ein heftiger Regen. Es erinnert mich immer an das Experiment, wenn man ein Stäbchen in eine gesättigte Lösung eines gewissen Salzes thut, worauf sogleich Krystallisation erfolgt. In dieser Periode bemerkte ich auch den höchsten Grad von Kälte.

Nachdem wir den nördlichen Lotembwa überschritten hatten, trafen wir eine Gesellschaft von den Leuten Kangenke's, der uns auf unserer Reise nach Norden gütig behandelt hatte, und sandten ihm ein Stück gestreiften Calico zugleich mit Angabe des Grundes, warum wir nicht wieder durch sein Dorf kämen. Wir zogen dann weiter nach dem Dilolo-See. Es ist eine schöne Wasserfläche, sechs bis acht Meilen lang, eine bis zwei Meilen breit, und ungefähr wie ein Dreieck gestaltet. Von einer der Ecken geht ein Arm aus, der in den südlichen Lotembwa fließt. Obwohl ich am Fieber litt, hatte doch der Anblick des blauen Wassers und der an das Ufer schlagenden Wogen, nach so viel leblosen, ebenen und dunklen Wäldern einen beruhigenden Einfluß auf den Geist. Das Herz seufzte nach den lebhaften Eindrücken, welche der Anblick der weiten Fläche des großen alten Oceans erzeugt. Da ist Leben; aber auf den gleichförmigen Flächen, welche wir jetzt durchwandert hatten, war es mir, als wäre ich lebendig begraben. Wir fanden in Moene Dilolo (d. h. Herr des Sees) einen dicken lustigen Mann, der darüber klagte, daß, wenn keine Fremden kämen, Bier die Menge vorhanden sei, wenn sie aber da wären, sei kein Tropfen zu bekommen. Er machte uns ein hübsches Geschenk mit Mehl und stinkendem Büffelfleisch. Sie scheinen sich nicht viel aus Fleisch zu machen; denn sie verbrauchen es nur in kleinen Quantitäten, um Brühe zu dem geschmacklosen Maniok zu haben. Sie befanden sich jetzt auf der Antilopenjagd, um Matiamvo den Tribut an Häuten geben zu können. Im See werden Fische in großer Menge gefangen, und in den Nestern im Rohr findet man jetzt viel junge Wasservögel.

Wir waren nur langsam vorwärts gekommen, fünf Tage hinter einander immer nur fünf Stunden weit. Am sechsten waren Menschen und Thiere erschöpft. So sehr wir uns auch sehnten, nach Hause zu kommen, so machten wir doch nie in einer Stunde in gerader Linie mehr als zwei und eine halbe bis drei Meilen.

Der Unterschied im Verhältniß der Reise zwischen uns und den Sclavenhändlern war der, daß wir in schnellerem Schritt gingen, längere Tagereisen machten, und den Monat zu zwanzig statt zu zehn Tagereisen rechneten. Wenn einer meiner Leute krank wurde, aber noch gehen konnte, vertheilten die Uebrigen sein Gepäck unter sich; doch mußten wir oft, außer an Sonntagen, noch einen Tag in der Woche anhalten, nur um auszuruhen. Die Lage des Dilolo-Sees ist 11° 32′ 1″ südlicher Breite und 22° 27′ östlicher Länge.

14. Juni. — Wir erreichten die zerstreut liegenden Dörfer, über welche Katema herrscht, und dankten Gott, daß wir wieder alte befreundete Gesichter sahen. Schakatwala vertrat den Häuptling und brachte in seinem Namen einen großen Vorrath von Lebensmitteln. Er sagte uns, auch Katema sei auf der Jagd, um für Matiamvo Felle zu erjagen.

In verschiedenen Theilen des Landes bemerkten wir, wenn wir nach alten Freunden fragten, so bekamen wir immer die Antwort: **Ba hola**, d. h. sie befinden sich besser, oder wenn wir uns nach Leuten in einem Dorfe erkundigten, so war die Antwort: „Sie sind auf dem Wege der Besserung," als wenn Krankheit etwas ganz Gewöhnliches wäre. Allerdings waren auch viele von Denen, mit welchen wir auf der Reise nach Norden Bekanntschaft gemacht hatten, gestorben. Am 15. Juni kam Katema von der Jagd zurück, da er von unserer Ankunft gehört hatte. Er wünschte, ich möchte ausruhen und mich satt essen, denn da ich ein großer Mann sei, müsse ich müde sein; und er schaffte alles herbei, damit ich mir's bequem machen könnte. Alle Leute hier sind außerordentlich gütig und freigebig mit Lebensmitteln, und Katema blieb nicht zurück. Als er unser Lager besuchte, schenkte ich ihm einen Mantel von rothem Boy, mit Goldstickerei versehen, der dreißig Schillinge kostete, um mein Versprechen zu halten, das ich gab, als ich nach Loanda ging; auch ein Baumwollenkleid, große und kleine Perlen, einen eisernen Löffel und ein zinnernes Pfännchen mit einem Viertelpfund Pulver. Er war erfreut über meine Freigebigkeit und versicherte mir, der Weg stände mir offen, und es würde mich Niemand belästigen, so lange er mir helfen könnte. Schakatwala sagte uns, der Häuptling nehme nicht eher einen Theil meiner Geschenke in Gebrauch, bevor er nicht seiner Mutter, oder den abgeschiedenen Geistern, zu denen er betete,

etwas davon angeboten habe. Katema fragte, ob ich ihm nicht einen Rock machen könnte, ähnlich dem, welchen ich selbst trug, damit er als Weißer auftreten könne, wenn ihn ein Fremder besuche. Als einer seiner Räthe glaubte, er müsse ihn in seinen Bitten unterstützen, verwies ihm dies Katema und sagte: „Was Freunde geben, sei es wenig oder viel, nehme ich immer mit Dank an, und quäle nie um mehr." Beim Fortgehen stieg er seinem Dolmetscher auf die Schultern, die vornehmste Art und Weise sich zurückzuziehen. Da der Dolmetscher schlank und der Häuptling sechs Fuß groß und stark gebaut war, so würde der erstere wohl zusammengebrochen sein, wenn er nicht daran gewöhnt gewesen wäre. Wir freuten uns sehr über Katema; am nächsten



Tage schenkte er uns eine Kuh, damit wir zu der übrigen Kost, die er uns reichlich verabfolgt hatte, auch gutes Fleisch essen könnten. Dann ging er auf die Jagd, nachdem er mir noch die

Versicherung gegeben, die Stadt, und alles, was in ihr sei, gehöre mir, und daß Schakatwala, sein Faktotum, da bleiben und für alles sorgen, und uns bis an den Leeba führen sollte.

Als wir die Kuh schlachten wollten, welche Katema uns gegeben hatte, fanden wir, daß die Heerde so wild wie Büffel war, und als einer meiner Leute sie nur verwundet hatte, flohen sie viele Meilen weit in den Wald und wurden mit großer Mühe wieder zurückgebracht. Selbst die Hirten fürchteten sich, ihnen zu nahe zu gehen. Der größere Theil war weiß und alles schöne Thiere. Nachdem wir sie zwei Tage gejagt hatten, wurde sie endlich durch eine andere Kugel getödet. Wir sahen einen Schwarm Dohlen, die in Londa selten sind; sie suchten eifrig nach den Raupen im Thale, die auch von den Menschen gegessen werden.

Nachdem wir Katema's Stadt am 19. Juni verlassen und vier Meilen ostwärts gezogen waren, überschritten wir den südlichen Arm des Dilolo-Sees. Er war eine und eine Viertelmeile breit, und da er in den Lotembwa fließt, so könnte man den See für einen Ableitungscanal der umliegenden Ebene und eine Art Quelle halten. Die Furth ging uns bis an den Leib, und war wegen der Menge Arum und Binsen, durch welche wir waten mußten, schwer zu passiren. Nachdem wir etwa drei Meilen weit ostwärts gegangen waren, kamen wir an den südlichen Lotembwa selbst, der durch ein zwei Meilen breites Thal fließt. Er ist hier achtzig bis neunzig Ellen breit und enthält viele Inseln, welche dicht mit Wald bedeckt sind. Während der Regenzeit ist das Land überfluthet, und wenn das Wasser vertrocknet, werden viele Fische gefangen. Dies geschieht sehr gewöhnlich, und man sieht überall Fischreusen. Ein kleiner Fisch von der Größe der Ellritze wird ganze Säcke voll gefangen und in der Sonne getrocknet. Er schmeckt scharf aromatisch bitter und wurde von meinen Leuten mit großem Appetit verzehrt, obwohl sie ihn nie vorher gegessen hatten. Unsern Freund Mozinkwa fanden wir nicht in seiner schönen Heimath von Lokaloeje; seine Frau war gestorben, und er weiter gezogen. Er folgte uns eine Strecke, aber unser Wiedererscheinen schien seinen Kummer aufzuregen. Wir fanden den Ponton noch in dem Dorfe, wo wir ihn gelassen. Man hatte ihn sorgfältig aufgehoben, aber eine Maus hatte ein Loch hineingefressen und ihn unbrauchbar gemacht.

Wir gingen über die große Ebene am Norduser des Leeba, und überschritten diesen Fluß ein Stück weiter oben bei Kanyonke's Dorf, das etwa zwanzig Meilen westlich von den Peri=Hügeln, unserer früheren Furth, liegt. Die erste Station jenseit des Leeba war an dem Bächlein Loambo bei dem Dorfe Tschebende's, des Neffen Schinte's; am nächsten Tage trafen wir Tschebende selbst, der von dem Leichenbegängniß Samoana's, seines Vaters, zurückkehrte. Er war dünn und mager im Vergleich zu früherhin, wahrscheinlich in Folge der Orgien, die er gefeiert hatte. Pitsane und Mohorisi, welche den Plan hatten, an den Ufern des Leeba ein Makololo=Dorf zu gründen, um dem Markte der Weißen näher zu sein, sprachen mit Tschebende, der ein einflußreicher Mann war, über den Gegenstand, aber er hütete sich seine Meinung auszusprechen. Der Gedanke, den sie hatten, nahe am Zusammenflusse des Leeba und Leeambye eine Niederlassung zu gründen, verdiente nach meinem Urtheil alle Empfehlung als ein geographisch geeigneter Punkt für Civilisation und Handel. Das rechte Ufer des Leeba wird hier nie überfluthet, und von hier aus besteht eine Verbindung durch Kähne mit dem Lande der Kanyika, auch mit Cazembe und weiterhin, die nur durch einen oder zwei Wasserfälle gestört wird. Das Barotse=Thal abwärts ist nirgends ein Hinderniß, und wahrscheinlich besteht Kahnschifffahrt den Kafue oder Baschukolompo abwärts, obwohl er viele Wasserfälle haben soll. Er fließt durch ein fruchtbares Land, das von den Bamasasa gut bevölkert ist, welche die Landesprodukte fleißig bauen.

Es war jetzt Mitte Winter; die Temperatur des Wassers war am Morgen 47°, die der Luft 50° und weil feucht, sehr kalt. Die Sonne jedoch schien den ganzen Tag sehr heiß, und die Temperatur im kühlsten Schatten war zwischen 88° und 90°, am Abend zwischen 76° und 78°.

Ehe wir Schinte's Stadt erreichten, passirten wir viele große Dörfer der Balobale, die vor dem Häuptling Kangenke geflohen waren. Die Mambari aus Bihe kommen beständig des Handels wegen zu ihnen, und da er seine Leute verkauft, so entlaufen sie in Menge zu Schinte und Katema, welche sie nicht zurückweisen.

Endlich erreichten wir unsern Freund Schinte und wurden von dem alten freundlichen Mann herzlich aufgenommen und mit

dem Besten, was er hatte, reichlich bewirthet. Als er meine Begleiter von ihrer Reise reden hörte und ein Stück Baumwollenzeug, etwa zwei Ellen in's Gevierte, bekam, sagte er: „Die Mambari betrügen uns, bringen nur kleine Stücke; aber wenn ihr wieder durchreist, schicke ich meine Leute mit, um für mich in Loanda zu kaufen.“ Als ich ihm sagte, wie es den Sclaven ginge, die er verkaufte, und daß er auf diese Weise seinen Stamm ganz zu Grund richte, dagegen den Stamm der Mambari vergrößere, nur um kleine Stücke Zeug zu erhalten, da schien ihm ein neuer Gedanke aufzugehen. Er ging in's Einzelne ein in Betreff seiner Zwistigkeiten mit Masiko, der ihn abgehalten hatte, mit den Makololo, deren ich mich annahm, Freundschaft zu schließen, und selbst die Boten ausgeplündert hatte, die er mit Kolimbota nach dem Barotse-Thal gesendet. Schinte lag es namentlich daran, mir mitzutheilen, daß Kolimbota nach meiner Abreise auf eigene Faust noch dageblieben sei und sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, in die Streitigkeiten des Landes gemischt hatte; daß Kolimbota ferner, als er eines von den Kindern eines Balobale rauben wollte, der die Balonda dadurch beleidigt hatte, daß er aus einem fremden Bienenstock Honig nahm, in der Nacht durch einen Schuß verwundet worden sei; er habe jedoch die Wunde dadurch geheilt, daß er ihm ein Weib gegeben, Sekeletu ein Geschenk mit einem Stück Zeug gemacht und den Hergang der Sache mitgetheilt. Aus Schinte's Worten entnahmen wir so viel, daß Kolimbota, ehe wir die Stadt verließen, erfahren hatte, der Weg, den wir einschlagen wollten, wäre so gefährlich, daß es für ihn besser sei, uns unserem Schicksale zu überlassen, und da er einen unserer Kähne mitgenommen hatte, so mochte er wohl erwartet haben, daß wir nicht zurückkämen. Schinte indeß schickte an seine Schwester Nyamoana eine Empfehlung, uns so viele Kähne zu stellen, als wir brauchen würden, um den Leeba und Leeambye hinabzufahren.

Da ich einige von den Fruchtbäumen Angola's einführen wollte, sowohl um meiner selbst, als um der Eingeborenen willen, hatten wir einen Topf mitgebracht, der eine kleine Pflanzung Orangen-, Acahanuß- und Flaschenbäume (Anona), einen Feigenbaum, Kaffee, Araça (Araça pomifera) und Papaya (Carica papaya) enthielt. Aus Furcht, daß, wenn wir sie weiter nach Süden mitnähmen, sie durch die Kälte leiden möchten, pflanzten

wir sie im Garten eines von Schinte's Vornehmen, und versprachen auf seine Bitte, Schinte seinen Theil davon zu geben, wenn sie groß gewachsen sein würden. Sie kennen den Werth der Früchte, haben aber selbst nur wilde Bäume. Wir trafen in Londa eine eßbare wilde Frucht, welche gekocht eine ziemliche Quantität Oel giebt, mit dem man Kopf und Leib salbt. Er nahm mit Vergnügen Samen von Oelbäumen an (Elaeis Guineensis), als wir ihm sagten, der Baum würde weit mehr Oel erzeugen als ihr einheimischer Baum, welcher keine Palme ist. Es giebt nur wenig Palmbäume in diesem Lande, doch sahen wir bei Bango einige, deren Blattstengelenden so am Stamme festsitzen, daß dieser wie dreieckig erscheint.

Es ist erfreulich, daß alle Stämme in Centralafrika sich mit Ackerbau beschäftigen. Meine Leute hatten in Menge Samen aller Art in Angola gesammelt und vertheilten ihn unter ihre Freunde. Andere hatten Zwiebeln, Knoblauch, Pfeffer in Näpfen. Die mit Tabak, Zuckerrohr und mancherlei gern gegessenen Gemüsen bepflanzten Höfe der Balonda ließen mich erwarten, daß man sich meiner kleinen Pflanzschule annehmen würde.

Das Thermometer schwankte am Morgen zwischen 42° und 52°, am Nachmittag zwischen 94° und 96°, am Abend zeigte es ungefähr 70°. Es befand sich im Schatten meines Zeltes, das unter dem dicksten Baume, den wir hier trafen, aufgeschlagen war. Die Kälte war nach der Hitze des Tages sehr empfindlich. Die Balonda verlassen in dieser Jahreszeit ihre Feuerstellen nie vor neun oder zehn Uhr des Morgens. Da es hier so kalt war, fror es gewiß in Linyanti; ich fürchtete mich daher meine jungen Bäume der Kälte auszusetzen. Schinte's Stadt liegt unter 12° 37′ 35″ südlicher Breite, 22° 47′ östlicher Länge.

Wir blieben bei Schinte bis zum 6. Juli, da er uns nicht fortlassen wollte, ohne daß wir in feierlicher Weise in Gegenwart seines ersten Ministers Tschebende eine Botschaft von Limboa, dem Bruder Masiko's, mit angehört hätten. Als Masiko, weil er damit unzufrieden war Sebituane untergeordnet zu sein, aus dem Makololo-Lande floh, kam er zu Schinte, der ihn freundlich aufnahm und an alle Dörfer in der Nähe den Befehl ergehen ließ, ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Limboa floh nach Westen mit einer Anzahl Leute und wurde auch ein Häuptling. Sein Land wurde zuweilen Nyenko genannt, von den Mambari

und eingeborenen Portugiesen aber Mboela, d. h. der Ort, wo sie umkehrten. Eine Folge der Polygamie ist, daß die Kinder verschiedener Mütter immer in Streit mit einander sind. Jeder Sohn versucht zur Macht zu gelangen, indem er die Nachkommen der übrigen Söhne anfreizt. Da Limboa's Mutter von vornehmer Familie war, so fühlte sich dieser gekränkt, daß Masiko's Verhältnisse besser waren, als die seinigen. Masiko lebte in der Nähe der Saloischo-Hügel, wo es viel Eisenerz giebt, aus welchem die Bewohner Hacken, Messer u. s. w. machen. Auch sind sie geschickt in der Verfertigung hölzerner Gefäße. Limboa ärgerte sich darüber, daß er diese Artikel nur durch Vermittelung seines Bruders erlangen konnte, den er als niedriger stehend betrachtete, und beschloß in dasselbe Land einzudringen. Da man hierin einen Ausdruck der Ueberlegenheit erkannte, dem sich Masiko widersetzen mußte, so war dies nothwendig eine Kriegserklärung. Masiko und Schinte baten um meine Vermittelung, damit sie in Ruhe und Frieden leben könnten, aber Limboa, der auf einen glücklichen Ausgang hoffte, sandte jetzt die Botschaft, die ich mitanhören sollte: „er sei mit meiner Ansicht völlig einverstanden, aber wolle nur ein einziges Mal eine Strecke weit in's Land kommen und dann für immer sich ruhig verhalten.“ Er wünschte die Hülfe Schinte's, um seinen Bruder zu unterjochen. Zu derselben Zeit kamen Boten von Masiko, welche um Beistand baten, um ihn zurücktreiben zu können. Schinte war geneigt, Limboa zu helfen; da er aber den Rath gegeben hatte, zu warten, bis ich kommen würde, drang ich jetzt in ihn, sie ihre Sache allein ausmachen zu lassen, und er war damit zufrieden.

Wir trennten uns auf's Freundlichste von unserem Freunde Schinte, und gingen auf unserem früheren Wege nach dem Dorfe der Nyamoana, welche jetzt Wittwe ist. Sie empfing uns anscheinend mit vieler Theilnahme und sagte: „Wir hatten unseren früheren Wohnsitz mit dem Orte vertauscht, wo ihr uns jetzt findet, und hatten nicht daran gedacht, daß es der Ort sei, wo mein Mann sterben sollte.“ Sie war an den Fluß Lofuje gegangen, da die Eingeborenen hier nie an dem Orte bleiben, wo sie der Tod einmal aufgesucht hat. Sie lieh uns fünf kleine Kähne, und gab uns einen von denen, die wir früher hier gelassen hatten um den Leeba abwärs zu fahren. Nachdem ich den Coanza in Massangano gesehen, dachte ich, der Leeba wäre wenigstens den

dritten Theil größer und über zweihundert Ellen breit. Wir sahen die deutlichen Spuren davon, da er bei der letzten Fluth über vierzig Fuß in senkrechter Höhe gestiegen war; doch ist dies wahrscheinlich außergewöhnlich, da es viel mehr, als man durchschnittlich annimmt, geregnet hatte. Meine Begleiter kauften auch eine Anzahl Kähne von den Balonda. Diese sind sehr klein, und fassen nur zwei Personen. Sie sind ganz dünn und leicht, und so schwach wie die Kähne bei Wettfahrten, da man sie braucht, um Thiere im Wasser zu jagen. Wir zahlten dafür eine Schnur Perlen, so lang wie der Kahn. Auch gaben wir ihnen den Rath, Kähne zum Verkauf in das Land der Makololo zu schaffen, da sie recht gern Kühe dafür bekommen würden.

Als wir den Leeba abwärts fuhren, sahen wir viele Heerden wilder Thiere, namentlich Tahetsi (Aigoceros equina), und prachtvolle Antilopen, Putokuane (Antilope niger), und zwei schöne Löwen. Die Balobale sind indessen mit Flinten versehen und werden das Wild bald dünn machen. In einem der Dörfer wurden wir aufgefordert einige Büffel anzugreifen, welche jede Nacht in den Gärten grasten und den Maniok zerstörten. Da wir im Schießen des Wildes, das wir fanden, kein Glück gehabt hatten, und uns nach Fleischkost sehnten, folgten wir den Spuren der Büffel. Sie zeigten viel List, denn sie hatten die dichtesten Stellen in den reichbestandenen Waldungen ausgewählt, wo sie den Tag zubrachten. Wir befanden uns mehrmals nur noch sechs Ellen von ihnen, ehe wir wußten, daß wir ihnen so nahe waren. Wir hörten sie nur zwischen den krachenden Zweigen davon laufen, und bekamen sie nur einen Augenblick zu Gesicht. Wir waren etwas aufgeregt, als wir heimlich auf den dürren Blättern vordrangen, denn jeden Augenblick mußten wir den Angriff eines der wildesten Thiere des Waldes erwarten. Von heftigem Verlangen nach Fleischkost getrieben, da wir länger als zwei Monate ganz ohne Salz gewesen waren, folgten wir ihnen stundenlang auf Kreuz- und Querwegen, aber wir konnten keinen Schuß thun.

Wenn wir irgendwo, ausgenommen in Londa, längs des Wassers hingingen, sprangen grüne Frösche zu unsern Füßen auf und in das Wasser hinein, und am Leeambye und Tschobe sahen wir große Mengen kleiner grüner Frösche (Rana fasciata Boié),

die sich mit bewunderungswürdiger Sicherheit auf Grashalme niederlassen; aber längs des Leeba trafen wir eine hellgrüne, etwa einen Zoll lange Kröte. Das Blatt mochte fast perpendiculär sein, sie hing sich wie eine Fliege daran. Sie war von derselben Größe wie der Brachymerus bifasciatus Smith*), den ich nur einmal im Bakuena-Lande sah. Obwohl klein, war er häßlich, kohlschwarz mit hochrothen Punkten.

Ehe wir den Bach Makondo (13° 23′ 12″ südlicher Breite) erreichten, trafen wir die Tsetse in solcher Menge, daß meine armen Ochsen manchen Biß davon trugen, obwohl ein Mann sie mit einem Zweige wegjagte. Der Biß dieser Fliege schadet dem Esel nicht. Am nächsten Morgen waren die Stellen, an denen meine Ochsen gebissen worden waren, daran erkenntlich, daß Büschel Haare, etwa einen Zoll breit, durch Ausschwitzung naß waren. Der arme Sinbad hatte mich den ganzen Weg vom Leeba nach Golungo Alto und wieder zurück getragen, ohne daß er je eine seiner Eigenthümlichkeiten aufgab oder sich damit versöhnen konnte, daß wir ihn jeden Morgen von der guten Weide, die er gefunden, weiter trieben. Ich wollte auch noch den letzten Nutzen von ihm

*) Die Entdeckung dieser letztern Species erzählt Smith folgendermaßen: „An den Ufern des Limpopo, nahe dem Wendekreise des Steinbocks, wurde ein gewaltiger Baum gefällt, um Holz zur Ausbesserung eines Wagens zu bekommen. Der Mann, welcher den Stamm der Länge nach fast bis zur Mitte durchsägte, bemerkte, als er auf einen gewißen Punkt kam: „Er ist hohl, und wird unserem Zwecke nicht dienen können." Doch arbeitete er weiter, und als er ihn in zwei gleiche Hälften getheilt hatte, so entdeckte er, daß die Säge durch ein großes Loch gegangen war, in welchem fünf Stück der beschriebenen Art sich fanden, jedes ungefähr einen Zoll lang. Wir thaten alles Mögliche, um eine Verbindung zwischen der äußeren Luft und der Höhlung aufzufinden, aber ohne Erfolg. Jeder Theil der Höhlung wurde mit äußerster Sorgfalt durchsucht, und eine gewisse Zeit lang voll mit Wasser gefüllt, ohne daß es durch das Holz ging. Die innere Fläche der Höhlung war schwarz, wie verkohlt, ebenso das zunächst befindliche Holz einen halben Zoll weit. Der Baum hatte an der Stelle, wo die Höhlung sich befand, neunzehn Zoll im Durchmesser, der Stamm war achtzehn Fuß lang. Das Alter des Baumes, das wir damals beobachteten, bedaure ich nicht notirt zu haben. Als jene Batrachia entdeckt wurden, schienen sie leblos zu sein, aber unter dem Einfluß der warmen Sonne erholten sie sich bald. In wenigen Stunden, von da an gerechnet, wo sie befreit wurden, waren sie in ziemlicher Thätigkeit, und im Stande, sich wie es schien mit großem Behagen zu bewegen."

ziehen und das Verlangen nach Fleischkost an ihm stillen, aber meine Leute hatten Bedenklichkeiten, und wir schafften ihn nach Naliele, um seine Tage in Frieden zu vollenden.

Nachdem wir einen Boten an unsere alte Freundin Manenko geschickt hatten, warteten wir einen Tag lang ihrem Dorfe gegenüber, das etwa fünzehn Meilen vom Flusse entfernt war. Sie schickte uns sogleich ihren Mann mit Lebensmitteln als Geschenk entgegen; sie selbst konnte nicht kommen, da sie an dem einen Fuße eine Brandwunde hatte. Sambanza unterichtete uns genau über die politische Lage des Landes und Kolimbota's Schlechtigkeiten, und am nächsten Morgen fand, um unsere Freundschaft zu befestigen, die „Kasendi" genannte Ceremonie statt. Sie wird folgendermaßen vollzogen: Die beiden Parteien geben sich die Hände (in diesem Falle waren die Parteien durch Pitsane und Sambanza vertreten); man macht kleine Einschnitte in die dargereichten Hände, auf die Magengrube, auf den rechten Backen und die Stirn. Mit einem Grashalme nimmt man eine kleine Quantität Blut von den bezeichneten Stellen der beiden Parteien. Das Blut von der einen Partei thut man in einen Krug Bier, das der andern in einen andern Krug; jede trinkt der andern Blut, und dadurch werden sie für immer Freunde oder Verwandte. Während des Trinkens schlagen andere mit kleinen Keulen auf den Erdboden und sprechen Worte aus, welche den Vertrag bestätigen. Die zu jeder Partei gehörenden Leute trinken sodann das Bier aus. Die Hauptbetheiligten bei der Ceremonie Kasendi werden daher als Blutsverwandte betrachtet, und sind gebunden, einander drohende Gefahren zu entdecken. Wenn Sekeletu den Plan fassen sollte, die Balonda anzugreifen, so müßte Pitsane den Sambanza warnen und umgekehrt. Hernach beschenkten sie sich mit den kostbarsten Geschenken, die sie hatten. Sambanza ging mit Pitsane's Kleid aus grünem Boy und rothem Besatz, das in Loanda gemacht worden war, davon, und Pitsane erhielt außer einer Menge Lebensmittel zwei Muscheln, ähnlich der, die ich von Schinte bekommen hatte.

Einmal wurde ich zufällig mit einer jungen Frau blutsverwandt. Sie hatte eine große knorpelartige Geschwulst zwischen den Vorderarmknochen, welche, indem sie größer wurde, die Muskeln so ausdehnte, daß sie nicht mehr arbeiten konnte. Sie

wandte sich an mich, ich sollte sie ausschneiden. Ich bat sie ihren Mann herbeizuholen, wenn er wünsche, daß die Operation geschehen sollte, und während ich die Geschwulst entfernte, spritzte aus einer kleinen Arterie mir etwas Blut in's Auge. Als ich das Blut wegwischte, sagte sie: „Du warst schon vorher mein Freund, jetzt bist du mein Blutsverwandter; und wenn Du diesen Weg passirst, so lasse mich's wissen, damit ich Speisen für Dich koche." Als wir dieses Freundschaftsbündniß schlossen, hatten meine Leute wirklich die Absicht zurückzukehren; jeder hatte seinen Molekane (Freund) in jedem Dorfe der freundlichen Balonda. Mohorisi heirathete sogar in der Stadt Katema's, und Pitsane in der Stadt Schinte's. Diese Verbindung wurde von den Häuptlingen der Balonda sehr begünstigt, da sie die Zuneigung der Makololo sicherte.

Damit der Leser die socialen Verhältnisse der Stämme besser verstehe, will ich erwähnen, daß, während wir auf Sambanza warteten, eine Gesellschaft Barotse von Nyenko, der früheren Residenz Limboa's kam, der auf seinem Wege zu Masiko vor kurzem den Leeba überschritten hatte. Die Anführer dieser Gesellschaft hatten den Sohn Limboa's zu seinem Vater gebracht, weil die Barotse in Nyenko seit dem Weggange Limboa's Nananko, einen anderen Sohn Santuru's, an seine Stelle gewählt hatten, und jener Anführer, dem der Knabe anvertraut worden war, glaubte ihn in Gefahr und floh mit ihm zu seinem Vater. Die Barotse, welche Limboa in Nyenko zurückgelassen hatte, sagten, als sie Nananko wählen wollten: „Nein, es ist zu viel für Limboa an zwei Orten zu regieren." Ich hätte gern Limboa und Masiko besucht, um Feindseligkeiten zuvorzukommen, aber der Zustand meines Ochsen ließ es nicht zur Ausführung kommen. Ich sandte daher eine Botschaft an Limboa durch einige seiner Leute, protestirte gegen einen Krieg mit seinem Bruder und benachrichtigte ihn, daß der Weg auf dem Leeba aufwärts uns von den Balonda freigegeben worden sei, denen das Land gehöre, und daß man nie versuchen dürfe, den freien Verkehr zu hemmen.

Als wir diesen Ort verließen, trennte sich einer unserer Leute von uns, Mboenga, ein Ambonda, der uns nach Loanda und zurück begleitet hatte. Sein Vater lebte bei Masiko, und es war ganz natürlich, daß er seine Familie wieder zu sehen wünschte. Er

verließ uns in allen Ehren, doch hieß er ein schönes Tarifell mitgeben, das mir Nyamoana geschenkt hatte; indeß ließ er dafür ein Pack Flintensteine zurück, die er von Loanda bis hierher für mich getragen hatte. Es that mir leid, daß wir uns trennten, und ich ließ ihn wissen, er hätte nicht fortzugehen gebraucht; wenn er wieder zu Sekeletu kommen wolle, so sei er willkommen. Hierauf trafen wir einen großen Trupp Barotse, welche in derselben Richtung flohen; als ich ihnen aber vorstellte, daß sie in Londa wahrscheinlich als Sclaven verkauft werden würden, dagegen in Sekeletu's Land nicht, so beschlossen sie umzukehren. Das größte Leid für die Barotse ist, daß sie mit Sekeletu in Linyanti leben müssen, wo es weder Fisch noch Vogel, noch andere Lebensmittel in gleich großer Menge als in ihrem eigenen Thale giebt.

Wenig unterhalb der Vereinigung des Leeba und Leeambye trafen wir eine Anzahl Jäger vom Stamme Mambowe, welcher Masiko unterthan ist. Sie hatten getrocknetes Fleisch von Flußpferden, Büffeln und Alligatoren. Sie beschleichen das Thier, indem sie eine Mütze aus Letsche- oder Poku-Haut mit den Hörnern daran, und eine andere Mütze aufsetzen, welche den obern weißen Theil des Zabiru (Mycteru Senegalensis), einer Art Kranich, darstellt, mit langem Hals und Schnabel. So kriechen sie durch das Gras; sie können den Kopf ohne Mühe so hoch heben, um ihre Beute zu sehen, ohne erkannt zu werden, bis sie auf Bogenschußweite herangekommen sind. Sie beschenkten mich mit drei Schildkröten *), deren eine, die wir kochten, mehr als vierzig Eier im Leibe hatte. Die Eierschale ist biegsam und an beiden Enden gleich groß, wie die der Alligatoren. Das Fleisch, namentlich die Leber, ist vortrefflich. Die Jäger theilten uns mit, daß, als die Friedensbotschaft zu Masiko gelangte, die gewöhnlichen Leute so froh waren über die Aussicht, die „Speere zusammenbinden“ zu können, daß sie nach dem Flusse liefen, und badeten und darin herumsprangen. Diese Jäger waren von Masiko zu den Makololo gesandt worden, um ihnen behülflich zu

*) Wahrscheinlich eine mit dem Sternotherus sinuatus Smith verwandte Species, da sie nicht unangenehm riecht. Sie verläßt jährlich das Wasser, um Eier zu legen, mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Eingeborenen darnach die Zeit der Saat bestimmen.

sein, ihre Feinde zurückzuschlagen, aber anstatt dahin zu gehen, hatten sie die Zeit auf der Jagd zugebracht. Sie fürchten sich vor den Makololo; daher erklärt sich ihre Freude, als der Friede verkündigt wurde. Die Mambowe-Jäger waren sehr bestürzt, ehe sie meinen Namen hörten. Dann vereinigten sie sich mit uns, und am folgenden Tage entdeckten sie ein todtes Flußpferd, das sie früher verwundet hatten. Dies war das erste Mal, daß meine Leute Fleisch bekamen, denn obwohl es Wild die Menge gab, so hatte ich das Schießen ganz verlernt und fehlte stets. Einmal ging ich mit dem Entschlusse fort, so nahe heranzuschleichen, daß ich ein Zebra nicht fehlen konnte. Wir fuhren auf einem Flußarme in einem kleinen Kahne, und zwei Männer, die sich so viel als möglich niederduckten, ruderten langsam nach einer offenen Stelle, nahe an eine Heerde Zebra's und Poku's heran. Vom Kahne aus sah die offene Stelle wie ein Stück nasses Land aus, wie man es oft an Flußufern, als den Erholungsplätzen der Alligatoren, sieht. Als wir bis auf wenige Ellen herankamen, hörten wir das Thier in das Wasser stürzen und erkannten, daß es ein Alligator war. Obgleich ich so nahe als möglich herankam, schoß ich das Zebra leider nur in das Hinterbein. Meine zwei Begleiter verfolgten es, aber wenn ein Zebra auch ein Hinterbein nicht gebrauchen kann, so galoppirt es dennoch davon. Als ich langsam den Leuten auf der Ebene nachging, die reich mit grünem Gras bedeckt war, das sich unter seiner eigenen Schwere bog, bemerkte ich einen einzelnen Büffel, der, von meinen Begleitern aufgejagt, in vollem Gallop auf mich losstürzte. Ich sah mich nach Schutz um, aber der einzige Baum auf der ganzen Ebene war hundert Schritte entfernt, und anderes Entrinnen war unmöglich. Ich zog daher die Flinte auf, in der Absicht, den Büffel in die Stirn zu schießen, wenn er bis auf drei oder vier Schritte herankäme. Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „Was thun, wenn die Flinte versagt?“ Ich legte sie auf die Schulter, als er in vollem Sprunge daher kam, und das ist wirklich entsetzlich, obwohl er eigentlich sehr plump aussieht. Bei einem kleinen Busche und hohem Gras in einer Entfernung von funfzehn Schritten mußte er eine kleine Wendung machen und stellte die Schultern blos. Ich hörte die Kugel oben aufschlagen, als ich platt auf das Gesicht hinfiel. Vor Schmerz mußte er seinen Plan aufgegeben haben, denn er

sprang an mir vorüber nach dem Wasser, wo wir ihn todt fanden. Ich dankte Gott für diese Rettung; meine Leute bedauerten es sehr nicht bei der Hand gewesen zu sein, um mich aus dieser Gefahr zu erretten. Der Baum in meiner Nähe war eine Acacie (Kameeldorn) und erinnerte mich daran, daß wir wieder in das Land der Dornen gekommen seien; denn die Region, welche wir verlassen hatten, ist mit immergrünen Bäumen bedeckt.

27. Juli. — Wir erreichten Libonta und wurden mit so großer Freude, wie noch nie vorher, aufgenommen. Die Weiber kamen uns entgegen mit eigenthümlichen Tänzen und lautem Jauchzen. Einige trugen Matten und Stöcke, was Schild und Speer vorstellen sollte. Andere eilten herbei, und küßten Hände und Backen derjenigen von meinen Leuten, die sie kannten, und regten so viel Staub auf, daß es ein wahrer Trost war, als die Männer sich versammelten, und wir uns anständig in die Kotla setzten. Man betrachtete uns wie vom Tode Auferstandene, denn ihre geschicktesten Wahrsager hatten uns längst todt gesagt. Nachdem die ersten Freudenbezeugungen vorüber waren, stand ich auf, dankte ihnen und erklärte ihnen die Ursache unseres langen Verzugs, ließ aber ihre eigenen Landsleute den Reisebericht geben. Früher war ich der Hauptsprecher gewesen, jetzt überließ ich es ihnen. Pitsane sprach hierauf länger als eine Stunde, und gab ein sehr schmeichelhaftes Bild von der ganzen Reise, der Güte der Weißen im Allgemeinen, und Gabriel's im Besonderen. Er schloß damit, daß er sagte, ich hätte mehr gethan, als sie erwarteten; ich hätte ihnen nicht nur den Weg zu anderen Weißen geöffnet, sondern auch freundschaftliche Beziehungen mit allen Häuptlingen unterwegs hergestellt. Da stand der Aelteste unter den Anwesenden auf, beantwortete seine Rede und spielte unter anderm darauf an, welchen Widerwillen ich dagegen hätte, daß die Makololo Plünderungszüge gegen Letschulatebe und Sebolamakwaia unternähmen, von denen wir gehört hatten, und die meine Gefährten mit sehr starkem Ausdrucke **maschue hela**, d. h. ganz schlecht, nannten. Er bat mich, den Muth nicht zu verlieren, sondern Sekeletu wie mein Kind zu tadeln. Ein anderer alter Mann trat seinen Bitten bei. Am nächsten Tage dankten wir Gott für seine Güte, daß er uns alle wohl erhalten zu unseren Freunden zurückgebracht habe. Meine Leute putzten sich auf's Beste, und ich fand, daß, obwohl ihre Waren verbraucht waren, sie doch noch

europäische Anzüge hatten, welche weiß waren und nebst den rothen Mützen sie auffällig erscheinen ließen. Sie versuchten es, wie die Soldaten, die sie in Loanda gesehen hatten, einherzustolziren und nannten sich selbst meine Batlobani, d. h. Braven. Während des Gottesdienstes saßen sie da, die Gewehre auf den Schultern, und erregten die höchste Bewunderung der Weiber und Kinder. Ich sprach zu ihnen über die Güte Gottes, der uns vor allen Gefahren durch fremde Stämme und Krankheit bewahrt hatte. Am Nachmittag hielt ich einen ähnlichen Gottesdienst. Die Männer gaben uns zwei schöne Schlachtochsen, die Weiber Milch, Mehl und Butter in Menge. Alles dies waren Geschenke für uns, und ich bedauerte, daß ich ihnen nichts dafür bieten konnte. Meine Leute erklärten ihnen, daß alle unsere Mittel erschöpft seien, und die Libontesen antworteten artig: „Das thut nichts; Ihr habt uns einen Weg geöffnet und wir werden Schlaf (d. h. Ruhe) haben.“ Fremde kamen in Schaaren weit her und selten mit leeren Händen. Ihre Geschenke vertheilte ich unter meine Leute.

Ebenso ging es uns auf unserm Zuge durch das Barotse-Thal. Jedes Dorf brachte uns einen Ochsen, manchmal zwei. Die Leute waren außerordentlich gütig. Ich fühlte und fühle mich noch ihnen zu großem Danke verpflichtet und suchte es ihnen auf jede Weise zu vergelten, indem ich sie mit dem Heiland bekannt machte, der sie in der Zeit der Noth trösten und unterstützen kann, und ich bete zu ihm, daß er seinen guten Geist sende, der sie belehre und in sein Himmelreich einführe. Selbst jetzt noch trage ich heftiges Verlangen zurückzukehren und sie für ihre Güte zu belohnen. Daß sie auf unserm Wege nach Norden freigebig gegen uns waren, konnte man sich vielleicht dadurch erklären, daß sie auf Vergeltung hofften; denn man glaubt allgemein, das Land der Weißen sei die Quelle alles Dessen, was sie am höchsten schätzen. Aber obwohl wir mit einer großen Menge Waaren von Loanda weggingen und hofften, unsern Weg durch das Land der geizigen Tschiboque bezahlen und den gütigen Balonda und noch mehr den edelmüthigen Makololo Geschenke machen zu können, so war doch der vielfache Aufenthalt in Folge von Krankheit daran schuld, daß wir alle Vorräthe verbraucht hatten, sowohl meine eigenen, als was meine Leute in Loanda sich verdienten, und wir zu den Makololo so arm, wie wir ge-

gangen, zurückkehrten. Doch zeigten sie kein Mißtrauen, und meine Armuth that meinem Einfluß keinen Abbruch. Sie sahen, daß ich mich zu ihrem Besten gemüht hatte, und meine Leute sagten: „Wenn wir gleich so arm heimkehren, als wir auszogen, wir sind doch nicht vergeblich gegangen.“ Sofort begannen sie Flußpferdzähne und Elfenbein für eine zweite Reise zu sammeln.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine Colonie von Vögeln, Linkololo genannt. — Das Dorf Tschitlane's. — — Mpololo's Tochter wird ermordet. — Der Mörder und sein Weib werden hingerichtet. — Meine Leute finden, daß ihre Weiber sich andere Männer genommen haben. — Sonntag. — Leute von Masiko gesandt. — Redefreiheit. — Der Kahn wird von einem Flußpferde fast umgeworfen. — Gonye. — Aussehen der Bäume am Ende des Winters. — Trübe Atmosphäre. — Außerordentliche Menge organischen Lebens. — Hornissen. — Das von Moffat beförderte Gepäck. — Argwohn der Makololo und ihre Antwort an die Matebele, welche das Gepäck brachten. — Sie bringen das Gepäck auf eine Insel und bauen eine Hütte darüber. — R. Murchison hat die wahre Gestalt des afrikanischen Continents erkannt. — Ankunft in Linyanti. — Ein großes Pitscho. — — Verfängliche Frage. — Sekeletu in Uniform. — Eine Handelsgesellschaft mit Elfenbein nach Loanda gesandt. — Gabriel's Güte gegen sie. — Schwierigkeiten beim Handel. — Zwei Makololo-Raubzüge während unserer Abwesenheit. — Bericht über das Land im Nordosten. — Tod einflußreicher Männer. — Die Makololo wünschen dem Markte näher zu sein. — Ansicht über den Wechsel des Wohnortes. — Klima des Barotse-Thales. — Krankheiten. — Des Verfassers Fieber ist nicht entscheidend. — Das Innere ist ein einladendes Feld für den Menschenfreund. — Berathschlagungen über einen Weg nach der Westküste. — Wir entscheiden uns für den Weg am nördlichen Ufer des Zambesi. — Wir warten auf die Regenzeit. — Wie die Eingeborenen die Zeit während der größten Hitze zubringen. — Günstige Eröffnungen für Unternehmungen der Missionen. — Ben Habib will heirathen. — Die Wahl eines Mädchens. — Sekeletu's Gastfreundschaft. — Schwefelwasserstoff und Malaria. — Unterhaltungen mit den Makololo. — Ihre Moral und Aufführung. — Sekeletu will eine Zuckermühle von uns kaufen. — Der Esel. — Einfluß unter den Eingeborenen. — Essen gut für einen Häuptling. — Mamire's Abschiedsworte. — Motibe's Entschuldigungen.

Am 31. Juli trennten wir uns von unseren Freunden in Libonta. In verschiedenen Dörfern dieses Thales steckten wir

einige Palmbaumkerne. Sie begannen zu keimen, während wir noch da waren, aber leider wurden sie von den Mäusen zerstört, welche massenhaft in den Hütten zu finden sind.

In Tschitlane's Dorf sammelten wir junge Linkololo (Anastomus lamalligerus); es ist dies ein schwarzer langbeiniger Vogel, etwas größer als eine Krähe, der von Schalthieren (Ampullaria) lebt, und an gewissen Orten unter dem Schilfe in Gesellschaft brütet. Diese Orte sind allgemein bekannt, da sie von Jahr zu Jahr dieselben bleiben und den Häuptlingen gehören, welche zu gewissen Zeiten des Jahres die meisten Jungen sammeln. Der Ertrag dieser „Ernte", wie sie es nennen, der mir angeboten wurde, betrug hundertfünfundsiebzig noch nicht flügge Vögel. Sie hatten sie etwas spät gesammelt, da sie auf die Ankunft des Häuptlings Mpololo warteten, aber sie gaben sie mir, da sie wußten, dies würde ihm angenehm sein; andernfalls würde diese Colonie doppelt so viel geliefert haben. Die Alten erschienen am Leeambye in großen Schaaren und sahen mager und dürftig aus. Die Jungen sind sehr fett, und gebraten ein Leckerbissen der Barotse. Mit solchen Geschenken an Vögeln oder Ochsen ist gewöhnlich ein Festmahl verbunden, dessen Kosten der Empfänger jener Geschenke zu bestreiten hat. Wir schlachteten gewöhnlich den Ochsen gleich in dem Dorfe, wo wir ihn bekamen, und feierten das Fest gemeinsam.

Das Dorf Tschitlane's liegt, wie alle übrigen im Barotse-Thale, auf einer Anhöhe, welche von den Fluthen nicht erreicht werden kann, aber im letzten Jahre hätte das Wasser fast das ganze Thal überschwemmt, was früher noch nie zu befürchten war. Viele Leute waren jetzt krank, wie es gewöhnlich ist, wenn das Wasser auftrocknet, und es war viel Nachfrage nach den Arzneien, die ich aus Loanda mitgebracht hatte. Der bedeutende Temperaturwechsel an jedem Tage muß auf die Gesundheit sehr viel Einfluß haben. In diesem Dorfe steht eine echte indische Baniane, die sich durch neue Wurzeln, die von ihren Zweigen ausgehen, über einen beträchtlichen Raum ausgebreitet hat; man nennt sie deshalb den „Baum mit Beinen" (more oa moatu). Es ist bemerkenswerth, daß man Bäume dieser Art mit heiliger Scheu betrachtet, und von Barotse bis Loanda betrachtet man sie als Schutzmittel gegen das Böse.

Als wir am 1. August nach Naliele kamen, fanden wir Mpo-

lolo in großer Trauer über den Tod seiner Tochter und ihres Kindes. Sie war erst vor kurzem niedergekommen, und ihr Vater bedachte sie stets, wenn er einen Ochsen schlachtete, oder wenn der Tribut an anderen Lebensmitteln ankam, den er an Sekeletu's Stelle empfing. Dies erregte den Neid eines Makololo, der Mpololo haßte, und um ihn zu kränken, ging er bei Nacht in die Hütte seiner Tochter und erwürgte sie und ihr Kind. Hierauf versuchte er Feuer anzumachen, um die Hütte zu verbrennen, damit der Mord nicht bekannt werden sollte; aber bei dem Tone, den das Aneinanderreiben des Holzes hervorbrachte, erwachte ein Diener und erwischte den Mörder. Er und sein Weib wurden in den Fluß geworfen, die Letztere, weil sie von der Absicht ihres Mannes gewußt und sie nicht angezeigt hatte. Sie erklärte, sie hätte ihm von dem Verbrechen abgeredet, und würde, wenn jemand für sie gebeten hätte, begnadigt worden sein.

Mpololo bemühte sich auf alle Weise, uns mit Kähnen zu versehen, und wir ließen Schinte's Kähne bei ihm zurück. Die Mambowe wurden gut aufgenommen, und gingen mit Freundschaftsbotschaften zu ihrem Häuptling Masiko. Meine Leute freuten sich außerordentlich über den herzlichen Empfang, der uns überall zu Theil wurde; doch fand sich etwas Unangenehmes, woran Niemand gedacht hatte. Viele ihrer Weiber hatten sich während ihrer Abwesenheit auf's neue verheirathet. Unter diesen war auch die Frau Maschauana's, die ihm zwei Kinder geboren hatte. Er wünschte gleichgültig zu erscheinen, und sagte: „Nun, Weiber giebt es so viel wie Gras, ich kann eine andere bekommen, mag sie laufen.“ Aber er dachte bei sich: „Hätte ich den Kerl, ich wollt's ihm zeigen.“ Da die meisten von ihnen mehr als eine Frau hatten, suchte ich sie damit zu trösten, daß ich sagte, sie hätten immer noch mehr als ich, und vollkommen genug; aber sie waren sehr verdrießlich darüber, daß, während sie sich abmühten, Andere ihr Korn verzehrten. Einige dieser Weiber kamen mit ganz kleinen Kindern auf den Armen herbei. Man nahm dies nicht übel, und ich wurde beauftragt mit dem Häuptling zu reden, daß er befehlen sollte, diejenigen meiner Begleiter, welche nur eine Frau gehabt hätten, müßten sie zurückerhalten.

Sonntag, 5. August. — Eine zahlreiche Versammlung wohnte aufmerksam meiner Morgenandacht bei. Gewiß werden manche sich meiner damals gesprochenen Worte erinnern und an unsern

gnädigen Vater denken, die, wenn ich sie nicht besucht, nie an ihn gedacht haben würden. Die stets gütige und ehrerbietige Behandlung, die mir von diesen und vielen anderen heidnischen Stämmen in Centralafrika zu Theil wurde, und die aufmerksamen Beobachtungen vieler Jahre haben mich zu der Ansicht gebracht, daß, wenn sich Jemand zu ihrem Besten abmüht, er nie schlecht von ihnen behandelt wird. Man mag vielleicht seiner Lehre Feind sein, aber niemals Dem, der die Lehre bringt.

Während wir noch in Naliele waren, kam eine Anzahl Leute an, welche Masiko mir nachgeschickt hatte. Es war ihm sehr unlieb, daß ich ihn nicht besucht hatte. Sie brachten einen Elephantenzahn, zwei Kalabassen Honig, zwei Körbe Mais, und einen Korb Erdnüsse zum Geschenk. Masiko ließ uns sagen, er habe den Befehl, den ich ihm gegeben, als Gottes Willen befolgt und im Frieden gelebt, bis sein Bruder Limboa kam, seine Weiber wegfing, als sie in ihre Gärten gingen, und dann vor seiner Umzäunung erschien. Masiko erbot sich, seine Leute anzuführen; aber sie wollten das nicht und sagten: „Laß uns, Deine Diener, umkommen, Du darfst nicht erschlagen werden.“ Diejenigen, welche dies sagten, waren junge Barotse, welche eingeübt worden waren, um mit Sebituane zu fechten und Schilder aus Ochsenhaut trugen. Sie schlugen Limboa's Leute zurück, wobei zehn verwundet und ebenso viel getödtet wurden. Limboa sandte hierauf drei Sclaven, als selbstbestimmte Entschädigung für Masiko, weil er ihn angegriffen. Ich bat die Makololo, Masiko's Boten gut zu behandeln, und erreichte meinen Zweck, obwohl es, da sie dieselben als Rebellen betrachteten, ihnen anfangs schwer fiel, freundlich mit ihnen zu reden.

Mpololo, der das entgegengesetzte Betragen zu rechtfertigen suchte, erzählte mir, wie sie vor Sebituane geflohen seien, obwohl er ihnen viele Rinder gegeben, nachdem er sie mit Waffengewalt unterworfen habe, und wunderte sich darüber, daß ich höher von ihnen dachte, weil sie ihre Unabhängigkeit selbst um den Verlust der Milch behaupteten, denn wer einmal in Afrika von Jugend auf an Milch gewöhnt ist, der hat immer außerordentliches Verlangen danach. Ich machte sie darauf aufmerksam, wie sie einander gegenseitig unterstützen könnten, wenn sie Kähne und Rinder austauschten.

Hier giebt es einige alte Barotse, welche noch Genossen des



Ein seines Jungen beraubtes Flusspferd wirft das Boot um.

alten Häuptlings Santuru waren. Diese durch ihr Alter geschützten Leute waren in ihren Bemerkungen über die emporgekommenen Makololo ziemlich frei. So unterbrach mich einer von ihnen, als ich eines Tages mit einigen vornehmen Makololo sprach, und rieth mir, ihnen nicht zu glauben, denn sie seien Diebsgesindel, und das nahm man ihm gar nicht übel. Es ist bemerkenswerth, daß keiner der Alten hier etwas davon weiß, daß jemals ein Erdbeben in diesem Lande stattgefunden habe. Ihr schnelles Erfassen sinnlich bemerkbarer Dinge und ihr gutes Gedächtniß machen es wahrscheinlich, daß zwischen dem 7. und 27.° südlicher Breite im Innern des Continents wenigstens in den zwei letzten Jahrhunderten keine bemerkbare Erderschütterung stattgefunden hat. Man gewahrt nirgends einen frischen Riß oder eine Störung in den Felsen, ausgenommen die Wasserfälle von Gonye. Auch Orkane sind völlig unbekannt.

Ich verließ Naliele am 13. August, und als wir um Mittag längs des Ufers hinfuhren, stieß ein Flußpferd mit der Stirn an unsern Kahn, und hob die Hälfte ganz aus dem Wasser, so daß es ihn fast umwarf. Der Stoß war so heftig, daß Maschauana in den Fluß fiel; und wir übrigen sprangen an's Ufer, das nur etwa zehn Ellen entfernt war. Als ich zurücksah, bemerkte ich, daß das Flußpferd ein Stück weiter wieder auf das Wasser herauf kam und sich nach dem Kahn umschaute, wie um sich zu überzeugen, ob es denselben beschädigt habe. Es war ein Weibchen, dessen Junges am Tage vorher mit einem Speere getödtet worden war. Es geschah uns kein weiterer Schade, als daß wir und unsere Sachen naß geworden waren. Es ist dies so selten, wenn man vorsichtig am Ufer hinfährt, daß meine Leute ausriefen: „Ist das Vieh toll?“ Wir waren damals acht Personen im Kahne, und man sieht aus dem Erfolge, welche ungeheure Kraft das Thier im Wasser hat.

Als wir nach Gonye kamen, beschenkte mich der Ortsvorsteher Mokwala mit einem Elephantenzahn, den ich Pitsane gab, da er für den Markt in Loanda eifrig Elfenbein sammelte. Die Felsen in Gonye sind röthlich-grauer Sandstein, von fast horizontaler Lage und nach allen Richtungen hin von Madreporen durchbrochen. Der Fels selbst ist mit Eisen geschwängert, was ihm eine glänzende Oberfläche giebt, wie es in diesem Lande oft der Fall ist.

22. August. — Der Winter geht zu Ende. Die Bäume längs dem Ufer fangen an auszuschlagen und zu blühen, und man bemerkt schon die Wirkungen des frischen Saftes, der bald Knospen treiben wird, welche das alte Laubwerk abstoßen und glänzend orangengelbe Farbe annehmen. Dieses Orangengelb ist so glänzend, daß ich Massen gelber Blüthen zu sehen glaubte. Man bemerkt alle möglichen Schattirungen am Laube, gelb, purpurfarbig, kupferfarbig, leberbraun und selbst schwarz wie Tinte.

Nachdem wir von Mpololo andere Kähne geliehen und drei Ochsen als Vorrath auf den Weg bekommen hatten, so daß wir nun mit den im Barotse-Thale geschenkt erhaltenen zusammen dreizehn Stück besaßen, fuhren wir flußabwärts nach Sescheke, und freuten uns wie früher über den majestätischen Fluß. Die ganze Scenerie ist lieblich, obwohl in Folge der Winternebel die Atmosphäre getrübt ist.

Diese eigenthümliche Färbung der Atmosphäre bemerkt man jeden Winter in Kolobeng, aber nicht so bedeutend in Londa wie im Süden, obwohl ich immer der Ansicht war, es rühre dies von dem Verbrennen ausgedehnter Grasflächen her, wodurch jährlich hundert Meilen von Weideland zerstört werden. Da diese im Norden vom Feuer verzehrte Menge bedeutender ist als im Süden, und man jene düstere Atmosphäre nicht hat, so muß man die Ursache in etwas Anderem suchen. Ich habe manchmal daran gedacht, daß die Abnahme der Temperatur im Winter die Dünste in der höheren Luftströmung sichtbar mache und jenes neblige Aussehen hervorbringe.

Die Menge des organischen Lebens ist hier erstaunlich. Zu der Zeit, wo der Fluß zu steigen beginnt, kommt der Ibis religiosa in Heerden von funfzig Stück stromabwärts, sowie eine Menge anderer Wasservögel. Manche Sandbänke sind am Tage ganz weiß von Pelikanen, deren ich einmal dreihundert zählte; andere Sandbänke sind braun von Enten (Anas histrionica); ich erlegte auf einen Schuß vierzehn Querquedula Hottentota Smith, und andere Arten. Möven (Procellaria turtur Smith) und andere Vögel schweben in Menge über dem Wasserspiegel. Die Unmasse kleiner Vögel, die von Insekten leben, beweist, daß der Fluß auch an kleinen Thiergattungen reich ist. Wenn man durch die Büsche am Ufer geht, wird man manchmal von Hornissen gestochen, die ihr Nest wie unsere Wespen bauen, und es

an Baumästen aufhängen. In der Brunst sind diese Insekten so böse, daß sie jeden, der ihrem Neste zu nahe kommt, zwanzig bis dreißig Schritt verfolgen. Der Stich, den sie gewöhnlich nahe am Auge beibringen, ist wie ein elektrischer Schlag aus einer mächtigen Maschine oder wie ein heftiger Hieb. Für den ersten Augenblick fühlt man nichts; aber es folgen die heftigsten Schmerzen. Doch ist dieses Insekt sehr furchtsam, wenn es nicht im Neste ist. Die Betschuanen nennen es Murotuani.

Zwischen Nameta und Sekhost finden sich Tsetse. Ein räuberisches Insekt, etwa einen Zoll lang, langbeinig und dürr, fliegt umher und setzt sich auf die bloße Erde. Es ist gleichsam der Tiger unter den Insekten, denn es springt auf Tsetse und andere Fliegen, saugt ihnen das Blut aus und wirft die Körper weg.

Lange bevor wir Seschefe erreichten, hatten wir erfahren, daß ein Trupp Matebele, Mosilikatze's Unterthanen, für mich einige Packete Waaren an das südliche Ufer des Flusses gebracht hatten, in der Nähe der Victoria-Fälle, und obwohl sie sagten, sie wären von Moffat gesandt worden, hatten doch die Makololo den Angaben ihrer geschworenen Feinde nicht Glauben schenken wollen. Sie waren der Ansicht, mit den Packeten habe es eine eigene Bewandtniß, man wolle den Makololo Zaubermittel in die Hände spielen.

Als die Matebele am südlichen Ufer den Makololo am nördlichen Ufer zuriefen, sie sollten übersetzen und die von Moffat für den „Nake" (d. h. Doctor) geschickten Sachen in Empfang nehmen, entgegneten die Makololo: „Geht nur, wir kennen das besser; wie könnt ihr sagen, Moffat schicke diese Sachen, da er nach dem Norden gereist ist?" Die Matebele antworteten: „Hier sind die Sachen; wir stellen sie vor euren Augen her; laßt ihr sie verderben, so liegt die Schuld an euch." Nachdem sie fort waren, überlegten die Makololo die Sache genauer, und nach allerhand Bedenklichkeiten setzten sie mit Furcht und Zittern über und schafften die Sachen sorgsam auf eine Insel mitten im Flusse; dann errichteten sie eine Hütte darüber, um sie gegen das Wetter zu schützen, und ließen sie daselbst. So fand ich sie denn wohl erhalten, nachdem sie hier vom September 1854 bis September 1855 gelegen hatten. Die Neuigkeiten waren freilich, wie es mir schon oft ging, sehr alt und hatten viel von ihrem Interesse verloren; aber Frau Moffat hatte für Lebensmittel gesorgt.

Unter anderm fand ich, daß mein Freund Roderick Murchison durch seine Studien in Loanda in Betreff der Bildung des afrikanischen Continents zu demselben Resultate gekommen war wie ich selbst an Ort und Stelle (siehe die Anm. oben S. 127), und daß er sich durch genaues Studium der Bain'schen geologischen Karte und anderer Hülfsmittel, von denen mehrere von Oswell und mir selbst geschafft worden waren, nicht nur die eigenthümliche Configuration in seiner Rede vor der geographischen Gesellschaft im Jahre 1852 als Hypothese ausgesprochen hatte, sondern mir selbst eine Abschrift zu meinem eigenen Gebrauche zuschickte. Was half es mir, wenn ich mich ärgerte, in dieser Weise von einem Manne ausgestochen worden zu sein, der das Vorhandensein von Gold in Australien lange vor seiner Entdeckung behauptet hatte, denn ich hatte es hier schwarz auf weiß. Hinter dem Schreibtisch war er mir drei Jahre vorausgeeilt, obwohl ich mich durch Gebüsch, Sümpfe und Fieber durchgearbeitet hatte, und nachdem mir am Dilolo-See ein Licht aufgegangen war, mich der angenehmen Täuschung hingegeben hatte, der Erste zu sein, der den Gedanken aussprechen würde, das Innere Afrika's sei ein Wasserplateau von geringerer Erhebung, als die angrenzenden Hügelreihen.

Nachdem ich in Seschefe einige Tage gewartet hatte, bis die Pferde ankamen, die wir in Linyanti gelassen, gingen wir nach dieser Stadt, und fanden den Wagen und alles, was wir sonst im November 1853 zurückgelassen, wohl erhalten wieder. Es wurde eine große Volksversammlung berufen, um unsern Bericht anzuhören und die Gegenstände in Empfang zu nehmen, welche der Gouverneur und die Kaufleute in Loanda geschickt hatten. Ich erklärte ihnen, daß nichts von alle dem mein Eigenthum sei, sondern daß alle diese Sachen zum Beweise der freundlichen Gesinnungen der Weißen und ihres Verlangens, mit den Makololo in Handelsverbindung zu treten, geschickt worden seien. Hierauf forderte ich meine Begleiter auf, einen wahren Bericht von dem zu geben, was sie gesehen hätten. Die wunderbaren Dinge verloren nicht durch die Erzählung; sie schlossen immer damit, sie wären bis an's Ende der Welt gekommen, und erst da umgekehrt, wo kein Land mehr war. Ein schlauer alter Mann sagte: „Da seid ihr wohl bis zu Ma Robert (Frau Livingstone) gekommen?" Da mußten sie nun aber doch gestehen, sie wohne

noch ein Stück über das Ende der Welt hinaus. Die Geschenke wurden mit großer Befriedigung und Freude aufgenommen, und als am Sonntag Sekeletu in seiner Uniform in der Kirche erschien, zog diese die Aufmerksamkeit mehr auf sich als die Predigt, und die Worte, die sie in Betreff meiner Person gebrauchten, waren so schmeichelhaft, daß ich am liebsten die Augen zugemacht hätte. Ihre Privatansicht muß mit dem, was sie öffentlich aussprechen, übereingestimmt haben; denn gar bald erboten sich Freiwillige, mich nach der Ostküste zu begleiten. Sie sagten, sie wünschten auch zurückzukehren, um solche wunderbare Dinge erzählen zu können, wie meine zeitherigen Gefährten, und Sekeletu traf sogleich mit dem Araber Ben-Habib ein Uebereinkommen, eine neue Gesellschaft mit einer Ladung Elfenbein nach Loanda zu führen. Sie sollten mit ihm gehen, sagte er, und handeln lernen; sie sollten bei dem Verkaufe des Elfenbeins nichts weiter thun, als einfach zusehen und lernen. Meine Begleiter sollten da bleiben und ausruhen, und dann nach Loanda zurückkehren, wenn jene wieder nach Hause kämen. Sekeletu fragte mich, ob er dem Gouverneur und den Kaufleuten in Loanda seinerseits auch Geschenke schicken sollte; aber da ich zu dem Araber nicht viel Zutrauen hatte, gab ich ihm den Rath, durch Pitsane ein Geschenk zu schicken, da dieser wüßte, wer es zu bekommen habe.

Seit meiner Ankunft in England habe ich durch Gabriel erfahren, daß jene Leute an der Westküste anlangten, daß sie aber das Elfenbein bereits im Innern an portugiesische Kaufleute überließen, und für diese es bis nach Loanda tragen mußten. Sie waren Gabriel nicht vorgestellt worden, aber als dieser erfuhr, daß sie in der Stadt seien, kam er zu ihnen, und als er die Namen Pitsane und Maschauana aussprach, sprangen alle auf und umringten ihn. Nachdem Gabriel einen Dolmetscher gefunden, erfuhr er, daß Sekeletu ihnen aufgetragen hätte, ja zu meinem Bruder zu gehen, wie er ihn nannte. Gabriel war gegen sie ebenso leutselig, wie gegen meine Begleiter, und sie kehrten in ihre ferne Heimath zurück, nachdem sie ihm feierlich und zärtlich Lebewohl gesagt hatten.

Es war zu erwarten, daß sie bei ihrem ersten Versuche zu handeln, betrogen werden würden; aber ich glaube, daß sich dies nicht so leicht wiederholen konnte. Es ist indeß Schade, daß im

Verkehr mit den Eingeborenen im Innern man nicht versucht hat, Marktpreise festzusetzen. Der Händler zeigt eine Anzahl Waaren, der Eingeborene fragt nach mehr, und man giebt ihm mehr. Der Eingeborene, der den Werth der Waaren, oder den seines Elfenbeins nicht kennt, versucht, was eine andere Forderung bringt. Nachdem man eine Weile hin und her geredet, wird etwas zugelegt, und der Handel zur Zufriedenheit beider Parteien abgeschlossen. Da kommt ein anderer Händler und bietet vielleicht mehr als der erste; man verlangt gewöhnlich eine Zulage, die er gewährt. Jetzt fangen die Eingeborenen an zu glauben, daß sie um so mehr bekommen, je mehr sie verlangen; sie drängen und drängen, der Händler wird bös und der Handel eingestellt, um am nächsten Tage mit einem höheren Gebote wieder eröffnet zu werden. Die Eingeborenen schließen natürlich daraus, sie hätten am vorigen Tage schon recht gehabt, und der Handelsverkehr wird höchst unerquicklich. Außerdem braucht man außerordentliche Zeit dazu. Anderwärts ist es ganz gewöhnlich, daß die Eingeborenen von einem Händler zum andern gehen, bis sie das ganze Dorf durchgemacht haben, und manche schenken ihnen Branntwein, um die Kunden anzulocken. Diese unangenehmen Verhältnisse zwischen Eingeborenen und Europäern kommen namentlich mit daher, daß diejenigen, welche sich zuerst in solche Geschäfte einließen, der Sprache unkundig, und zu gleicher Zeit ungebildet waren.

Während wir in Loanda waren, hatten die Makololo zwei Raubzüge gemacht und große Viehheerden erbeutet. Den einen Raubzug machten sie, um Letschulatebe zu bestrafen, daß er, nachdem er Feuerwaffen bekommen, so übermüthig geworden war; den andern gegen Sebola Makwaia, einen weiter nach Nordosten zu wohnenden Häuptling. Dieser war gar nicht zu rechtfertigen, und alle einflußreichen Makololo waren dagegen. Ben-Habib aber hatte, als er von Zanzibar kam, Sebola Makwaia besucht und gefunden, daß die Hauptstadt von einer alten Frau dieses Namens regiert würde. Sie nahm ihn freundlich auf und gab ihm eine bedeutende Quantität vortreffliches Elfenbein zu sehr billigen Preisen, so daß er einen guten Handel damit beginnen konnte; aber als seine Leute ihre Flinten losschossen, bemerkte Ben-Habib, daß die Regentin und ihr Volk im höchsten Grade erschraken, und geflohen sein und ihr Vieh zurückgelassen haben würden,

wenn er ihre Furcht nicht beruhigt hätte. Ben-Habib sagte dem Oheim Sekeletu's, daß er ihn leicht dorthin bringen, und er dort eine große Menge Vieh ohne alle Mühe sich verschaffen könnte. Dieser Oheim beredete den Sekeletu zu gehen, und da er nur dadurch groß zu werden glaubte, wenn er die Thaten seines Vaters nachahme, so zog er aus, war aber nicht so glücklich, als er erwartete. Sebola Makwaia war geflohen, als sie von der Ankunft der Makololo hörte, und da das Land sumpfig und nach allen Richtungen hin von Flüssen durchschnitten ist, so konnten sie ihr nicht folgen. Sie nahmen Kähne weg, befuhren mehrere Ströme nnd kamen an den kleinen See Schuia. Nachdem sie in den Loangwa gekommen, der nach Osten fließt, hielten sie es für gerathen umzukehren, da die Eingeborenen immer kriegerischer wurden, je weiter sie in dieser Richtung vordrangen. Ehe sie umkehrten, zeigte der Araber auf einen hohen Bergrücken in der Ferne und sagte zu den Makololo: „Wenn wir das sehen, so wissen wir allemal, daß wir nur noch zehn bis funfzehn Tage vom Meere entfernt sind." Als ich ihn später sah, theilte er mir mit, daß auf demselben Bergrücken, aber viel weiter nördlich, die Banyassa wohnten, und daß die Flüsse von dort ihren Lauf nach Südwesten nähmen. Er bestätigte auch die Angabe anderer Araber, daß der Loapula, den wir bei der Stadt Cazembe's überschritten, in derselben Richtung flösse und in den Leeambye münde.

Einige einflußreiche Makololo, welche an diesem Raubzuge Theil genommen hatten, waren vor unserer Ankunft gestorben, und Rokwane war seiner sonderbaren Krankheit erlegen. Ramosantane war in Folge übergroßer Anstrengung auf dem Marsche an Blutspucken gestorben, und Lerimo litt am Aussatz, der im Barotsethale gewöhnlich ist. Nach dem Rathe, den mir ein Freund in Libonta gegeben hatte, unterließ ich es nicht „meinem Kinde" Sekeletu wegen seiner Raubzüge Vorwürfe zu machen. Ich that dies nicht in bitterer Weise, denn nie wird man durch heftige Beschuldigungen etwas gut machen. Sein Schwager Motibe sagte zu mir: „Schilt ihn derb aus, aber laß es andere nicht hören."

Die Makololo waren sehr zufrieden mit dem Wege, den wir ihnen nach dem Westen eröffnet hatten, und beriefen bald nach unserer Ankunft ein Pitscho, um darüber zu sprechen, ob sie

ihre Wohnsitze nicht nach dem Barotse-Thale verlegen wollten, um dem Markte näher zu sein. Einige der älteren Leute waren dagegen, die durch die Flüsse Tschobe und Zambesi gebotene Vertheidigungslinie gegen ihre Feinde im Süden zu verlassen. Die Makololo haben im Allgemeinen eine Abneigung gegen das Barotse-Thal wegen der Fieberkrankheiten, die jährlich dort entstehen, sobald das Wasser vertrocknet. Sie schätzen es nur als Viehstation, denn obwohl die Heerden durch eine Epidemie (Pneumonie) häufig gelichtet werden, gedeihen sie doch so schnell, daß der Verlust bald wieder ausgeglichen ist. Wohin auch die Makololo gehen, sie lassen in jenem fruchtbaren Thale immer einen Theil ihres Viehes unter Hirten zurück. Einige der Jäger waren gegen die Veränderung des Wohnorts, weil das üppige Gras im Barotse-Thale sie im schnellen Laufen hindern würde, und weil es dort nie kühl werde.

Sekeletu stand zuletzt auf und zu mir gewandt sagte er: „Ich bin vollkommen zufrieden mit den Handelsvortheilen auf dem Pfade, den du uns eröffnet hast, und bin der Ansicht, daß wir nach dem Barotse-Thale aufbrechen, um bis Loanda einen kürzeren Weg zu haben; aber mit wem soll ich dort leben? Wenn du mit uns kämest, würde ich morgen aufbrechen; aber du willst jetzt in das Land der Weißen gehen, um Ma Robert zu holen, und wenn du zurückkehrst, wirst du mich nahe bei dem Orte finden, wo du zu wohnen wünschest.“ Ich wußte damals nicht, daß ein gesunder Wohnort in dem Lande wäre, und dachte nur an Orte im Innern, die zum Verkehr mit den angrenzenden Stämmen und mit der Küste geeignet waren, wie z. B. am Zusammenflusse des Leeba und Leeambye.

Das Fieber ist gewöhnlich ein Hinderniß auf dem sonst so wichtigen Missionsfelde. Die große, durch heftige Regengüsse und Ueberschemmungen erzeugte Feuchtigkeit, die durch brennende Gluth auf reichem feuchtem Boden hervorgerufene üppige Vegetation und die ungeheuere Masse abgestorbener Pflanzenreste, welche jährlich nach den Ueberschwemmungen den dörrenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, eine ebene, oft mit Wald bedeckte Fläche, durch welche kein Wind dringt, — alles das zusammengenommen macht das Klima für keine Klasse der menschlichen Familie gesund. Aber das Fieber, das sehr bösartig auftritt, ist auch fast die einzige Krankheit, welche hier vorkommt.

Auszehrung und Scropheln kennt man nicht, Wahnsinn ist nur selten. Pocken und Masern kamen vor etwa dreißig Jahren in das Land und rafften viele Menschen hin, aber seitdem sind sie nicht wiedergekehrt, obwohl die Pocken an einem und dem andern Küstenstriche fast beständig geblieben sind. Merkwürdigerweise wendeten die Eingeborenen die Impfung gegen die Krankheit an, und in einem Dorfe, wo sie wahrscheinlich von einem bösartigen Kranken den Impfstoff entnahmen, starben fast alle Einwohner. Nur einmal habe ich Wasserkopf getroffen, einigemal Epilepsie, keine Cholera, keinen Krebs, und viele in England gewöhnliche Krankheiten sind hier ganz unbekannt. Ich litt allerdings heftig an Fieber, aber meine Erfahrung kann die Sache nicht entscheiden. Gezwungen Monate lang auf dem feuchten Erdboden zu schlafen, heftigen Regengüssen ausgesetzt, und zwei- und dreimal jeden Tag mit nassen Füßen, als Nahrung nur die Kost der Eingeborenen (ausgenommen auf der Reise nach Norden und auf der letzten Hälfte der Rückreise, wo ich Kaffee ohne Zucker trank) und zwar Maniokwurzeln und Maniokmehl, welche so viel Stärke enthalten, daß die Augen davon angegriffen werden (gerade wie in dem Falle, wo wir das Fleisch von Thieren genossen, die zum Versuch mit reinem Leim und Stärke gefüttert waren), und stundenlang jeden Tag in verhältnißmäßiger Unthätigkeit den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt in einer Temperatur von mehr als 96° im Schatten, — alles das erzeugt einen Gesundheitszustand, der elender ist, als ihn je ein Missionar wird ertragen können. Ich erwähne diese Entbehrungen nicht deßhalb, als wenn ich sie als Opfer betrachtete, denn ich bin der Meinung, daß man das Wort Opfer nie von dem brauchen darf, was wir für Ihn thun, der vom Himmel kam und für uns starb; aber ich halte es für nothwendig sie zu erwähnen, damit man sich keine ungünstige Meinung von meinen Erfahrungen im Vergleich zu den Erfahrungen Anderer bilde, die vielleicht weniger dem Wechsel der Witterung und der Kost ausgesetzt waren.

Ich glaube, das Innere des Landes ist ein einladenderes Feld für die Menschenfreunde, als die Westküste, wo Hochkirchliche, Presbyterianer und andere Missionsgesellschaften seit langer Zeit mit der staunenswerthesten Hingebung und nie ermüdendem Eifer gearbeitet haben. Dort sind die Fieber viel bösartiger und führen schneller den Tod herbei als hier; denn vom 8° südlicher

Breite an gehen sie fast ohne Ausnahme in die weniger gefährlichen Wechselfieber über; und da eine Milzerweiterung die Folge davon ist, eine Krankheit, welche am besten durch Veränderung des Klimas geheilt wird, so haben wir das Mittel bei der Hand, wenn wir den 20° südlicher Breite überschreiten. Aber man muß mich nicht so verstehen, als meinte ich, daß einer der zahllosen Stämme sehr begierig nach der Lehre wäre; sie sind nicht die forschenden Geister, von denen wir anderwärts lesen; sie fragen nicht nach dem Evangelium, weil sie von ihm und seinen Wohlthaten nichts wissen; aber es ist dies kein Hinderniß für die Lehre. Jeder Ortsvorsteher würde stolz sein auf einen europäischen Besuch oder einen europäischen Residenten in seinem Bezirke, und im ganzen Innern ist vollkommene Sicherheit für Leben und Eigenthum. Die großen Schranken, welche Afrika verschlossen gehalten haben, sind das ungesunde Klima der Küste, und die exclusive engherzige Gesinnung der Grenzstämme. Man ist während der historischen Periode nicht auf tiefen Meeresarmen in das Land gedrungen, und nur ein kleiner Theil seiner Bevölkerung ist mit den übrigen Menschenkindern in Berührung gekommen. Die Race ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Nationen von Wichtigkeit; doch ist es wahrscheinlich, daß das ungesunde Klima der Küste auf das Volk zurückgewirkt hat, und dazu betrug, daß es mehr heruntersank und der Verkehr der Bewohner des Binnenlandes mit der übrigen Welt gehemmt wurde. Es steht zu hoffen, daß diese Hindernisse durch die schnelleren Mittel der Locomotion der jetzigen Zeit überwunden werden, wenn eine gute Straße von der Küste nach dem Innern sich als vortheilhaft erweist.

Nachdem ich gesehen, daß es ausführbar war, einen Fahrweg nach dem Westen zu eröffnen, entstand die Frage, nach welchem Theile der Ostküste wir unsere Schritte richten sollten. Die Araber waren von Zanzibar her durch ein friedliches Land gekommen. Sie versicherten mir, daß die mächtigen Häuptlinge nordwestlich vom Cazembe, wie Moatutu, Moaroro und Mogogo, die Häuptlinge der Stämme Batutu, Baroro und Bagogo, nichts dagegen haben würden, wenn ich durch ihr Land reiste. Sie theilten mir mit, die dortige Bevölkerung wohne in kleinen Dörfern wie die Balonda, und ich würde keine Schwierigkeit finden, durch ihr Land zu reisen. Sie sagten auch, daß in einer Ent-

fernung von zehn Tagreisen jenseit Cazembe ihr Pfad sich um das Ende des Sees Tanganyenka wende. Aber etwas nordwestlich vom Südende dieses Sees macht es keine Schwierigkeiten Kähne zur Ueberfahrt zu bekommen. Sie schliefen auf Inseln, denn man braucht drei Tage zur Ueberfahrt, er mag daher vierzig bis fünfzig Meilen breit sein. Sie stoßen die Kähne mit Stangen fort, was beweist, daß der See seicht ist. Viele kleine Flüsse und drei große Ströme finden sich auf diesem Wege. Es schien mir daher der sicherste Weg zu sein; da ich aber einen Wasserweg dem Landwege vorzog, so war mir der Zambesi oder der Leeambye lohnender. Die Makololo kannten das ganze Land ostwärts bis an den Kafue, da sie früher nahe an der Mündung dieses Flusses in den Zambesi gewohnt haben, und sie alle riethen mir mehr zu diesem Wege, als zu dem nach Zanzibar. Die einzige Schwierigkeit fanden sie in den Victoriafällen. Einige empfahlen mir nach Sescheke zu gehen, und nordöstlich nach dem Kafue vorzudringen, der nur sechs Tagereisen entfernt ist, und auf diesem Flusse abwärts in den Zambesi zu fahren. Andere empfahlen mir am südlichen Ufer des Zambesi weiter bis über die Fälle hinaus zu gehen, dann Kähne zu nehmen und weiter stromabwärts zu fahren. Alle stimmten in der Schwierigkeit einer Reise am nördlichen Ufer überein, da das Land an dieser Seite des Flusses außerordentlich zerklüftet und felsig sei. Und als Ponuane, der vor Kurzem einen Raubzug dahin angeführt hatte, vorschlug, ich sollte Kähne längs des Ufers bis dahin mitnehmen, wo der Leeambye wieder breit und ruhig wird, so erklärten andere, da er selbst Schwierigkeiten gefunden hätte, als er die Leute, die ihn begleiteten, zwingen wollte, das zu thun, so würde man mich gewiß im Stiche lassen, wenn ich ihnen etwas Derartiges zumuthen könnte. Ein anderer Einwurf gegen eine Reise auf einem der beiden Flußufer bezog sich auf die Tsetse, die hier so häufig ist, daß die Anwohnenden keine anderen Hausthiere als Ziegen halten können.

Während wir über diese verschiedenen Wege nachdachten, bedauerte ich es sehr, daß ich allein war. Wenn mein früherer Begleiter Oswell bei mir gewesen wäre, so wäre der eine auf dem Zambesi gefahren, der andere hätte den Weg nach Zanzibar eingeschlagen. Der letztere Weg war entschieden der bequemste, weil alle Stämme im Innern freundlich, die in der Richtung

des Zambesi wohnenden dagegen feindlich gesinnt waren, und ich mußte jetzt eine Truppe Leute, die von den Batoka in jener Gegend als feindliche Eindringlinge betrachtet wurden, durch Feindes Land führen; da aber gute Aussicht vorhanden war, den Wasserweg auf die Dauer benutzen zu können, so entschied ich mich den Zambesi abwärts zu reisen und mich am rechten Ufer zu halten, weil auf Bowdich's Karte Tete, die weiteste nach dem Binnenlande zu gelegene Station der Portugiesen, irrthümlich auf dieser Seite gezeichnet ist. Da der September zu Ende ging, erwarteten wir täglich Regen; die Wolken sammelten sich, und der Wind wehte heftig aus Osten, doch war es außerordentlich heiß. Die Makololo drängten mich alle zu warten, bis der Erdboden sich durch Regen abgekühlt habe, und da ich wahrscheinlich am Fieber erkrankt sein würde, wenn ich jetzt eine Reise antrat, so entschloß ich mich zu warten. Die Landstriche zwischen dem 17° und 18° leiden an Trockenheit und Staub. Es beginnt hier die feuchte Region nach Norden zu, daher sich naß und trocken hier vereint findet. Man kann sich einen Begriff von der Hitze im October machen, wenn man bedenkt, daß das geschützte Thermometer im Schatten meines Wagens den ganzen Tag lang 100° zeigte. Dem Winde ausgesetzt stieg es bis auf 110°, am Abend auf 89°, um 10 Uhr auf 80°, und sank bis Sonnenaufgang auf 70°. Um diese Zeit ist es gewöhnlich alle vierundzwanzig Stunden am kältesten. Die Eingeborenen bleiben während der größten Hitze in ihren Hütten, die am Tage angenehm kühl, bei Nacht beengend und erstickend sind. Wer es thun kann, trinkt tüchtig Bier oder Boyaloa; die Transspiration nach vielem Trinken scheint ihnen sehr angenehm zu sein, da sie ein Gefühl von Kühle erzeugt. Die Dienerschaft des Häuptlings lärmt dabei in einem fort, man neckt sich, spaßt, lacht und flucht. Bei Mondschein beginnt der Tanz und dauert bis nach Mitternacht. Die Weiber klatschen fröhlich mit den Händen dazu, die alten Männer sitzen verwundert dabei und rufen: „Wirklich prächtig!" Da sie in großer Menge kamen, um mich zu sehen, so unterhielt ich mich viel mit ihnen, da man auf diese Weise viel belehren kann. Bei dem öffentlichen Gottesdienste hörten die Leute sehr aufmerksam zu und benahmen sich verständiger als früher. Sie sind wirklich ein einladendes Feld für einen Missionar. Gewiß werden die so oft wiederholten Worte von der Güte

und Liebe unseres himmlischen Vaters, der seinen Sohn für uns Sünder in den Tod gab, auch in den Herzen dieser Heiden Liebe erwecken.

1. Oktober. — Ehe Ben Habib nach Loanda aufbrach, verlangte er Sebituane's Tochter zur Frau. Auf diese Weise suchen die Araber sich bei einem Stamme Einfluß zu erwerben, und sie gehen dabei so vorsichtig und Schritt für Schritt zu Werke, daß sie alle Stämme für ihre Religion gewinnen. Ich hörte nie von einer Verfolgung, obwohl die Araber, mit denen ich in Berührung kam, sehr für ihre Religion eingenommen waren. Die Tochter Sebituane's, Mantschunyana, war etwa zwölf Jahre alt. Da ich der Busenfreund ihres Vaters war, so setzte man voraus, daß ich auch ein Wort hineinzureden hätte, und als man mich fragte, so sprach ich mich gegen die Heirath aus, da man nicht wüßte, wohin sie komme, und wo wir sie wieder sehen würden. Sie war nicht vollkommen schwarz, ebenso schön wie eine Araberin, und hatte ein ganz arabisches Gesicht; aber ich zweifle nicht daran, daß Ben Habib bei anderer Gelegenheit mit mehr Erfolg um sie werben wird. Bei solchen Verheirathungen fragt man die Mädchen selten um ihre Einwilligung. Eine Dienerin Sekeletu's indeß, die, wie meine Makololo sagten, recht hübsch aussah, wurde zu dieser Zeit von fünf jungen Männern zur Ehe begehrt. Sekeletu, der gerade bei meinem Wagen stand, als einer von diesen Fünfen seine Werbung anbrachte, hieß ihnen ganz ruhig sich alle Fünf in einer Reihe vor dem Mädchen aufzustellen, damit sie ihre Wahl treffen könnte. Zwei weigerten sich, weil sie wahrscheinlich einen Korb erwarteten, obwohl sie gern zugegriffen hätten, wenn Sekeletu ihren Bitten nachgekommen wäre, ohne auf den Willen des Mädchens Rücksicht zu nehmen. Drei stutzermäßig aussehende junge Männer traten vor, und sie wählte ohne zu zögern wirklich den schönsten von ihnen. Es war interessant, den Aerger auf den schwarzen Gesichtern der unglücklichen Heiraths-Candidaten zu sehen, während die Zuschauer sie herzlich auslachten.

So lange ich bei den Makololo blieb, sorgte Sekeletu reichlich für mich; er bestimmte einige Kühe, die für uns gemolken wurden, und wenn er auf die Jagd ging, ließ er Ochsen für uns schlachten. Daß er kein Knicker war, sieht man daraus, daß, als ich am 20. Oktober aufbrechen wollte, er dagegen protestirte,

in solcher Sonnengluth fortzugehen. „Warte nur“ sagte er, „den ersten Regenschauer ab, dann will ich dich gehen lassen.“ Dies war verständig, denn das Thermometer stieg in der Sonne bis 138°. Es zeigte im Schatten am Tage 108°, bei Sonnenuntergang 96°. Wenn meine Erfahrungen richtig sind, so hat das Blut eines Europäers höhere Temperatur als das eines Afrikaners. Das Thermometer stand, unter meine Zunge gehalten, auf 100°, unter der der Eingeborenen auf 98°. Es herrschten viele Krankheiten in der Stadt, und das war kein Wunder, denn ein Theil des nach der Ueberschwemmung zurückgebliebenen Wassers bildete noch einen großen Sumpf. Selbst die Ebene zwischen Linyanti und Sescheke war vom Wasser der Ueberschwemmung noch nicht ganz frei. Es war höher gestiegen als gewöhnlich, und lange Zeit hindurch fuhren Kähne von einem Orte zum andern mehr als 120 Meilen in fast gerader Richtung. Wir fanden viele Tümpel stagnirenden Wassers, welches, wenn es bei unserem Durchzuge aufgeregt wurde, viel Schwefelwasserstoff entwickelte. Andere Male haben sie eine Efflorescenz von salpetersaurem Natron; auch enthalten sie viel Leim, wahrscheinlich in Folge der faulenden Vegetabilien, daher wohl auch die Malaria, welche die jetzt herrschende Krankheit erzeugte. Ich habe an kranken Orten dieses Effluvium oft bemerkt und glaube, daß es mit dem Fieber in Verbindung steht, obwohl ich recht wohl weiß, daß Dr. Mac Williams' Bemühungen, auf der Niagaraexpedition Schwefelwasserstoff zu entdecken, trotz der empfindlichsten Reagentien mißglückten.

Ich hatte viel Beschäftigung, denn außer daß ich die schwierigeren Fälle behandelte, hatte ich unaufhörlich Besuche. Die Stadt hatte zum mindesten 7000 Einwohner, und jeder kam und wollte mich wenigstens sehen. Wenn ich mit den Gebildeten unter ihnen am Abend mich unterhielt und das Gespräch von Sonnen- und Mondfinsternissen auf jene Welt überging, wo Jesus regiert, da erkannte ich, daß mein Versuch sie zu belehren nicht ganz fruchtlos gewesen war. „Viele Kinder,“ sagten sie, „sprechen von den seltsamen Dingen, die du ihnen mittheilst, nur die Alten fragen: wissen wir denn, wovon er spricht?“ Ntlaria und Andere klagen über ihr schlechtes Gedächtniß und sagen: „Wenn wir von anderen Dingen sprechen hören, so merken wir es uns; aber wenn wir dich von Dingen reden hören, die weit wunderbarer sind, als was wir je gehört haben, so begreifen wir nicht,

wie es zugeht, sie laufen uns wieder davon." Dies waren die Gebildeteren unter den Makololo. Auf die Majorität machte die Lehre keinen besonderen Eindruck; sie stimmen der Wahrheit mit einer Gleichgültigkeit bei, die einen zur Verzweiflung bringen könnte, und setzen hinzu: „das verstehen wir nicht." Mein Umgang als Arzt mit ihnen setzte mich in den Stand, ihre moralische Seite besser kennen zu lernen, als es einem bloßen Religionslehrer möglich ist. Sie suchen nicht das Böse vor ihrem geistlichen Lehrer zu verbergen, wie die Menschen so oft thun; aber ich fand, daß es schwer war, über ihren Charakter in's Reine zu kommen. Manchmal handeln sie ganz vortrefflich, und andere Male wieder thun sie das reine Gegentheil. Ich habe nicht ergründen können, was sie zum Guten treibt, oder was die Unempfindlichkeit erzeugt, mit der sie das Böse ausführen. Nach langem Nachdenken kam ich zu dem Schlusse, daß sie ein ebenso seltsames Gemisch von gut und bös sind, wie alle übrigen Menschen. Man sieht bei ihnen nichts von jener Wohlthätigkeit der Reichen gegen die Armen, wie wir sie in England finden, nichts von jener bescheidenen Aufmerksamkeit unserer Armen unter einander. Doch kommen oft Beispiele der reinsten Güte und Freigebigkeit vor, sowie auch Handlungen, welche den entgegengesetzten Charakter verrathen. Der Reiche ist gütig gegen den Armen in Erwartung seiner Dienste, und ein Armer, der keine Verwandten hat, wird, wenn er krank ist, vielleicht kaum Wasser gereicht bekommen, und ist er todt, so schleppt man ihn hinaus und läßt ihn den Hyänen zum Raube, statt ihn zu begraben. Nur die Verwandten berühren einen Todten. Ich würde leicht Beispiele von Unmenschlichkeit erzählen können, von denen ich Zeuge war. Eines Tages kam ein interessant aussehendes Mädchen, ganz nackt und fast zum Gerippe abgezehrt, an meinen Wagen. Sie war eine Gefangene von einem andern Stamm und von dem Mann vernachlässigt worden, der sie beanspruchte. Nachdem ich ihre Bedürfnisse befriedigt hatte, frug ich nach dem Manne, und erfuhr, daß seine Ernte fehlgeschlagen sei und er sie nicht ernähren könne. Ich erbot mich sie anzunehmen; aber er sagte mir, er habe nichts dagegen, wenn ich ihr zu essen gebe und sie „fett mache", dann aber werde er sie wiederholen. Ich protestirte gegen diese Herzlosigkeit, und da er sagte, er könne sich von seinem Kinde nicht trennen, so konnte ich nichts weiter für sie thun.

Nach zwei Tagen war sie verschwunden. Sie hatte einen kleinen Ausflug aus der Stadt gemacht, und da sie zu schwach war, um umzukehren, so hatte sie elend umkommen müssen. Ein andermal sah ich einen armen Knaben, der nach Wasser ging, um zu trinken, und wie es schien dem Hungertode nahe war. Ich erzählte dies dem Häuptlinge, und erfuhr, daß seine Erschöpfung von Krankheit und Mangel herrühre. Er war kein Makololo, sondern gehörte einem unterjochten Stamme an. Ich erklärte ihm, daß jeder, der ein Kind beanspruche und nicht für dasselbe sorge, die Schuld an seinem Tode trage. Sekeletu entschied dahin, daß der Eigenthümer des Knaben eher sein angemaßtes Recht aufgeben, als den Knaben umkommen lassen sollte. Als ich ihn bekam, war er fast ganz todt, doch erholte er sich wieder, nachdem ich ihm drei- bis viermal des Tags etwas Milch gegeben hatte. Als ich Linyanti verließ, übergab ich ihn Sekeletu, der seine Diener sehr gut hält. Auf der andern Seite fand ich aber auch, daß Männer und Weiber kleine Waisen aufnahmen, und sie wie ihre eigenen Kinder erzogen. Wenn man eine Reihe Fälle beider Art zusammenstellte, so würde es nicht schwer sein, diese Leute als außerordentlich gut, oder über alle Maßen schlecht hinzustellen.

Ich hatte noch etwas von dem Kaffee, den ich aus Angola mitgebracht hatte, und von dem Zucker, den ich in meinem Wagen zurückgelassen. So lange der Zucker dauerte, fand sich Sekeletu mit seinen Leuten bei meiner Mahlzeit ein; aber der Zucker war bald verzehrt. Die Makololo waren, wie schon erwähnt, mit dem Zuckerrohr wohl bekannt, da es von den Barotse gebaut wird, aber sie wußten nicht, daß man Zucker davon gewinnen könnte. Als ich ihnen erklärte, wie die Zuckergewinnung vor sich gehe, fragte Sekeletu, ob ich ihm nicht einen Apparat zum Zuckermachen verschaffen könne. Er wollte reichlich Zuckerrohr anpflanzen, wenn er nur Zucker machen könnte. Als ich ihm entgegnete, ich könnte ihm keine Zuckermühle verschaffen, so frug er schnell: „Wollen wir nicht Elfenbein nehmen und eine dafür kaufen?“ Da ich auf seine Kosten gelebt hatte, freute ich mich eine Gelegenheit zu finden, ihm meine Dankbarkeit durch die That beweisen zu können, und als er und seine Vornehmen sahen, daß ich bereit sei, ihre Aufträge auszuführen, so bestellte Sekeletu eine Zuckermühle, und allerlei Kleidungsstücke, die er gesehen, namentlich einen Rock aus Mohair, eine Büchse, Perlen, Messing-

draht u. s. w., und schloß mit den Worten: „und was Du sonst Schönes in dem Lande findest." Rücksichtlich der Menge Elfenbein, die ich brauchte, um die Aufträge auszuführen, sagte ich, ich fürchtete, daß eine gewaltige Menge nöthig sein würde. Er und seine Rathgeber sagten: „Das Elfenbein gehört ganz Dir; wenn Du etwas zurückläßt, so ist es Deine Schuld." Er wünschte auch Pferde zu haben. Die beiden Pferde, welche ich bei ihm ließ, als ich nach Loanda ging, lebten noch; sie waren ihm auf der Giraffen- und Elenjagd von großem Nutzen gewesen, und er hätte gern eine Zucht Pferde gehabt. Ich sagte ihm, daß er diese in den portugiesischen Besitzungen bekommen würde. Alle freuten sich über die Esel, die wir von Loanda mitgebracht hatten. Da wir fanden, daß sie dem Biß der Tsetse nicht ausgesetzt waren und man Aussicht hatte, sie hier fortpflanzen zu können, so war es erfreulich, daß wir sie glücklich bis hierher gebracht hatten. Die Esel sprangen munter wie junge Ziegen auf dem ganzen Wege von Loanda her, bis wir an den Leeambye kamen. Von hier an aber schleppten wir sie durch so viele Flußarme und verschlungene Wasserpflanzen, daß sie fast ertranken, und wir mußten sie endlich ziemlich erschöpft in Naliele zurücklassen. Sie erregten die größte Bewunderung meiner Leute namentlich dadurch, daß sie die verschiedenen Pflanzen kannten, welche, wie sie bemerkten, „die Thiere doch nie früher in ihrem Lande gesehen hatten," und wenn sie gar zu schreien anfingen, erschraken die Leute mehr, als wenn Löwen gebrüllt hätten. Wir ritten nie auf ihnen, ebenso wenig auf den Pferden, die uns der Bischof gegeben hatte, um sie nicht zu strapaziren.

Obwohl die Makololo so zutraulich waren, darf der Leser doch nicht denken, daß sie gegen Jeden, der sie besucht, sich ebenso benehmen würden. Meinen Einfluß verdankte ich zum großen Theile meinem guten Rufe, der von den Bakuena ausging und den ich mir durch ein anhaltend gutes Benehmen sicherte. Niemand gewinnt ohne Reinheit und Aufrichtigkeit hier zu Lande Einfluß. Die Handlungen Fremder werden von Jung und Alt scharf kritisirt, und selbst Heiden fällen selten ein unbilliges und liebloses Urtheil. Ich habe Weiber mit Bewunderung von einem Weißen reden hören, weil er rein war und sich nichts Unmoralisches zu Schulden kommen ließ. Wenn dies der Fall gewesen, so hätten sie es gewußt, und obwohl unwissende Heiden, würden

sie ihn verachtet haben. Geheime Laster werden durch den ganzen Stamm bekannt, und während einer, der mit der Sprache nicht vertraut ist, vielleicht glaubt, seine kleinen Sünden bleiben verborgen, so werden diese doch ebenso schnell ruchbar, als wenn man in London ein Plakat auf dem Rücken trüge.

27. October 1855. — Die ersten anhaltenden Regengüsse begannen in der Nacht bei Nordostwind, gerade wie in Kolobeng. Die Regenzeit hatte also begonnen, und ich rüstete mich zur Reise. Sekeletu's Mutter machte mir einen Sack voll Erdnüsse zurecht, die sie in Rahm und etwas Salz röstete. Dies ist Häuptlingskost. Andere mahlten Mais aus meinem eigenen Garten, und Sekeletu bestimmte Sekwebu und Kanyata zu Anführern Derer, die mich begleiten sollten. Sekwebu war von den Matebele als kleiner Knabe gefangen genommen worden, und mit dem Stamme, unter dem er als Gefangener lebte, in das Land bei Tete gewandert; er war an beiden Ufern des Zambesi zu wiederholten Malen gereist und mit den Dialekten, die dort gesprochen werden, genau bekannt. Ich fand in ihm einen klugen Mann von gesundem Urtheil, und sein späterer Tod auf Mauritius hat mich immer sehr geschmerzt. Er empfahl uns, wir sollten uns immer fern vom Flusse halten. Mamire, welcher die Mutter Sekeletu's geheirathet hatte, kam Abschied von mir zu nehmen und sagte: „Du kommst jetzt zu Leuten, denen man nicht trauen kann, weil wir sie schlecht behandelt haben; aber Du kommst mit einer Botschaft, die weit verschieden ist von jeder, die sie früher gehört haben. Jesus wird mit Dir sein und Dir unter Feinden helfen; und wenn er Dich sicher geleitet und Dich und Ma Robert zurückbringt, so werde ich sagen, daß er mir eine große Gnade erwiesen hat. Möchten wir einen Pfad finden, auf dem wir andere Stämme besuchen, und von ihnen und den Weißen besucht werden können!“ Als ich sagte, ich fürchtete, er hänge immer noch an dem alten Plünderungssystem, das allen Verkehr hindere, und er sei vermöge seiner einflußreichen Stellung schuld an den letzten Raubzügen, so gab er mir zwar zu leicht Recht, schien aber doch recht wohl zu wissen, daß das alte System ein Unrecht sei. Als ich sagte, ich könnte die Leute, die mich begleiteten, nicht bezahlen, so antwortete er: „Ein Mann wünscht natürlich, wenn er nach langer Abwesenheit wieder unter seinen Freunden erscheint, etwas als sein Eigenthum zeigen zu

können; alles Elfenbein in diesem Lande gehört Dir, nimm so-viel Du kannst, und Sekeletu wird Dir Leute mitgeben, die es tragen.“ Diese Bemerkungen Mamire's theile ich wörtlich mit, um den geistigen Standpunkt der einflußreichen Männer dieses Landes zu vergegenwärtigen. Und da ich dem Leser auch von der andern Seite des fraglichen Gegenstandes einen richtigen Begriff beibringen möchte, erwähne ich noch, daß Motibe die Anklage, an den Raubzügen schuld zu sein, auf jede Weise von sich abzuwenden suchte. Er wollte nicht zugeben, daß sie Unrecht gethan hätten und sagte, die Boers, die Matebele und andere Stämme trügen die Schuld an den Kriegen, in welche die Makololo mit verwickelt wurden. Als Motibe noch ganz jung war, wurde seine Familie von einer Anzahl Boers angegriffen; er selbst verbarg sich in die Höhle eines Ameisenfressers, wurde aber herausgezogen und mit einer Peitsche aus Rhinoceroshaut geschlagen. Als ich ihm sagte, er solle doch in Ruhe und Frieden leben, so antwortete er: „Lehre erst den Boers ihre Waffen niederzulegen.“ Doch schien bei anderen Gelegenheiten Motibe den Unterschied zwischen wirklichen Christen und blos Namenchristen recht wohl zu verstehen. Wir kamen immer gut mit einander aus.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Linyanti. — Ein Gewitter. — Eine Handlung herzlicher Güte. — Die Makololo statten uns ein zweites Mal aus. — Wir fahren den Leeambye hinunter. — Sekote's Kotla und Menschenschädel; sein Grab mit Elephantenzähnen geschmückt. — Victoria-Fälle. — Ihre einheimische Benennung. — Dunstsäulen. — Riesiger Spalt. — Ausgewaschene Felsen. — Orte, wo man die Barimo verehrt. — Der Götterstab. — Zweiter Besuch der Wasserfälle. — Inselgarten. — Eine Insel als Waarenniederlage. — Eingeborene Wahrsager. — Ein europäischer Wahrsager. — Raubzug der Makololo. — Plünderer sollen bestraft werden. — Mambari. — Die Makololo wünschen den Sclavenhandel der Mambari zu unterdrücken. — Wir trennen uns von Sekeletu. — Reise bei Nacht. — Lekone-Fluß. — Ehemalige Süßwasserseen. — Bildung des Ngami-Sees. — Traditionen der Eingeborenen. — Austrocknung des großen Thales. — Berichte der Eingeborenen über das Land im Norden. — Karten. — Moyara's Dorf. — Rohe Sitten der Balonda's. — Eine Kette von Handelsstationen. — Mittel gegen die Tsetse. — Der Freudenquell. — Erste Spur des Handels mit Europäern. — Ausbrechen der Vorderzähne. — Lächerliche Erklärung. — Sinken der Batoka. — Beschreibung der Reisegesellschaft. — Geologische Bildung. — Ruinen einer großen Stadt. — Aehnliche Landesprodukte wie in Angola. — Reichthum an Obst.

Am 3. November sagten wir unsern Freunden in Linyanti Lebewohl, von Sekeletu und etwa zweihundert Mann begleitet. Wir wurden alle auf seine Kosten unterhalten, und er nahm deshalb Vieh an jeder Station, an welche wir kamen. Die Vornehmsten der Makololo, Lebeole, Ntlarie, Nkwatlele u. A. waren auch dabei. Wir kamen bei Nacht durch das Tsetsegebiet zwischen Linyanti und Seschele. Der größere Theil der Gesellschaft

reiste am Tage, um unser Nachtlager zurecht zu machen. Sekeletu und ich mit ungefähr vierzig Mann warteten an der Grenze des Tsetsegebiets, bis es dunkel wurde. Dann reisten wir weiter, und um zehn Uhr wurde es so pechfinster, daß Pferde und Menschen vollständig blind waren. Der Blitz fuhr über den Himmel hin, in acht bis zehn Armen auf einmal, so daß er gleichsam einen Baum bildete. Diese Blitze und heftiges Wetterleuchten ließen uns auf Augenblicke die ganze Gegend überschauen. In der Zeit von Blitz zu Blitz war es so dunkel, daß wir uns einen Begriff von Stockblindheit machen konnten. Die Pferde zitterten, wieherten auf, und wandten sich hin und her, als suchten sie einander, und bei jedem neuen Blitz sah man, wie die Leute nach verschiedenen Richtungen gingen und an einander anstießen. Der Donner war so fürchterlich laut, wie man ihn nur in den Tropen hört, und wie mir Freunde aus Indien versicherten, donnert es in Afrika viel lauter, als irgendwo sonst. Hierauf kam ein Regenguß, der unsere Verwirrung noch größer machte. Nach der außerordentlichen Tageshitze froren wir bald recht heftig, und gingen auf ein Feuer los, das wir in der Ferne sahen. Dieses hatten Leute angezündet, die gleichfalls auf dem Marsche waren; denn dieser Weg ist selten frei von Fremden, die von und nach der Hauptstadt reisen. Da meine Kleider bereits voraus waren, lag ich auf dem kalten Erdboden und erwartete eine elende Nacht, aber Sekeletu deckte mich freundlich mit seiner eigenen Decke zu und blieb selbst ungeschützt liegen. Diese wahre Güte rührte mich außerordentlich. Wenn solche Menschen beim Umsichgreifen der Civilisation zu Grunde gehen müssen, wie gewisse Thierracen unter anderen Verhältnissen, so ist das zu beklagen. Gott gebe, daß, ehe diese Zeit kommt, sie das Evangelium erhalten, welches für die Seelen im Tode ein Trost ist!

In Seschеke versah mich Sekeletu mit zwölf Ochsen (drei darunter waren Reitochsen), mit Hacken und Perlen, um einen Kahn dafür zu kaufen, wenn wir jenseit der Fälle an den Leeambye kämen. Er gab uns auch reichlich gute frische Butter und Honig, und that überhaupt Alles, was in seiner Macht stand, um mich bequem für die Reise einzurichten. Ich war ganz und gar von seinem Edelmuthe abhängig, denn die Waaren, welche ich ursprünglich vom Kap mitgenommen, waren alle auf der Reise von Linyanti nach der Westküste verbraucht worden. Ich nahm

damals siebzig Pfund von meinem Gehalte, bezahlte meine Leute damit und kaufte Waaren für die Rückreise nach Linyanti. Da diese jetzt aber verbraucht waren, statteten mich die Makololo wieder aus und sandten mich nach der Ostküste. So war ich also von ihrer und anderer Afrikaner Güte in Bezug auf meine Reisen von Linyanti nach Loanda, und von Linyanti nach der Ostküste abhängig, und ich bin ihnen sehr dankbar dafür. Geld würde werthlos gewesen sein, denn Gold und Silber sind hier ganz unbekannt. Hier vereinigte sich Moriantsane, Sekeletu's Onkel und Vorsteher von Sescheke, mit uns, und als wir am 13. November Kähne bestiegen, fuhren die Einen stromabwärts nach der Mündung des Tschobe, während die Anderen das Vieh längs des Ufers hintrieben. Wir blieben eine Nacht in Mparia, der Insel vor der Mündung des Tschobe; sie besteht aus Trapp, der Quarzkrystalle mit einem Ueberzug von grünem Kupfererz enthält. Als wir am nächsten Tage unsere Reise stromabwärts fortsetzen wollten, wurden wir einige Stunden durch einen heftigen Ostwind aufgehalten, der so hohe Wogen aufregte, daß wir die Kähne in Gefahr glaubten. Der Fluß ist hier sehr breit und tief; es liegen hier zwei bedeutende Inseln in ihm, welche von jedem Ufer aus mit dem entgegengesetzten verbunden zu sein scheinen. Während wir warteten, daß der Wind sich lege, erzählten mir meine Freunde von diesen Inseln, und priesen die Weisheit Sebituane's, der die Batoka hinterging, welche früher wandernde Stämme an sich lockten und sie umkommen ließen; Sebituane zwang nämlich die Häuptlinge, an seiner Seite zu bleiben, bis all' sein Vieh und seine Leute übergesetzt waren. Die Barotse glauben, daß an gewissen Stellen des Flusses ein schreckliches Ungeheuer verborgen liege, welches einen Kahn erfaßt und trotz der äußersten Anstrengungen der Ruderer ihn fest und regungslos hält. Nahe bei Nmaeta weigerten sie sich eine Stelle zu passiren, weil sie glaubten, sie sei behext, und gingen an einem Nebenarme statt am Hauptstrome hin. Sie glauben, daß einige von ihnen ein Gebet verstehen, welches das Ungeheuer verbannt. Es ist interessant, daß man in Herzen Afrika's Mährchen findet, welche denen der nördlicher wohnenden Völker ähnlich sind. Sollten es die Reste von Traditionen über Thiere sein, die nicht mehr existiren? Die Fossilien, welche sich in dem Kalktuff dieser Gegend finden, werden hoffentlich über die ehemalige Fauna Aufschluß geben.

Nachdem wir zehn Meilen stromabwärts gefahren, kamen wir zu der Insel Nampene, am Anfange der Stromschnellen, wo wir die Kähne verlassen und längs dem Ufer zu Fuß weiter gehen mußten. Am nächsten Abend schliefen wir der Insel Tschondo gegenüber, überschritten dann den Lekone oder Lekwine, und waren zeitig am nächsten Morgen auf der Insel Sekote's, Kalai genannt. Dieser Sekote war der letzte der Batoka-Häuptlinge, welche Sebituane ausrottete. Die Insel ist von einem felsigen Ufer und tiefen Kanälen umgeben, durch welche der Fluß mit großer Kraft hindurchströmt. Sekote, der sich auf seiner Insel sicher glaubte, wagte es, die Matebele, die Feinde Sebituane's, überzusetzen. Nachdem sie sich zurückgezogen, machte Sebituane einen jener Eilmärsche, die er immer bei jeder Unternehmung ausführte. Er kam von Naliele her den Leeambye herab, indem er am Tage am Ufer und während der Nacht in der Mitte des Stroms hinsegelte, um die Flußpferde zu vermeiden. Als er Kalai erreichte, benutzte Sekote die größeren Kähne, die sie in den Stromschnellen verwenden, und floh während der Nacht nach dem entgegengesetzten Ufer. Die meisten seiner Leute wurden erschlagen oder gefangen genommen, und seitdem hat die Insel immer den Makololo gehört. Sie ist für eine bedeutende Stadt groß genug. Auf der Nordseite fand ich die Kotla des älteren Sekote, welche mit zahlreichen Menschenschädeln auf Stangen umgeben ist; daneben lagen eine große Menge Hirnschalen von Flußpferden, deren Zähne nur die Zeit berührt hatte. In geringer Entfernung unter einigen Bäumen sahen wir Sekote's Grab, das mit siebzig großen Elephantenzähnen geschmückt war, welche mit den Spitzen nach innen gestellt waren; andere dreißig standen auf den Gräbern seiner Verwandten. Sie zerfielen sämmtlich in Folge von Sonne und Wetter; nur wenige, die im Schatten gelegen, waren noch ziemlich gut erhalten. Ich hätte mir gern einen solchen Flußpferdzahn mitgenommen, da es die größten waren, die ich je gesehen; aber ich fürchtete, die Leute möchten mich als einen Grabesschänder ansehen, wenn ich es thäte, und in irgend einem ungünstigen Ereigniß in der Folge eine Strafe für das Sacrileg erkennen. Die Batoka glauben, daß Sekote hier einen Topf mit Medicin vergraben hat, der, wenn man ihn öffnete, eine Epidemie im Lande erzeugen würde. Diese Tyrannen benutzten die Furcht ihrer Völker zu allem Möglichen.

Da dies die Stelle war, wo wir uns nach Nordosten wenden wollten, beschloß ich am folgenden Tage die Victoria-Fälle zu besuchen, die von den Eingeborenen Mosioatunya, oder früher Schongwe genannt wurden. Von diesen Fällen hatten wir oft gehört, seit wir in das Land gekommen, und Sebituane richtete wirklich die Frage an uns: „Habt ihr Rauch in eurem Lande, welcher tost?" Sie gingen nicht nahe genug, um sie zu untersuchen; sie blickten sie nur mit Staunen aus der Ferne an und sagten in Bezug auf den Rauch und den Lärm: „Mosi oa tunya" (d. h. hier tost Rauch). Früher hieß der Ort Schongwe; die Bedeutung dieses Namens kenne ich nicht. Das Wort, welches Topf bedeutet, klingt ähnlich, und vielleicht soll es heißen: siedender Kessel; aber ich weiß es nicht mit Bestimmtheit. In der Ueberzeugung, daß Oswell und ich die einzigen Europäer waren, welche je den Zambesi im Centrum des Landes besuchten, und daß diese Stelle das Bindeglied zwischen dem bekannten und unbekannten Theil des Flusses ist, nahm ich mir dieselbe Freiheit wie die Makololo, und gab dem Wasserfall einen englischen Namen; es ist der einzige Fall, in dem ich in diesem Theile des Landes einen Ort benannte. Es giebt keinen bessern Beweis dafür, daß dieser Fluß früher unbekannt war, als daß ein Herr, der nie gereist, der aber einen großen Theil seines Lebens mit dem Studium der Geographie Afrika's zugebracht und alles kannte, was von Ptolemäus an über diese Gegend geschrieben war, wirklich, während ich auf dem rothen Meere fuhr, im Athenäum behauptete, dieser prächtige Fluß, der Leeambye, „stehe mit den Zambesi nicht in Verbindung, sondern fließe unter der Kalahari-Wüste hin und verschwinde;" ferner „der Zambesi entspringe, wie alle alten Karten zeigen, auf eben den Hügeln, zu denen wir jetzt gekommen sind." Diese bescheidene Behauptung ist ungefähr so, wie wenn ein Eingeborener von Timbuktu erklärte, die Themse und der Pool seien verschiedene Flüsse, während er weder den einen noch den andern gesehen. Leeambye und Zambesi haben aber ganz dieselbe Bedeutung, nämlich Fluß.

Sekeletu wollte mich begleiten; da aber nur ein Kahn anstatt zwei gekommen waren, so verzichtete er darauf. Nach zwanzig Minuten Fahrt von Kalai aus sahen wir zum ersten Male die Rauchsäulen, die sich in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen erhoben, gerade wie wenn große Strecken Gras in Afrika

angebrannt werden. Es stiegen fünf Säulen auf, deren Spitzen sich mit den Wolken zu vermischen schienen. Unten waren sie weiß, höher aber wurden sie dunkel, so daß sie fast wie Rauch aussahen. Die ganze Scene war außerordentlich schön; die Ufer und die auf dem Fluß verstreuten Inseln sind mit Waldbäumen der verschiedensten Farben und Gestalt geschmückt. Während unseres Besuchs blühten mehrere Bäume. Jeder Baum hat seine eigene Physiognomie. Hier steht über alle erhaben der große starke Baobab, von dessen Armen jeder einzelne den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnte, neben Gruppen schlanker Palmen, welche mit ihren federartigen Zweigen, die sich am Himmel abspiegeln, viel zur Verschönerung der Scene beitragen. Wie mit Hieroglyphenschrift rufen sie dem Beschauer fast immer die Worte zu: weit von der Heimath, denn sie geben jedem Gemälde, jeder Landschaft ein fremdländisches Aussehen. Der silberfarbige Mohonono, der in den Tropen die Ceder des Libanon vertritt, bildet einen angenehmen Contrast zu dem dunkelfarbigen Motsouri, der wie eine Cypresse gestaltet und jetzt mit schönen scharlachrothen Früchten bedeckt ist. Manche Bäume sind auch großen Eichen ähnlich, andere unseren Ulmen und Kastanienbäumen; aber Niemand kann sich nach dem Schönsten, was er anderwärts gesehen, den schönen Anblick vergegenwärtigen. Noch kein Europäer vor mir ist hierher gekommen; aber so liebliche Scenen müssen selbst von den Engeln auf ihrer Flucht angestaunt worden sein. Das einzige, was man vermißt, ist ein Hintergrund mit Bergen. Die Fälle sind auf drei Seiten von drei- bis vierhundert Fuß hohen Bergketten eingeschlossen, die mit Waldbäumen bedeckt sind, zwischen denen der rothe Erdboden durchschimmert. Etwa eine halbe Meile von den Fällen ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hierher gekommen war, und bestieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren, und in der Mitte des Stromes fahrend, zwischen hervorstehenden Felsen hindurch, mich an eine Insel brachten, die hart am Rande des Abgrunds lag, über welchen das Wasser hinunterstürzte. Hier war Gefahr von der Strömung zu beiden Seiten der Insel mit fortgerissen zu werden; aber der Fluß war jetzt niedrig, und wir fuhren an eine Stelle, wo es, wenn das Wasser hoch ging, ganz unmöglich war zu fahren. Aber obwohl wir die Insel erreicht hatten und nur wenige Ellen von der

Stelle entfernt waren, von wo aus ein Blick das ganze Räthsel lösen sollte, so glaube ich doch, daß Niemand sehen kann, wohin die Wassermasse geht; sie schien sich in der Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in der sie verschwand, nur achtzig Fuß entfernt war. Wenigstens konnte ich mir es nicht erklären, bis ich voll Scheu bis an den äußersten Rand kroch und in einen großen Spalt schaute, der von einem Ufer des Zambesi bis zum andern reichte; da sah ich, daß der Strom etwa tausend Ellen breit war, hundert Fuß tief hinunterstürzte, und dann plötzlich in einem Raume von funfzehn bis zwanzig Ellen eingeengt wurde. Die Fälle sind nichts weiter, als ein Riß in den harten Basaltfelsen vom rechten nach dem linken Ufer des Zambesi, der sich am linken Ufer noch etwa dreißig bis vierzig Meilen weit fortsetzt. Wenn man sich die Themse unmittelbar unterhalb des Tunnels bis nach Gravesend mit niedrigen baumbedeckten Hügeln angefüllt dächte, statt des Schlammes ein von schwarzen Basaltfelsen umgebenes Bett, und einen Spalt von dem einen Ende des Tunnels nach dem andern, durch die Schlußsteine des Bogens hindurch, und vom linken Ende des Tunnels noch dreißig Meilen durch Hügel fortgesetzt, ferner vom Flußbette aus einen hundert Fuß weit hinuntergehenden Weg, die Ränder des Spaltes achtzig bis hundert Fuß von einander entfernt, sodann die Themse, die in diesen Abgrund hinunterstürzt, dann ihre Richtung ändern und vom rechten nach dem linken Ufer zu fließen müßte, und endlich wallend und tosend durch die Hügel weiter flösse, — so hätte man eine ungefähre Idee von dem wundervollsten Anblick, den ich je in Afrika gehabt habe. Wenn man rechts von der Insel in den Spalt hinunterblickt, sieht man nichts als eine dichte weiße Wolke, auf welcher sich, als wir dort waren, zwei glänzende Regenbogen zeigten. Aus dieser Wolke erhob sich eine große Dunstsäule zwei- bis dreihundert Fuß hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunklem Rauch annahm und in einem dichten Regen herunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Regen fällt namentlich auf der entgegengesetzten Seite des Spaltes, und wenige Ellen vom Rande steht eine Gruppe immergrüner Bäume, deren Blätter stets naß sind. Von ihren Wurzeln rieseln eine Unzahl kleiner Bäche in den Abgrund zurück; aber während sie an der steilen Wand herabrinnen, leckt sie die aufsteigende Dunstsäule rein vom Felsen weg,

und sie steigen wieder empor. Sie fließen beständig hinunter, aber erreichen nie den Boden.

Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ein Felsstück liegt links von der Insel und ragt aus dem Wasser unten hervor; von da fällt das Wasser wohl immer noch ungefähr hundert Fuß. Die Wände des riesigen Spaltes sind senkrecht und bestehen aus einer Felsmasse ein und derselben Art. Der Rand an der Seite, über welche das Wasser hinunterstürzt, ist zwei bis drei Fuß ausgewaschen, und Felsstücke sind hinunter gefallen, so daß der Rand wie eine Säge aussieht. Die gegenüberliegende Seite ist ganz gerade, die linke Ecke ausgenommen, wo sich ein Riß zeigt und ein Stück herunter zu fallen droht. Das Ganze ist noch ungefähr in demselben Zustande wie zur Zeit seiner Bildung. Der Fels ist dunkelbraun, nur etwa zehn Fuß vom Boden nicht, bis wohin jährlich das Wasser steigt. Links von der Insel kann man gut sehen, wie die Wassermasse, welche eine der Dunstsäulen entsendet, ganz hell aus dem Felsen hervorsprudelt und in einem dicken ununterbrochenen Strahl, schneeweißer Wolle ähnlich, bis auf den Boden hinunter läuft. Als er so zu sagen in Stücke sprang, die alle derselben Richtung folgten, gingen von jedem Schaumstrahlen aus, wie Stahl in Sauerstoff geglüht Funken sprüht. Die schneeweiße Fläche sah wie Myriaden kleiner Kometen aus, die sich nach derselben Richtung bewegten, und von denen jeder Schaumstrahlen hinter sich zurückließ. Ich habe über diese Erscheinung nirgends etwas gelesen. Es scheint die Wirkung des Wassers zu sein, das in einer Masse klar aus dem Felsen quillt und nur allmälig sich in einzelne Arme theilt.

Ich sagte oben, daß wir fünf Dunstsäulen aus dem geheimnißvollen Abgrunde aufsteigen sahen. Sie werden offenbar durch das Aufschlagen des herabstürzenden Wassers in den nicht nachgebenden spaltförmigen Raum gebildet. Von den fünf Säulen waren zwei zur Rechten und eine zur Linken der Insel die größten. Es war jetzt niedriger Wasserstand im Leeambye, aber soweit ich es beurtheilen konnte, war es ein fünf- bis sechshundert Ellen breiter, am Rande des Abgrunds wenigstens drei Fuß tiefer Strom. Ich schreibe in der Hoffnung, daß Andere, welche besser als ich Entfernungen zu bemessen verstehen, den Ort besuchen, und theile

nur den Eindruck mit, den die Scene damals auf mich machte. Ich dachte, und denke es noch, der Fluß oberhalb des Falls war tausend Ellen breit; aber ich kann die Entfernungen auf dem Wasser nicht gut beurtheilen. Eine Strecke in Loanda, die ich auf vierhundert Ellen angab, war, wie mir ein auf der See erfahrener Freund mittheilte, neunhundert Ellen. Ich versuchte es, den Leeambye in Ermangelung von etwas Besserem mit einem starken Bindfaden zu messen, aber als die Leute zwei- bis dreihundert Ellen weit waren, kamen sie so eifrig in's Gespräch, daß sie es nicht hörten, als wir ihnen zuriefen, der Faden habe sich verwickelt. Da sie immer weiter fuhren, riß er, und ging im Strome verloren. Vergeblich suchte ich mich zu erinnern, wie man mit dem Sextanten einen Fluß mißt. Daß ich es einstmals wußte und daß es keine Mühe machte, war das einzige, was mir einfiel, und ich ärgerte mich nur um so mehr. Doch maß ich den Fluß weiter unten an einer anderen Stelle, und später fand ich, daß die Portugiesen ihn bei Tete gemessen hatten; dort war er über tausend Ellen breit. Bei den Wasserfällen ist er eben so breit wie bei Tete, vielleicht noch breiter. Wer nach mir den Ort besucht, wird gewiß nicht sagen, daß ich übertrieben habe. Was die Abbildung betrifft (siehe das Titelkupfer des ersten Bandes), so muß man nicht vergessen, daß sie nach einer rohen Skizze von der Insel aus gesehen gemacht ist. Sie ist im allgemeinen gelungen, nur hat der Künstler mehr von der Tiefe des Spaltes gezeigt, als sichtbar ist, wenn man nicht ganz nahe an den Rand herantritt. Die Säule links und die entfernteste sind die kleinsten; sie sollten sämmtlich etwas spitzer zulaufen.

Der Spalt soll nach den Angaben der Makololo nach Osten hin tiefer sein; an einer Stelle fallen die Wände schräg ab, so daß, wer daran gewöhnt ist, hinabrutschen kann. Die Makololo sahen, als sie einige flüchtige Batoka verfolgten, wie diese, da sie nicht im Stande waren, am Rande ihre eilige Flucht zu hemmen, buchstäblich in Stücken unten ankamen. Sie sagten, der Strom hätte am Boden wie ein „weißes Seil" ausgesehen und wäre so tief (vielleicht 300 Fuß) unten hingeflossen, daß sie schwindelig wurden und gern wieder fortgingen.

Obwohl die Felswand, über welche der Fluß fällt, nur drei Fuß weit ausgewaschen ist, und die entgegengesetzte Wand, so weit sie sichtbar ist, am Fuße nicht ausgewaschen zu sein scheint, so ist

es doch wahrscheinlich, daß da, wo der Fluß jenseit der Fälle weiter fließt, die Wände des Spaltes Platz gemacht haben und die nicht sichtbaren Theile breiter sind, als jenes „weiße Seil". Vielleicht hat der Spalt auch Verzweigungen, durch welche ein Theil des Stromes abläuft; aber ich konnte dies nicht untersuchen.

Wenn wir Werth darauf legen, daß der Rand des harten Basaltfelsen so wenig ausgewaschen ist, so kann die Periode, in welcher der Fels sich spaltete, nicht sehr weit zurückliegen. Ich bedauerte, daß mir die Mittel fehlten, die Breite des Felsens zu messen, damit man künftig hätte bestimmen können, ob sie zunehme oder nicht. Es schien als könnte ein Palmbaum von der Insel aus quer darüber gelegt werden. Nimmt die Breite zu, was auf einen großen natürlichen Abfluß hindeutete, so könnte man hoffen, daß Afrika eines Tags ein gesunder Continent würde. Wenigstens hat es sich in einer verhältnißmäßig jungen Periode rücksichtlich seiner Seen ungemein verändert.

An drei Stellen nahe an diesen Wasserfällen, darunter auch auf der Insel in der Mitte des Stroms, auf welcher wir uns befanden, richteten drei Batoka-Häuptlinge Gebete und Opfer an die Barimo. Sie beteten mitten im Tosen des Wasserfalls, im Angesicht des glänzenden Regenbogens in den Wolken. Sie müssen mit Ehrfurcht auf die Scene blicken. Furcht mag sie zur Wahl dieses Ortes bestimmt haben. Der Fluß selbst ist geheimnißvoll für sie. Die Schiffer singen: „Leeambye, Niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht." Das Farbenspiel des doppelten Regenbogens in den Wolken, das sie sonst nur am Himmel bemerkten, mag sie auf den Gedanken gebracht haben, daß dies die Wohnung der Gottheit sei. Einige Makololo, die mit mir nach Gonye kamen, betrachteten diese Erscheinung mit gleicher Ehrfurcht. Den Regenbogen am Himmel nennen sie motse oa barimo, d. h. Götterstab. Hier konnten sie nahe an das Sinnbild herantreten und es ruhig über dem lärmenden Aufruhr unten stehen sehen — ein Bild Dessen, der als der Höchste thront, allein unveränderlich und doch Herr alles Veränderlichen. Aber sie wußten nichts von dem wahren Wesen Gottes, sie hatten in ihrem Innern keine Bewunderung für das Schöne und Gute. Sie nahmen sich seine Güte nicht zum Vorbild, denn sie waren eine blutdürstige, gewaltthätige Rotte, und Se-

bituane that etwas Gutes, als er die grausamen „Herren der Insel“ aus ihren Festungen verjagte.

Nachdem ich mich an dem schönen Anblick ergötzt hatte, kehrte ich zu meinen Freunden in Kalai zurück, und als ich Sekeletu sagte, er habe nichts Sehenswertheres in seinem Lande, bekam er auch Lust, am nächsten Tage hinzugehen. Ich begleitete ihn, um auf der Insel Beobachtungen anzustellen, aber der Himmel war ungünstig; daher beziehen sich meine Beobachtungen nur auf Kalai (17° 51′ 54″ südlicher Breite, 25° 41′ östlicher Länge). Sekeletu gestand, er habe Angst, daß er von dem Abgrund verschlungen werden möchte, ehe er noch die Insel erreichte. Seine Begleiter warfen zum Vergnügen Steine hinunter, und wunderten sich, daß sie in Stücke sprangen und selbst verschwanden, ehe sie noch den Boden erreichten.

Ich hatte noch einen anderen Zweck, als ich nach der Insel zurückkehrte. Ich bemerkte, daß sie mit Bäumen bedeckt war, deren Samen wahrscheinlich der Strom aus dem fernen Norden mitgebracht, und von denen ich mehrere noch nirgend gesehen hatte; dann und wann trieb der Wind den Dunst über die Insel, so daß der Boden immer feucht und mit grünem Grase bedeckt war. Ich wählte mir eine Stelle nicht zu nahe am Rande (denn dort nährt der beständige Niederschlag der Feuchtigkeit eine Menge Polypen von pilzähnlicher Gestalt und Fleischconsistenz), sondern etwas weiter zurück und legte einen kleinen Garten an. Ich steckte ungefähr hundert Pfirsich- und Aprikosenkerne und eine Anzahl Samen vom Kaffee. Ich hatte schon früher den Versuch mit Obstbäumen gemacht, aber die Makololo, in deren Pflege ich sie ließ, hatten sie jedesmal verkommen lassen. Ich schloß mit einem Makololo den Handel um einen Zaun ab, und wenn er Wort hält, so habe ich alle Hoffnung, daß Mosioatunya einen vortrefflichen Gärtner abgeben wird. Meine einzige Furcht sind die Flußpferde, deren Fußspuren ich auf der Insel sah. Nachdem ich mit den Vorbereitungen zum Garten fertig war, schnitt ich die Anfangsbuchstaben meines Namens und die Jahreszahl 1855 in den Baum. Dies war das einzige Mal, wo ich einer solchen Eitelkeit nachgab. Der Garten steht vorn an, und wären keine Flußpferde hier, so zweifle ich nicht daran, daß dieser die Veranlassung zu anderen Gärten werden wird. Hierauf fuhren wir nach Kalai zurück.

Auf dieser Rückfahrt sahen wir die Hütte auf der Insel, wo meine Sachen so lange in Sicherheit gelegen hatten. Sie stand unter einer Gruppe Palmbäume und Sekeletu sagte mir, die meisten der Makololo seien so fest davon überzeugt gewesen, daß gefährliche Zaubermittel in den Packeten wären, daß sie dieselben gewiß nicht angerührt haben würden, wenn ich ihnen nicht das Gegentheil gesagt hätte. Einige ihrer Wahrsager hatten so entschieden ihre Behauptungen ausgesprochen, daß die Leute, welche einen Sack aufhoben, glaubten, eine lebendige junge Ziege darin zu fühlen.

Ich sah die Fälle bei niedrigem Wasserstande und die Dunstsäulen in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen. Bei hohem Wasserstande soll man die Säulen zehn Meilen weit sehen, und man hört das Tosen bis über Kalai hinaus, das etwa eben so weit entfernt liegt. Dann kann aber Niemand die Insel im Strome besuchen. Dies darf ein Reisender, der nach mir hinkommt und seine Beschreibung mit der meinigen vergleicht, nicht unberücksichtigt lassen.

Wir hörten von einem Raubzuge, den ein Makololo in der Richtung gemacht hatte, welche wir einschlagen wollten. Das nahm mich nicht Wunder, es ist eben die Politik dieses Landes. Aber der Mann hatte Sekeletu's Namen gemißbraucht und gesagt, er sende ihn, und wenn die Sache sich wirklich so herausstellte, konnte er seiner Strafe entgegen sehen. Da dies das erste Beispiel war, daß man Jemand strafte, weil er geplündert hatte, so erkannte ich darin den Anfang eines besseren Standes der Dinge. Bei den Stämmen, welche an Viehdiebstahl gewöhnt sind, gilt so etwas eben nicht als Diebstahl. Ehe ich die Sprache noch genau kannte, sagte ich zu dem Häuptling: Du hast dem und dem das Vieh gestohlen. Nein, war seine Entgegnung, ich habe es nicht gestohlen, ich habe es nur weggenommen. Das entsprechende Wort hieß gapa.

Wir erfuhren hier auch noch etwas Anderes. Es waren einige Mambari bis hierher gekommen und hatten die Batoka verleitet, einen großen Zahn, der Sekeletu gehörte, für einige Stücke Zeug zu verkaufen. Sie waren zu den Batoka gegangen, denen es an Hacken fehlt, und nachdem sie von den Leuten bei Sescheke einige gekauft hatten, verleiteten sie die anderen, welche

weiter östlich wohnten, Elfenbein und Kinder zu verkaufen. Sie wollten die Kinder nicht für Kleider oder Perlen hergeben, aber der Ackerbau mit hölzernen Geräthschaften ist so beschwerlich, daß sie sich durch den Anblick von Hacken dazu bewegen ließen. Die Makololo gaben ihnen den Rath, sie möchten die Mambari, wenn sie wiederkämen, damit auf den Kopf schlagen; aber als ich ihnen vorschlug, sie sollten selbst Hacken hersenden und so das Elfenbein sich zusichern, so waren alle damit einverstanden, und Pitsane und Mohorisi sprachen viel über den Werth des Elfenbeins, ihre Absicht nach Loanda zu gehen und es dort zu verkaufen, und den Widerwillen, den die Mambari, welche wir in Angola trafen, zeigten, als sie sahen, daß sie den Versuch machten, ihren Markt zu besuchen. Wenn nicht irgend ein Hinderniß eintritt, so glaube ich, daß hier die beste Aussicht auf Abschaffung des Sklavenhandels vorhanden ist; Pitsane und Mohorisi haben sich bereit erklärt, wenn Sekeletu den Befehl dazu gäbe, wieder nach Loanda zu gehen. Es war dies um so bemerkenswerther, als beide Lebensmittel genug und gute Zeit in ihrer Heimath haben.

20. November. — Nachdem mich Sekeletu mit seinen Leuten bis hierher begleitet und mir noch 114 Mann gegeben hatte welche das Elfenbein bis an die Küste tragen sollten, sagten wir den Makololo Lebewohl und reisten nordwärts nach dem Lekone. Das Land ringsum ist sehr schön und war einst dicht von Batoka bevölkert, welche bedeutende Rinderheerden besaßen. Als Sebituane in früheren Zeiten mit seiner kleinen, aber kriegerischen Schaar, Makololo hierher kam, fand ein allgemeiner Aufstand der Batoka im ganzen Lande statt, um ihn „aufzufressen"; aber sein gewöhnlicher Erfolg verließ ihn nicht, und nachdem die Makololo sie vertrieben hatten, gewannen sie so viel Rinder, daß sie die Schaf- und Ziegenheerden ganz unberücksichtigt lassen mußten. Die Tsetse ist von Büffeln in einige Distrikte gebracht worden, wo es früher viel Rinder gab. Dies nöthigte uns, die ersten zwei Stationen zur Nachtzeit zu reisen. Wir konnten zwar bei dem düstern Mondschein die Natur des Landes nicht genau erkennen; doch schien der Weg längs des hohen Ufers der Vertiefung hinzugehen, welcher früher das Bett des Zambesi war, ehe der Spalt entstanden. Jetzt fließt der Lekone in entgegengesetzter Richtung hindurch.

Der Lekone und der Unguesi fließen beide nach dem Centrum

des Landes zurück, in entgegengesetzter Richtung zum Hauptstrome. Wir kamen immer höher, je weiter wir nach Osten zogen. Das Niveau des unteren Theils des Lekone ist ungefähr 200 Fuß über dem des Zambesi bei den Victoriafällen und folglich weit höher als Linyanti; mithin war, als der Fluß in seinem ehemaligen Bette statt durch den Spalt ging, das ganze Land zwischen diesem und dem Bergrücken westlich von Libebe, südlich vom Ngami-See und dem Zouga, und östlich von Ntschokotsa, ein einziger großer Süßwassersee. Man sieht dies noch deutlich innerhalb der angegebenen Längen und des 17° und 21° südlicher Breite. Der ganze Raum ist mit einer Tuffschicht gepflastert, mehr oder weniger weich, je nachdem er mit Erde bedeckt oder dem Einfluß der atmosphärischen Luft ausgesetzt ist. Wo Ameisenfresser tiefe Löcher in diesen alten Meeresboden machen, werden Süßwasserconchylien ausgeworfen, die mit denen identisch sind, welche sich noch jetzt im Ngami-See und im Zambesi finden. Das Barotse-Thal war ein anderer See ähnlicher Art, ein dritter war jenseit Masiko, ein vierter in der Nähe des Orange-Flusses. Alle diese Seen flossen durch Risse und Spalten ab, welche in den Seitengebirgen entstanden, als das Land sich hob; der Spalt bei den Victoria-Fällen ließ das Wasser aus diesem großen Thale abfließen und ließ nur ein kleines Wasserbassin in dem Theile zurück, welcher wahrscheinlich am tiefsten lag, den jetzigen Ngami-See. Die Gonye-Fälle ließen das Wasser aus dem Barotse-Thal abfließen, und ähnlich die übrigen Seen in weit zurückliegenden Zeiten. Auch der Congo nimmt seinen Weg nach dem Meere durch einen engen Spalt, ebenso im Westen der Orange-Fluß, während andere Spalte in der östlichen Bergkette, wie die Victoria-Fälle und die Fälle östlich von Tanganyenka, die Wässer aus dem Centrum nach Osten fließen ließen. Alle bis jetzt entdeckten afrikanischen Seen sind seicht, weil sie nur die Residuen weit größerer Wassermassen sind. Es ist wohl kein Zweifel, daß dieser Continent in früherer Zeit weit mehr mit Wasser versehen war als jetzt, aber Jahrhunderte hindurch hat jener natürliche Abfluß stattgefunden. Es sind früher Risse entstanden, wahrscheinlich durch die Erhebung des Landes; Beweis dafür sind die Conchylien im Mergeltuff längs der Ostküste. Ob dieser Austrocknungsproceß durch den ganzen Continent hindurch eben so schnell vor sich geht, wie ich 1843 in einem Briefe an den verstorbenen Buckland in Bezug

auf das Betschuanaland behauptete, kann ich nicht sagen; aber wenn sich auch eine Tradition davon erhalten hat, daß das Wasser durch die niedrigen Hügel südlich von den Barotse durchgebrochen ist, so weiß man doch nichts von einer durch Erdbeben veranlaßten plötzlichen Erhebung. Die Bildung des Spaltes von Mosioatunya fällt vielleicht in noch frühere Zeit; aber obwohl manches merkwürdige Ereigniß oft in den Namen der Eingeborenen überliefert ist und sich auch eine Tradition findet, welche Aehnlichkeit hat mit der Geschichte von Salomo und den Götzendienern, so ist doch im ganzen Lande kein Name da, der auf Erdbeben oder Erderschütterung hindeutete. Sie haben auch eine Tradition, die man mit dem Thurmbau zu Babel vergleichen kann, aber die kühnen Erbauer büßen dafür mit dem Tode. Sie sagen ferner, daß sie mit den Thieren aus der Höhle Loey (Noe? Noah?) gekommen sind, welche sie alle nach Nordnordosten verlegen. Loey macht übrigens auch eine Ausnahme in ihrer Sprache, indem sie es als Masculinum statt als Neutrum gebrauchen.

Wenn wir einen Blick auf das große Thal zurückwerfen, so weist die Gestalt, welche die Flüsse angenommen haben, auf einen See hin, der allmälig abfloß; denn sie haben sich Betten gegraben, etwa wie wenn man in dem weichen Schlamm eines seichten Tümpels Regenwasser einen Abzugsgraben anbringt. Man wird dies nicht so leicht glaublich finden, wenn man erst in das Land kommt; aber bei näherer Bekanntschaft mit dem Flußsystem wird man mir beistimmen. Bei keinem der Flüsse im Thale des Leeambye fällt das Land nach den Flüssen zu ab. Viele Partieen sind ganz wie die Themse bei der Dogsinsel, nur der Leeambye hat zwanzig bis dreißig Fuß zu steigen, ehe er die Wiesen überschwemmen kann. Jeder Fluß hat ein Bett für den niedrigen Wasserstand, einen bloßen, in dem Kalktuff, der den Kanal des ehemaligen Sees bekleidete, scharf abgegrenzt ausgehauenen Graben; und ein Bett für die Ueberfluthung. Wenn die letzteren Betten gefüllt sind, so sieht man eine lange Kette von Seen. Wenn der Clyde das Uferland oberhalb Bothwell Bridge überfluthet und dann wieder in sein Bett zurückgeht, so ist dies sehr vergleichbar mit dem Flusse, von welchem wir hier sprechen, nur ist hier kein Hochland, das nach dem Ueberfluthungsbett hin abfällt, denn der größere Theil der Gegend erhebt sich nicht mehr als funfzig Fuß über das Niveau des Flusses. Selbst die felsigen

Ufer des Leeambye unterhalb Gonye und die das Berotse-Thal umgebende Bergkette erheben sich nicht mehr als zwei- bis dreihundert Fuß über das allgemeine Niveau. Viele Flüsse sind voller Krümmungen, namentlich der Tschobe und der Simah, und wenn wir dem Zeugniß der Eingeborenen glauben dürfen, so bilden viele Flüsse des afrikanischen Centralthals Anastomosen oder ein Netzwerk. So z. B. versicherten sie, daß, wenn sie den Simah in einem Kahne hinaufgingen, sie in den Tschobe gelangen und diesen hinab in den Leeambye fahren können, oder sie können den Kama hinauffahren und auf dem Simah zurückkommen. Eben so bei dem Kafue. Er soll auf diese Weise im Norden mit dem Leeambye zusammenhängen und den Loangwa abgeben; die Makololo führen auf Kähnen von dem einen in den anderen. Und obwohl das Flechtwerk nicht ganz so ausgedehnt sein mag, als die Eingeborenen glauben, so ist doch das Land so eben und die Flüsse sind so gewunden, daß mir der Schluß nicht unwahrscheinlich ist, daß hier ein Netzwerk von Gewässern von sehr eigenthümlicher Natur existirt. Ich setze deswegen einiges Vertrauen in die Berichte der Eingeborenen, weil ich fand, daß die von ihnen auf mein Verlangen gezeichnete Karte rücksichtlich des Laufes des Leeambye sehr genau war, so daß ich bei meiner späteren Befahrung dieses Flusses nur geringe Aenderungen zu machen fand. Auf der diesem Buche beigegebenen größeren Karte gebe ich auch ihre Ansichten von den übrigen Flüssen, in der Hoffnung, daß sie Reisenden, welche die Untersuchung weiter fortsetzen wollen, von Nutzen sein werden.

24. November. — Wir blieben einen Tag in dem Dorfe Moyara's. Hier wendet sich das Thal, in welchem der Lekone fließt, nach Osten, während wir eine mehr nordöstliche Richtung annahmen. Das Land ist felsig und uneben, der Boden rother Sand, mit schönen grünen Bäumen, welche wilde Früchte in Menge tragen. Der Vater Moyara's war ein mächtiger Häuptling, sein Sohn aber sitzt jetzt unter den Ruinen seiner Stadt mit vier bis fünf Weibern und sehr wenig Volk. Es waren eine Anzahl Stangen mit Menschenschädeln in die Erde gesteckt, deren ich vier und funfzig zählte. Dies waren Matebele, welche Sebituane auf der Insel Loyola nicht erreichen konnten und halb verhungert umkehrten. Moyara's Vater machte sich diese ihre traurige Lage zu Nutze, tödtete sie und steckte ihre Köpfe nach

der Sitte der Batoka auf Stangen. Der alte Mann, der diese That vollführte, ruht jetzt in der Mitte der Hütte seines Sohnes; auf seinem Grabe liegt angefaultes Elfenbein. Man kann nur froh sein, daß die Regierung solcher Bösewichte zu Ende ist. Sie bewohnten diesen ganzen Landstrich, und hinderten wahrscheinlich die Handelsausdehnung der Portugiesen in dieser Richtung. Als ich diese Schädel sah, bemerkte ich zu Moyara, viele von ihnen müßten Knaben angehört haben. Er stimmte mir bei und bezeichnete die einzelnen. Ich frug ihn, warum sein Vater Knaben getödtet habe. „Um seine Bravour zu zeigen," antwortete er. „Ist es Bravour, Knaben zu tödten?" „Ja, sie hatten hier nichts zu thun." Als ich ihm sagte, dies könnte seinen eigenen Tod zur Folge haben, wenn die Matebele wiederkämen, so antwortete er: „wenn ich höre, daß sie kommen, so verstecke ich die Gebeine." Er war stolz auf diese Trophäen der Bravour seines Vaters, und andere Batoka versicherten mir, daß wenige Fremde, die hierher kämen, je wieder zurückkehrten. Wenn sich Jemand bei einem Batoka-Häuptling einschmeicheln wollte, so benachrichtigte er ihn davon, wenn ein Fremder abreisen wollte, und lauerte ihm ein Stück von der Stadt auf; brachte er dann seinen Kopf dem Häuptling mit, so wurde er als Trophäe auf eine Stange gesteckt, da die verschiedenen Häuptlinge mit einanander wetteiferten, wer die größte Zahl Schädel in seinem Dorfe zusammenbrächte.

Wenn, wie man behauptet hat, die Portugiesen jemals eine Kette von Handelsstationen von Caconda bis nach Tete hatten, so müssen sie durch dieses Volk gegangen sein; aber die vollständige Unbekanntschaft damit, daß der Zambesi im Centrum des Landes, von Norden nach Süden fließe, die Unbekanntschaft mit den Victoria-Fällen, welche selbst die Bewunderung der Eingeborenen erwecken, endlich das Fehlen jeder Tradition von einer solchen Kette von Stationen, veranlaßte mich zu glauben, daß sie überhaupt nur auf dem Papiere existirte. In dieser Ueberzeugung bestärkte mich noch mehr, daß, als man vor kurzem den Versuch machte, für die Portugiesen die Ehre zu beanspruchen, den Continent quer durchreist zu haben, man sich nur auf die Reise jener zwei Schwarzen bezog, von denen ich schon oben sprach und die man mit dem Namen Portugiesen beehrte. Wenn eine Kette von Stationen existirte, so würde man noch hundert

ähnlicher Namen vorfinden, und die Liebe zum Tauschhandel ist bei den Centralafrikanern so groß, daß, wenn es hier einen Markt für Elfenbein gab, sein Werth bekannt geworden und selbst das auf den Gräbern der Häuptlinge liegende nicht verschont geblieben sein würde.

Als wir am 25. November Moyara verlassen wollten, brachte er eine Wurzel, welche, zerstoßen und den Ochsen aufgestreut, der Tsetse so unangenehm sein soll, daß sie fortfliegt. Er versprach mir die Pflege zu zeigen, wenn ich ihm einen Ochsen gäbe; aber da wir reisen wollten und nicht Zeit genug hatten, um uns gegen Betrug sicher zu stellen, so verschob ich die Sache bis auf meine Rückkehr. Es ist wahrscheinlich nur ein momentanes Mittel und schützt die Thiere eine einzige Nacht. Moyara ist jetzt ganz von den Makololo abhängig, und meine jetzigen Begleiter zwangen ihn, ihnen einen Zahn zu tragen. Als ich ihn ablöste, ergoß er sich förmlich in Danksagungen, daß er zurückkehren, und bei seinen Schädeln schlafen könne.

Am nächsten Tage kamen wir nach Namilanga, d. h. Quelle der Freude. Es ist eine kleine Quelle unter einem sehr großen Feigenbaum, dessen Schatten das Wasser angenehm kühl macht. Die Temperatur am Tage war im Schatten 104°, und nach Sonnenuntergang 94°, doch war die Luft durchaus nicht drückend. Die Quelle hat ihren Namen davon, daß in früheren Zeiten Raubzüge, welche mit Rindern zurückkehrten, sich hier lagerten, und sich an Boyaloa, Musik und dem Jauchzen der Weiber aus den zunächst gelegenen Ortschaften ergötzten.

Das ganze umliegende Land war früher dicht bevölkert, jetzt ist es einsam und still. Der alte Vorsteher dieses Ortes sagte uns, sein Vater sei einmal nach Bambala gekommen, wo weiße Händler lebten, als er, der Erzähler, noch ein Kind war, und sei zurückgekehrt, als er ein Knabe von etwa zehn Jahren war. Hierauf ging er noch einmal und kehrte zurück, als die Zeit da war, seinem Sohn einen Zahn auszuschlagen. Da dies beim Anfang der Pubertät geschieht, so muß er auf jede der zwei Reisen wenigstens fünf Jahre verwandt haben. Er setzte noch hinzu, viele, die dorthin gezogen, sind nicht wiedergekehrt, weil es ihnen dort besser gefiel als hier. Sie hatten selbst Weiber und Kinder verlassen, und Kinder hatten sich durch den Putz und Schmuck, den man ihnen dort schenkte, so weit verleiten lassen, daß

sie ihre eigenen Eltern verleugneten und andere annahmen. Was sie Bambala nannten, war wahrscheinlich Dambarari, nahe bei Zumbo. Dies war die erste Nachricht von einem Verkehr mit Weißen. Die Barotse und die übrigen Stämme Centralafrika's haben keine solchen Traditionen; auch wissen sie nichts davon, daß in früheren Zeiten ein Händler sie aufgesucht hätte.

Alle Batoka-Stämme haben die merkwürdige Sitte, im Pubertätsalter die Vorderzähne der oberen Zahnreihe auszubrechen. Es geschieht dies bei beiden Geschlechtern, und obwohl die unteren Zähne, da sie von den obern nicht gerieben werden, lang wachsen und etwas ausbiegen, so daß sie die Unterlippe in sehr unschöner Weise nach vorn drängen, so hält sich doch kein junges Mädchen für schön, bevor sie nicht die oberen Schneidezähne ausgebrochen hat. In Folge dessen sehen alle Batoka widerlich und wie alte Leute aus. Ihr Lachen ist abscheulich, und doch hängen sie so fest an dieser Sitte, daß selbst Sebituane nicht im Stande war sie auszurotten. Er erließ Befehle, daß man keinem Kinde, das in seinem Distrikt lebe, die Zähne ausbrechen sollte, Zuwiderhandlungen sollten auf's Härteste bestraft werden; aber trotzdem fehlten den Kindern die Zähne und Niemand wollte Schuld daran sein. Als ich nach dem Ursprung der Sitte forschte, so antworteten die Batoka, sie wollten wie Ochsen aussehen, während Die, welche ihre Zähne behielten, wie Zebra aussähen. Ob das die reine Wahrheit ist oder nicht, ist schwer zu entscheiden; aber es ist beachtenswerth, daß die Scheu vor den Ochsen, die bei vielen Stämmen vorherrschend ist, hier mit dem Hasse der Zebra's zusammentrifft, wie bei den Bakuena, ferner daß diese Operation zu derselben Zeit vorgenommen wird, in welche bei anderen Stämmen die Beschneidung fällt, und daß letztere hier unbekannt ist. Die Sitte ist so allgemein, daß man jeden, der seine Zähne hat, für häßlich hält, und wenn die Batoka einen Spiegel nahmen, so hielten sie ihn ihren Knaben und Mädchen vor, die ihre Zähne noch hatten, und sagten: „Ach die großen Zähne!" Einige Makololo geben eine lächerliche Erklärung der Sitte; sie sagen nämlich, die Frau eines Häuptlings habe sich mit diesem gezankt und ihn in die Hand gebissen; dafür habe er befohlen, ihr die Vorderzähne auszubrechen, und alle Männer des Stammes folgten seinem Beispiele; aber damit ist noch nicht erklärt, warum sie hinterdrein auch ihre eigenen Zähne ausschlugen.

Die Batoka am Zambesi sind im allgemeinen sehr dunkel von Farbe, sehr heruntergekommen und negerähnlich, während die auf dem Hochland wohnenden, in welches wir jetzt hineinreisten, häufig wie Milch und Kaffee aussehen. Es waren eine ziemliche Anzahl Batoka oder Mokwine bei uns, welche Sekeletu geschickt hatte, um sein Elfenbein zu tragen. Daß sie so sehr heruntergekommen waren, hatte seinen Grund wohl in der barbarischen Behandlung von Seiten ihrer Häuptlinge. Sie waren schwerer zu behandeln, als meine übrigen Begleiter, sie waren unverständiger und hatten weniger Ehrgefühl, als die übrigen. Es begleiteten mich zwei Ortsvorsteher, die ich schon oben genannt habe, Sekwebu und Kanyata. Bei den Wasserfällen vereinigte sich noch ein anderer vornehmer Makololo mit uns, Monahin mit Namen, der die Batoka anführte. Es waren auch einige Banajoa dabei, unter Mosisinyane's Befehl, und endlich eine kleine Anzahl Baschubia und Barotse unter Tuba Mokoro, die uns Sekeletu als vortreffliche Schwimmer mitgegeben hatte. Sie hatten ihre Ruder bei sich, und würden, wie die Makololo sagten, bei Nacht über die Flüsse schwimmen und Kähne stehlen, wenn die Einwohner so unverständig sein sollten, uns keine zu leihen. Jede Abtheilung kannte ihren Platz, wenn wir uns lagerten, und da wir uns immer mit dem Rücken nach Osten setzten, woher gewöhnlich der Wind kam, so brachten wir immer sogleich einen Breterverschlag nach dieser Seite hin an. Sie nahmen es der Reihe nach auf sich, Gras für mein Lager zu sammeln, und so schlief ich denn ganz vortrefflich.

26. November. — Da die Ochsen nur bei Nacht weiter konnten, weil wir fürchteten, die Büffel möchten die Tsetse in diesen Bezirk eingeführt haben, ging ich gewöhnlich am Tage zu Fuß weiter, während einige meiner Leute die Ochsen bei Nacht nachbrachten. Als wir an die Dörfer unter Marimba's, eines alten Mannes, Botmäßigkeit kamen, überschritten wir den Unguesi, ein Bächlein, das wie der Lekone rückwärts fließt. Es fällt ebenfalls in den Leeambye, wenig oberhalb der Stromschnellen. Der geschichtete Gneis, welcher die Unterlage eines großen Theils dieses Landstrichs bildet, neigt sich gegen die Mitte des Continents, aber die Schichten sind oft so gehoben, daß sie auf der Kante stehend erscheinen. Augittrapp-Felsen finden sich in verschiedenen Lagen. Die allgemeine Streichungs-

linie ist von Süden und Norden; aber bei den Wasserfällen, wo wir den Gneis zuerst sahen, hat die eruptive Kraft des Basaltes seine Richtung in eine ostwestliche, seine Neigung in eine nördliche verwandelt.

Wir passirten die Ueberreste einer sehr großen Stadt, welche, nach den Ruinen zu urtheilen, lange Zeit bewohnt worden sein muß; die Mühlsteine aus Gneis, Trapp und Quarz waren zwei und einen halben Zoll senkrecht ausgewaschen. Das Elfenbein auf den Gräbern zerfällt bald. Dasjenige auf dem Grabe von Moyara's Vater, welcher etwa erst vor zwölf Jahren starb, war ganz zu Staub geworden, und so war es fast im ganzen Batoka-Lande. Das Land ringsum ist mit schönem Wald bedeckt; aber hier ist Ueberfluß an offenem Weideland; je höher wir kommen, um so kürzer wird das Gras, so daß es mit dem dichtverschlungenen Gras im Barotse-Thal gar nicht zu vergleichen ist.

Es ist bemerkenswerth, daß wir jetzt dieselben Bäume treffen, die wir sahen, als wir nach der Westküste hinunterstiegen. Eine Art Stinkbaum (Sterculia), der in Loanda ganz gewöhnlich ist, und der Baobab blühen hier; und der Baum Moschuba, den wir bei Tala Mungongo sahen, trug jetzt Früchte, die kleinen Aepfeln ähnlich waren. Die Leute brachten sie uns in großer Menge, sie schmecken wie Birnen, haben aber eine harte Schale und vier große Kerne. Der Baum erreicht eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß, und hat harte, glänzende, handgroße Blätter. Im Niederlande findet er sich nicht. Meine Leute lebten viele Tage lang nur von seiner Frucht.

Es hatte nur hie und da geregnet; an manchen Stellen war der Boden ganz trocken, die Blätter hingen verschmachtet herab, doch leiden die Fruchtbäume nicht von der Trockenheit, außer zur Zeit der Blüthe. Die Batoka, welche mich begleiteten, sagten, daß hier nie Jemand verhungere. Wir bekamen Körbe voll Maneko, eine merkwürdige Frucht, mit horniger Schale, sie besteht aus fünf Theilen, welche eine klebrige Masse enthalten und wie Zucker schmecken. Die Kerne sind mit einem gelben seidenartigen Flaum bedeckt; die ganze Frucht hat etwa die Größe einer Wallnuß. Auch fanden sich hier viele Motsouri und Mamoscho. Die Batoka aßen Bohnen, die sie Nju nannten, und welche in einer großen viereckigen Hülse staken; auch das Fleisch zwischen den Kernen der Nux vomica, und Motsintsela verzehrten

sie. Andere Früchte reifen zu andern Zeiten, wie der Motsikiri, ein prächtiger Baum, der Massen von dunkeln immergrünen Blättern trägt und ein Oel erzeugt. Auch in Gärten sahen wir hier Bäume, die Batoka pflanzten sie sogar, was wir außerdem nirgend bei den Eingeborenen fanden. Eine Art Leucodendron ist in großer Menge vorhanden. Wenn wir es an einer Stelle trafen, wo es nicht geregnet hatte, so fanden wir, daß die jüngeren ihre Blätter während der Tageshitze zusammengefaltet und nur die Kante den Sonnenstrahlen aussetzten. Die Acacie und der Mopane (Bauhinia) thun das nämliche, und haben, da sie der Sonne nur eine möglichst kleine Oberfläche bieten, große Aehnlichkeit mit den australischen Eucalypten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Niedrige Hügel. — Schwarze Ameisen, ihr Cannibalismus. — Der „Maurer“ und sein Chloroform. — Weiße Ameisen, ihr Nutzen. — Mutokwane-Rauchen; seine Wirkungen. — Grenzland. — Gesundes Tafelland. — Geologische Bildung. — Cicaden. — Bäume. — Blumen. — Der Fluß Kalomo. — Gesunde Höhenzüge. — Wie man einem verwundeten Büffel hilft. — Büffelvogel. — Rhinocerosvogel. — Die Führer der Heerden. — Der Honigkukuk. — Der weiße Berg. — Der Fluß Mozuma. — Sebituane's alte Heimath. — Feindliches Dorf. — Prophetischer Wahnsinn. — Nahrung des Elephanten. — Ameisenhügel. — Freundlich gesinnte Batoka. — Kleidung verachtet. — Begrüßungsart. — Wilde Früchte. — Ein Gefangener wird befreit. — Sehnsucht nach Frieden. — Pingola's Eroberungen. — Monze's Dorf. — Anblick des Landes. — Besuch des Häuptlings Monze und seiner Frau. — Gesunde Stationen im Centrallande. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Haartracht der Baschukolompo. — Dankbarkeit des Gefangenen, den wir befreit hatten. — Güte und Bemerkungen der Schwester Monze's. — Neigung der Felsen. — Vegetation. — Edelmuth der Einwohner. — Ihr heftiger Wunsch nach Arzneien. — Keichhusten. — Vögel und Regen.

27. November. — Wir sind noch immer bei Marimba. Im umliegenden Lande sind viele Palmen, doch geben sie kein Oel; Oelpalmen finden sich nur an der Küste. Eine Menge Blumen und Knollen kommen jetzt aus der Erde. Der Boden ist rauh und voller Vertiefungen, und obwohl das Land ausgedörrt ist, so sieht man doch viele Bäume mit frischem grünen Laubschmucke zu der Zeit, wo es hätte regnen sollen. Unter andern finden wir den Mola, einen Baum mit dunklem braungrünen Laube, der wie die Eiche sich ausbreitet. In der Entfernung erscheinen niedrige Hügelreihen; die im Norden heißt Kanjele, die im

Osten Kaonka. Nach der letztern wollen wir morgen aufbrechen. Wir haben einen großen Umweg nach Norden gemacht, einmal um die Tsetse zu vermeiden und dann um die Bewohner kennen zu lernen. In Kaonka trafen wir die letzten Batoka, welche mit den Makololo in Freundschaft leben.

Nachdem ich diesen armen Leuten zum erstenmal in ihrem Leben erzählt hatte, daß der Sohn Gottes sie so geliebt habe, daß er vom Himmel herabgekommen sei, sie zu erlösen, gingen wir nach dem Walde zu. Hier sah ich viele Schaaren schwarzer Ameisen, die von ihren Raubzügen zurückkehrten. Ich habe sie schon oft früher in verschiedenen Theilen des Landes bemerkt, und da wir in Kolobeng Gelegenheit hatten, sie genau zu beobachten, so will ich hier einen kurzen Bericht von ihnen geben. Sie sind schwarz, in's Grünliche spielend, etwa einen halben Zoll lang; auf dem Marsche gehen sie zu vieren; wenn sie gestört werden, lassen sie einen zischenden Laut hören. Sie folgen ihren Anführern, welche nie etwas tragen, wie es scheint, nach dem Geruch, denn als ich einmal hinter einem Busche, wo ich mich ankleidete, ein Becken ausgoß und das Wasser auf den Weg traf, den kurz vorher eine Schaar Ameisen passirt hatte, so waren sie bei ihrer Rückkehr in der größten Verlegenheit, und suchten wohl eine halbe Stunde vergeblich nach dem Wege. Erst nachdem eine Ameise rund um den nassen Fleck herumgegangen war, wußten sie wohin. Aus dem Geruch erklärt sich wohl auch, daß sie immer in einer und derselben Richtung gehen. Wenn man eine Handvoll Erde auf den Weg mitten unter sie wirft, mögen sie nun von Hause kommen oder dahin zurückkehren, so wissen die hintersten nicht, wohin sie sich wenden sollen, bis endlich eine den Weg um das Hinderniß herum findet, worauf die übrigen alle ihr folgen. Wenn sie einen Angriff auf die Wohnungen der weißen Ameisen machen wollen, so sieht man die letztern in der größten Bestürzung herumlaufen. Die schwarzen Anführer, welche größer als die übrigen sind, packen die weißen Ameisen eine nach der andern und bringen ihnen einen Stich bei, der ihnen wie es scheint eine Flüssigkeit injicirt, welche in ihrer Wirkung dem Chloroform ähnlich ist; denn sie werden dadurch bewußtlos, aber nicht todt, und können nur die Vorderbeine bewegen. Während die Anführer sie auf die Seite werfen, packen sie die übrigen und schleppen sie fort.

Eines Morgens sah ich eine Anzahl schwarzer Ameisen, die so zu sagen auf die Sclavenjagd gingen. Sie kamen zu einem Stocke, der in einem Baue der weißen Ameisen stak und von einer Unmasse dieser Thiere besetzt war; aber die Schwarzen gingen sonderbarerweise vorüber, ohne ihn anzurühren. Da hob ich den Stock in die Höhe, brach ein Stück von dem Baue ab und warf es quer über den Weg, mitten unter die schwarzen Ameisen. Als die Weißen bemerkten, daß sie entdeckt seien, stürzten sie eiligst hervor und verbargen sich unter die Blätter; aber die Schwarzen beachteten sie kaum, bis einer der Anführer sie packte und stach, und im Augenblick lagen sie wie schlaftrunken auf der Seite; dann ergriffen die übrigen sie schnell und liefen mit ihnen davon. Als ich dieses Insekt das erstemal in Kolobeng sah, glaubte ich, sie nähmen die Weißen zu Sclaven; aber als ich eine Anzahl befreite und ruhig hinlegte, so fand ich, daß sie sich nie wieder aus jenem bewußtlosen Zustande erholten. Wahrscheinlich haben die Schwarzen sie zu fest am Halse gepackt, denn auf diese Weise werden sie fortgeschleppt. Aber auch die Puppen, die ich den Schwarzen wegnahm, entwickelten sich nicht, obwohl ich sie in die passende Temperatur brachte. Wenn man ferner die Ausgänge an den Bauen der Schwarzen betrachtet, so sieht man Köpfe und Beine der Weißen aufgeschichtet. Die Schwarzen stehen also noch tiefer als diejenigen, welche Sclaven stehlen, sie sind wahre Cannibalen. Anderwärts sah ich, wie sie ihre Eier von einer Stelle wegschafften, welche wahrscheinlich zur Regenzeit überfluthet worden wäre; ich zählte etwa 1260 Stück. Sie schafften die Eier eine Strecke weit, und legten sie dann nieder, dann kamen andere und transportirten sie weiter. Jede Ameise, die zu dem Baue gehörte, schien dabei beschäftigt zu sein; doch bemerkte ich keine Weißen unter ihnen. An einem kalten Morgen sah ich einen Trupp schwarzer Ameisen von einer anderen Art, die jede mit einem Gefangenen heimkehrte; da konnte man an ihrer cannibalischen Neigung nicht mehr zweifeln, denn sie hatten die Weißen bereits der Beine beraubt. Die Flüssigkeit im Stachel dieser Species hat einen starksauren Geschmack.

Ich habe oft die Betäubung bemerkt, welche die Injection solcher Flüssigkeit aus dem Stachel gewisser Insekten hervorbringt. Namentlich ist hier ein Hautflügler zu erwähnen, der sogenannte Maurer oder Tüncher (Pelopaeus Eckloni). Er ist

ungefähr einen und einen Viertel Zoll lang und kohlschwarz; man sieht ihn in die Häuser kommen mit einem Mörtelkügelchen von der Größe einer Erbse in den Vorderfüßen. Wenn er einen passenden Ort für seine Wohnung gefunden hat, so baut er eine Zelle von der Länge seines Körpers und tüncht die Wände, so daß sie ganz dünn und von innen glatt werden. Wenn alles fertig und nur ein rundes Loch gelassen ist, so bringt er sieben bis acht Raupen oder Spinnen, die er sämmtlich durch die Flüssigkeit aus seinem Stachel bewußtlos gemacht, aber nicht getödtet hat. Er legt sie in seiner Zelle nieder und eine von seinen eigenen Larven dazu, welche, wenn sie wächst, frische Nahrung findet. Die Insekten sind in schlaftrunkenem Zustande, aber ihre Lebenskraft verhindert die Fäulniß oder die Vertrocknung, die sonst in diesem Klima stattfinden müßte. Wenn das junge Insekt ausgewachsen und seine Flügel vollständig entwickelt sind, ist auch die Fütterung vollendet. Dann durchbricht es die Wand der Zelle an der vorderen Oeffnung oder an der zuletzt von dem alten Insekt zugemachten Stelle, fliegt fort und beginnt ein Leben für sich selbst. Der Pelopäus ist ein sehr nützliches Insekt, da er die unmäßige Vermehrung der Raupen und Spinnen hindert. Oft sieht man ihn mit einer Raupe oder selbst einer Grille, die viel größer ist als er selbst; aber diese liegen ganz still, nachdem er ihnen das Chloroform injicirt hat, und der Pelopäus schleppt sie fort, indem er Beine und Flügel in Bewegung setzt. Die Flüssigkeit ist jedenfalls bestimmt das Bewußtsein zu benehmen und die Fäulniß zu verhüten, wobei der Tod schmerzlos vor sich geht.

Ohne die schwarzen Ameisen würde das Land von den weißen förmlich überschwemmt werden; sie vermehren sich außerordentlich, und nichts geht über die Energie, mit welcher sie arbeiten. Sie nehmen eine sehr wichtige Stelle im Haushalte der Natur ein, denn sie vergraben vegetabilische Substanzen unter den Boden mit eben so großer Schnelligkeit, als es die bösen rothen Ameisen mit animalischen Substanzen thun. Die weißen Ameisen entziehen sich in der Regel den Blicken und verweilen unter Gallerien, die sie des Nachts erbauen, um sie vor der Beobachtung der Vögel zu schützen. Auf ein gegebenes Zeichen, das ich indeß nicht näher angeben kann, eilen sie zu Hunderten hervor, und wenn sie das Gras mit ihren Kinnladen

der Länge nach zertheilen, so ist es, als hörte man einen leichten Wind durch die Blätter der Bäume säuseln. Sie schleppen die Stücke nach der Oeffnung ihrer Baue, nach einigen Stunden ist ihre Arbeit vollbracht, und man sieht dann viele kleine Häufchen Gras vor ihrer Wohnung liegen. Wohl einen Monat lang lassen sie sich nicht sehen, aber sie sind nie unthätig. Man machte mir einmal ein Lager aus einem Bündel Gras zurecht an einer Stelle, die ganz kahl und unbewachsen war. Auf einmal ließen die Ameisen ihr Signal hören. Die ganze Nacht hindurch hörte ich sie nagen und fortschleppen, sie setzten ihre Arbeit den ganzen nächsten Tag (Sonntag) und die darauf folgende Nacht mit Unermüdlichkeit fort. Sechsunddreißig Stunden hatten sie sonach gearbeitet und schienen ebenso frisch und munter wie zuvor. Anderemale, wenn wir einen Tag ruheten, fraßen sie das Gras unter meiner Matte weg, und würden auch diese nicht unangerührt gelassen haben, wenn wir nicht mehr Gras hingelegt hätten. Bei gewissen Arbeiten schlagen sie auf merkwürdige Weise den Takt. Hunderte sind damit beschäftigt, einen langen Tunnel zu bauen, der glatt werden soll. Auf ein gegebenes Zeichen schlagen alle drei bis viermal kräftig darauf los. Es klingt dies, wie wenn Regentropfen von einem Strauche fallen, wenn man daran rüttelt. Diese Insekten sind sehr wichtig für die Fruchtbarkeit des Bodens. Ohne ihre Thätigkeit würden die tropischen Wälder, so schlecht sie jetzt schon in Folge der abgestorbenen Bäume sind, noch bedeutend schlechter sein. Sie wären rein unzugänglich wegen der Masse todter Pflanzenreste, welche den Boden bedecken, und schlechtere Dünste ausströmen lassen, als es jetzt bei verhältnißmäßig geringen Ueberresten der Fall ist. Wenn man die wunderbare Verwendung in der erschaffenen Welt und die verschiedenartige, mit soviel Weisheit und Geschick ausgeführte Thätigkeit betrachtet, so sieht man ein, wie ungeschickt die Vorstellung von Nebenursachen ist. Wir gewahren das unmittelbare Eingreifen Dessen, der die eine und einzige Kraft im Universum ist, wunderbar an Rath, in dem wir alle leben, weben und sind.

Die Batoka in diesem Landestheil sind in ihrem Aeußern sehr heruntergekommen, und es sieht aus, als könnten sie sich weder geistig noch körperlich wieder erholen, weil sie so außerordentlich viel Mutokwane (Cannabis sativa) rauchen. Sie lieben seine

narkotischen Wirkungen, obwohl der heftige Husten, welcher sich nach wenigen Zügen einstellt, sehr unangenehm ist, und bei den Zuschauern Ekel erregt. Noch unangenehmer wird dies, wenn sie den Mund voll Wasser nehmen und dieses zugleich mit dem Rauche ausspritzen, wobei sie eine Reihe unzusammenhängender Gedanken zu ihrem eigenen Lobe aussprechen. Dieses verderbliche Kraut ist bei allen Stämmen im Innern bekannt und angewendet. Es erzeugt eine Art Wahnsinn, und wenn Sebituane's Soldaten ihre Feinde zu Gesicht bekamen, so setzten sie sich nieder und rauchten, um dann einen um so wirksameren Angriff machen zu können. Vergeblich bemühte ich mich Sekeletu und die jungen Makololo zu bewegen, seinem Gebrauche zu entsagen, obwohl sie keinen einzigen alten Mann in ihrem Stamme namhaft machen können, der diesem Laster gefröhnt hätte. Ich glaube, das war die nächste Ursache zu Sebituane's letzter Krankheit, denn es bewirkt manchmal Lungenentzündung. Da ich es nie versucht habe, so kann ich die angenehmen Wirkungen, die es haben soll, nicht beschreiben; aber der Hachschisch der Türken ist nichts anderes als ein Extract aus derselben Pflanze, und wirkt wie das Opium, bei verschiedenen Personen verschieden. Manche sehen alle Gegenstände wie durch ein Fernrohr; andere wieder heben die Beine, wenn sie über ein Strohhalm gehen, gleich als wenn sie über einen Baumstamm hinwegstiegen. Die Portugiesen sind so sehr von seinen schädlichen Wirkungen überzeugt, daß sie es einem Sklaven zum Verbrechen anrechnen, wenn er diese Pflanze raucht.

28. November. — Die Bewohner des letzten von Kaonka's Dörfern klagten, daß sie von den unabhängigen Batoka ausgeplündert worden seien. Die weiterhin wohnenden Stämme werden von den Makololo für Rebellen gehalten. Ich versprach ihnen mit den Rebellen zu reden, und machte es Kaonka zur Pflicht, sie nicht zu beleidigen. Nach Sekeletu's Befehlen gab uns Kaonka den Tribut an Mais und Erdnüssen, der sonst nach Linyanti gewandert wäre. Dies war in jedem Dorfe geschehen, und so ersparten wir den Leuten die Reise nach der Hauptstadt. Die mich begleitenden Batoka hatten so große Vorräthe an Lebensmitteln aus ihrer Heimath mitgebracht, daß es nie daran fehlte.

Nachdem wir Kaonka verlassen, reisten wir über ein unbe-

wohntes, sanft wellenförmiges und sehr schönes Stück Land, die Grenze zwischen denen, welche die Herrschaft der Makololo anerkennen, und denen, welche nichts von ihr wissen mögen. Das Land erscheint wie lange Wogen, die sich nach Norden und Süden erstrecken. Wir hatten jetzt das Land erreicht, das alle meine Leute als ein vollständiges Paradies beschrieben. Sebituane war von den Makololo daraus vertrieben worden. Es gefiel ihm namentlich wegen seines Reichthums an Rindern und an Korn, und wegen seines gesunden Klimas. Der Boden ist trocken, oft röthlicher Sand, es gibt nur wenig Bäume, doch sieht man schöne große schattige Bäume hier und da über das Land zerstreut, wo früher Städte gestanden haben. Ich maß einen Feigenbaum aus, er hatte vierzig Fuß im Umfang; sein Inneres war ausgebrannt und als Wohnung benutzt worden; wir sahen noch die Reste von einem Bett und Feuer. Der Anblick des offenen Landes, das immer höher anstieg, war sehr erfrischend für uns. Wild ist in Menge vorhanden. Wir sahen in der Ferne Büffel, Elens, Hartebeests, Gnus und Elephanten, alle außerordentenlich zahm, da sie Niemand stört. Löwen, welche immer andere große Thiere begleiten, brüllten um uns, da aber der Mond schien, so war keine Gefahr. Als ich am Abend auf einem Granitfelsen stand, brüllte mich einer an, obwohl es noch hell war. Die Temperatur war angenehm, da es an vielen Orten, wenn auch nicht allgemein, geregnet hatte. Der Himmel war bewölkt, und ich konnte keine Beobachtungen anstellen. Die Temperatur war um sechs Uhr früh 70°, um Mittag 90°, am Abend 84°. Das ist angenehm auf dem Hochland, wo die Luft nur wenig Feuchtigkeit enthält.

Westlich von Kaonka's Dorf trifft man neben dem Gneis weißen Glimmerschiefer mit einer allgemeinen Neigung nach Westen, und bei dem Dorfe selbst treten große abgerundete Massen Granit mit schwarzem Glimmer zu Tage. Die äußere Rinde desselben schiefert sich ab, und große Krystalle ragen an der bloßgelegten Fläche hervor.

Wenn man eine Stelle passirt, auf welcher es tüchtig geregnet hat, ist das schneidende Zirpen der Cicaden wirklich betäubend; in ihren Chor stimmt eine graue Grille mit ihrem scharfen Tone ein, der ebenso unmelodisch ist, als die Baßpfeife von einem schottischen Dudelsack. Ich konnte gar nicht begreifen,

wie ein so kleines Thierchen solch einen Laut von sich geben kann; es war als ob die Erde dabei zitterte. Wenn Cicaden, Grillen und Frösche gemeinsam anstimmen, hört man ihr Concert eine Viertelmeile weit.

Ein Baum zog meine Aufmerksamkeit auf sich, dessen Blätter denen der Acacie gleich waren, die Enden der Zweige aber, aus denen sie herauswuchsen, waren länglichen Tannenzapfen sehr ähnlich. Klatschrosen waren in Menge vorhanden, und viele von den Bäumen, blühenden Knollen und Pflanzen waren mit denen in Pungo Andongo identisch. Eine Blume, weiß wie das Schneeglöckchen, beginnt sich jetzt zu zeigen, und weithin ziert sie den ganzen Boden mit ihrem schönen reinen Weiß. Jeden Morgen zeigen sich frische Knöspchen, aber wenn der Tag bewölkt ist, öffnen sie sich erst gegen Abend. Nach einer Stunde werden sie welk und sterben. Die Eingeborenen nennen sie nach ihrer Gestalt Tlaku ea pitse, d. h. Zebrahuf. Ich nahm einige Exemplare dieser knolligen Wurzeln mit nach Mauritius.

Am 30. November überschritten wir den Kalomo, der etwa fünfzig Ellen breit ist, der einzige Strom, welcher auf diesem Höhenzug nie austrocknet. Sein Lauf ist reißend, seine Richtung südlich; er vereinigt sich wenig unterhalb der Fälle mit dem Zambesi. Der Unguesi und Lekone mit ihren Nebenflüssen fließen westwärts, der Kalomo südlich, und alle übrigen, welche noch vor uns lagen, ostwärts. Wir waren auf dem höchsten Punkte des Höhenzuges und sahen, daß, da das Wasser bei 202° siedete, wir uns mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel befanden. Hier traten wieder große abgerundete Massen Granit zu Tage, und der Gneis und Glimmerschiefer zeigen von nun an eine Neigung nach Osten. Auf dem westlichen Höhenzuge liegen die Schiefersteine fast horizontal, hier aber hat der Granit wahrscheinlich die Hebung des ganzen Höhenzuges bewirkt, denn die Felsen treten in Ost und West an ihm hinauf. Beide Höhenzüge, der östliche wie der westliche, sind als verhältnißmäßig gesund bekannt, und in dieser Beziehung, sowie dem allgemeinen Anblick des Landes nach, gleichen sie dem gesündesten aller gesunden Klimate, dem Innern Südafrika's, nahe der Wüste. Auf diesem Höhenzuge giebt es weder Quellen noch Sumpfland, und östlich von Kalomo sahen wir baumlose wellenförmige mit kurzem Gras bedeckte Ebenen. Von einer Stelle nahe bei den großen

Fällen an wendet sich dieser Höhenzug nach Nordost, und dort finden sich wieder baumlose Hochebenen. Ferner zieht sich der Höhenzug von den Fällen aus nach Südosten, zu dem Gebirgslande der Maschona, nach Moffat's Angabe etwa vier Tagereisen östlich von Matlokotloko, der jetzigen Residenz des Mosilikatze. In Bezug auf diesen Höhenzug macht er die Bemerkung: „Ich sah eine Anzahl Angoraziegen, die meistens weiß waren; ihr langes glattes Haar reichte bis zur Erde herab, so daß sie wie Thiere ohne Füße aussahen.“*)

Es ist unmöglich anzugeben, wie weit diese Höhenzüge sich nach Norden erstrecken. Doch kann man wohl mit Recht annehmen, daß sie, obwohl die Gestalt des Landes im Allgemeinen dieselbe bleibt, zwischen dem 12.° südlicher Breite und dem Aequator nicht von steilen Bergen begrenzt werden. Die nähere Untersuchung verdient die Aufmerksamkeit der Reisenden. Da die Höhenzüge als besonders gesund bekannt sind, und die Makololo, die im Thale fast sämmtlich vom Fieber aufgerieben wurden, erklärten, daß sie hier nie Kopfweh bekämen, so kann man sie Denen, welche, sei es um die Wissenschaft zu bereichern, oder Handelsverbindungen anzuknüpfen, oder die Wohlthaten der Civilisation zu verbreiten, ihr Unternehmungsgeist nach Afrika führt, zur Wiederherstellung und Conservirung ihrer Gesundheit empfehlen. Bezüglich des östlichen Höhenzuges hat man, eine einzige Stromschnelle ausgenommen, eine Wasserstraße bis an den Fuß derselben, und wenn man während der gesunden Jahreszeit eine schnelle Fahrt ausführen kann, so würde man seine Gesundheit bei einem langen Aufenthalt auf diesem Hochlande hinterdrein nicht gefährden. Wie weit erstrecken sich wohl diese Höhenzüge noch? Der östliche scheint bedeutend nach den großen Fällen einzulenken, und nach der Streichungslinie der Felsen zu urtheilen, mag er, weiter nordnordöstlich, als meine Untersuchungen gehen, nicht mehr als 300 bis 350 Meilen von der Küste entfernt sein. Sie verdienen gewiß nähere Untersuchung, denn sie gewähren dem Europäer Aussicht auf Ortslagen, die weit gesünder sind als irgend welche an den Küsten. Ebenso ist es auf der Westseite des Continents; denn es ist Thatsache, daß viele

*) Vergl. Moffat's Besuch bei Mosilikatze im Journal of the Royal Geographical Society, vol. XXVI., S. 96.

Theile im Innern von Angola, die man, weil sie weit landeinwärts liegen, für ungesund hielt, je weiter wir vorrückten, sich als die gesundesten Plätze im ganzen Lande erwiesen.

Die Entfernungen der Höhenzüge von Spitze zu Spitze mögen ungefähr zehn Längengrade oder sechshundert geographische Meilen betragen. Ich habe nie von einem Berge auf einem der Höhenzüge gehört, und es giebt deren kaum in dem von ihnen eingeschlossenen Raume. Der Monakadze ist der höchste, aber auch er erhebt sich nur etwa tausend Fuß über das flache Land. Auch die Berge außerhalb dieser Höhenzüge sind nur ein niedriger Rand, theilweis nicht viel höher als der Boden des großen Centralthales. Wenn wir die größere Breite des Centralbeckens am andern Theile unberücksichtigt lassen, und nur von dem verhältnißmäßig engen Theile sprechen, der durch die westliche Biegung des östlichen Höhenzuges gebildet wird, so können wir diese Strecke beschreiben als eine große Furche in der Mitte, mit einem hohen, etwa zweihundert Meilen breiten Höhenzuge zu beiden Seiten, von wo das Land nach dem Meere zu abfällt. Wenn meine Annahme richtig ist, daß der Granit die Erhebung dieses Höhenzuges bewirkt hat, so weist die Streichungslinie der Felsen nach Nordnordost darauf hin, daß weiter nördlich dieselbe geologische Structur vorherrscht, und die zwei bis drei Seen, welche in jener Richtung liegen, mögen von gleicher Beschaffenheit mit dem Ngami-See sein, indem sie durch dieselbe Veranlassung, welche die Victoria-Fälle entstehen ließ, zu ihrer jetzigen Unbedeutendheit herabsanken.

Wir trafen am Kalomo einen weiblichen Elephanten, der keine Zähne hatte. Dies ist in Afrika ebenso selten, als in Ceylon Elephanten mit Zähnen. Sobald er uns sah, lief er davon. Es ist bemerkenswerth, welche Furcht der Mensch selbst diesem gewaltigen Thiere einflößt. Büffel sind in Menge vorhanden, wir sahen am Tage große Heerden in allen Richtungen weiden. Wenn sie durch Menschen viel gestört werden, ziehen sie sich in die dichtesten Theile des Waldes zurück und weiden nur bei Nacht. Wir beschlichen einen schönen großen Büffelochsen; getroffen stürzte er nieder, und die übrigen sahen sich, da sie keinen Feind bemerkten, erstaunt um, woher ihnen Gefahr drohe. Sie liefen zu ihm hin, und als sie uns bemerkten, hoben sie ihn mit Hülfe der Hörner in die Höhe und schleppten ihn fort, was mei-

nen Gefährten großes Vergnügen machte. Alle diese wilden Thiere stoßen einen verwundeten Kamerad und vertreiben ihn von der Heerde; selbst die Zebras beißen und stoßen ein verwundetes oder krankes Zebra. Man will darauf hinwirken, daß nur die vollkommenen und gesunden die Art fortpflanzen. Der Büffel war zwischen der vierten und fünften Rippe geschossen; die Kugel war durch beide Lungen und eine Rippe an der entgegengesetzten Seite gegangen und unter der Haut sitzen geblieben. Aber obwohl sie acht Unzen wog, so lief er doch noch ein Stück, bis ihn die Leute in einen Wassertümpel trieben und mit Speeren tödteten. Die Heerde lief in der Richtung unsers Lagers davon, kam wieder zurück und rannte bei uns vorüber. Wir flüchteten uns auf einen Ameisenhügel, und als sie im Galopp vorbeieilten, sah ich, daß der Anführer der etwa sechzig Stück zählenden Heerde eine alte Kuh war; sie war ihnen eine halbe Länge voraus. Auf ihrem Widerrist saßen ungefähr zwanzig „Büffelvögel" (Textor erythrorhynchus Smith), welche die Schutzgeister der Büffel sind. Wenn der Büffel ruhig weidet, so hüpft der Vogel auf dem Boden herum und sucht sich Futter, oder sitzt auf seinem Rücken und liest ihm die Insekten ab. Da das Gesicht des Vogels schärfer ist als das der Büffel, so wird er auf eine herankommende Gefahr schnell aufmerksam und fliegt empor; da hebt auch der Büffel den Kopf, um zu sehen, was seinen Schutzgeist zu so plötzlicher Flucht veranlaßt hat. Manchmal fliegen sie neben den Büffeln her, wenn diese davonlaufen, oder sitzen auf ihnen, wie ich es oben beschrieb.

Ein anderer afrikanischer Vogel, die Buphaga Africana, versieht eine ähnliche Stelle beim Rhinoceros. Die Betschuanen nennen ihn Kala, und wenn sie ihre Abhängigkeit von Jemandem ausdrücken wollen, so reden sie ihn mit „Rhinoceros" an, als wenn sie die Vögel wären. Die Trabanten eines Häuptlings nennen sich ebenso. Man kann nicht sagen, daß dieser Vogel gänzlich auf die Insekten auf dem Rhinoceros angewiesen sei, denn seine harte haarlose Haut schreckt alle zurück, einige gefleckte Zecken ausgenommen; aber er scheint an das Thier gebunden zu sein, etwa wie der Haushund an den Menschen, und während der Büffel dadurch aufmerksam gemacht wird, daß sein Wächter plötzlich auffliegt, so wird das Rhinoceros, das kein gutes Gesicht, aber ein scharfes Gehör hat, durch den Schrei der Buphaga

Africana gewarnt. Das Rhinoceros weidet bei Nacht, und man hört den Vogel am Morgen oft seinen wohlbekannten Ruf ausstoßen, gleich als suche er seinen Genossen. Eine Art dieses Vogels, die ich in Angola sah, hat einen Schnabel wie eine Schaufel oder Zange, als sollte er damit nur die Insekten von der Haut wegschaffen; seine Klauen sind so scharf wie Nadeln, er hängt sich damit an das Ohr des Thieres, während er das Ungeziefer aus demselben herauslangt. Vermittelst dieser scharfen Klauen kann er sich an die Oberhaut fest anhängen, ohne die Nerven der wirklichen Haut zu reizen, ganz wie die Klette an der Hand des Menschen; doch lebt die **Buphaga Africana** und **erythrorhyncha** auch von anderer Nahrung, denn wir sahen sie schaarenweise auf dem Schilfe an Flecken, wo sich weder zahme noch wilde Thiere finden.

Das vorsichtigste Thier in einer Heerde ist gewöhnlich der „Führer.“ Wenn er geschossen ist, so wissen die übrigen nicht, was sie thun sollen, und sind in der größten Verwirrung. Ich sah, wie in solchen Fällen einer dem andern nachlief, und doch keiner wußte, wohin er sich wenden sollte. Ich schoß einmal den Führer, ein junges weibliches Zebra, das früher von einem fleischfressenden Thiere in's Hinterbein gebissen worden war, und weil es dadurch außergewöhnlich vorsichtig wurde, so hatte man es zum Führer gemacht. Wenn wilde Thiere eines aus ihrer Heerde oder auch ein anderes Thier die Flucht ergreifen sehen, so laufen sie alle davon. Das furchtsamste führt also natürlich die übrigen. Nur hierdurch erhält sich die Race. Da die Weibsen, wenn sie Junge haben, sehr vorsichtig sind, so sieht man zu dieser Zeit gewöhnlich nur weibliche Führer, und wahrscheinlich rührt die Trennung der Geschlechter in besondere Heerden, wie man dies jedes Jahr bei den Antilopen sieht, einfach daher, daß die größere Vorsicht der weiblichen Antilope nur auf die jungen Männchen übergeht, und ihr häufiges Ausreißen hat die Folge, daß die alten Männchen zurückbleiben. Ich glaube dies gern, weil man, obwohl die Antilopen, wie die Pallahs u. a., sich häufig in getrennten Heerden finden, nie sieht, daß sie das Männchen fortjagen. Bei den Elephanten mag es anders zu erklären sein; aber männliche und weibliche Elephanten sieht man nie in einer und derselben Heerde. Die jungen Männchen bleiben bei ihren Müttern nur so lange, bis sie ausgewachsen sind, und diese

Trennung wird so ohne Ausnahme festgehalten, daß jeder, der dies weiß, wenn er ein Bild sieht, auf welchem die Geschlechter vermischt sind, sogleich daraus den Schluß ziehen kann, daß der Künstler nur nach seiner Einbildung, aber nicht nach dem Augenschein gearbeitet hat.

2. December 1855. — Wir machten an einem Hügel Halt, Maundo genannt, wo wir fleißig von dem Honigkukuk (Cuculus indicator) besucht wurden. Da ich gern wissen wollte, ob die Eingeborenen recht haben, welche sagen, dieser Vogel sei ein Betrüger und führe durch seinen Ruf oftmals zu einem wilden Thiere, aber nicht zu Honig, so frug ich meine Leute, ob einer von ihnen auf diese Weise getäuscht worden sei. Nur Einer von Hundertundvierzehn antwortete, er sei von ihm zu einem Elephanten statt zu Honig geführt worden. Ich bin fest überzeugt, daß der größte Theil derjenigen, welche seinem Rufe folgen, Honig findet.

Am 3. December überschritten wir den Fluß Mozuma oder Dila, nachdem wir durch ein schönes wellenförmiges Weideland gereist waren. Südlich und etwas östlich davon ist der Hügel Taba Tscheu, d. h. weißer Berg, so genannt wegen einer Masse weißen Gesteins, wahrscheinlich Dolomit, auf seinem Gipfel. Keiner der Hügel ist von bedeutender Höhe. Als ich zu Linyanti von diesem Berge hörte, dachte ich, die glänzende Substanz möchte Schnee sein, und mein Berichterstatter sprach so viel von seiner außerordentlichen Höhe, daß ich fast davor erschrak; ich hatte aber vergessen, daß ich mit Leuten sprach, die an Ebenen gewöhnt waren und nichts von hohen Bergen wußten. Als ich mich erkundigte, was die weiße Substanz sei, antworteten sie sogleich, es sei eine Gesteinart. Ich wäre gern näher hingegangen und hätte ihn bestiegen, aber unser Weg führte nach Nordosten. Doch zweifle ich nicht, daß die Eingeborenen recht haben, wenn sie es Stein nennen. Die fernen Hügelreihen längs der Ufer des Zambesi im Südosten, und Landschaften, welche dem Auge gestatten, zu gleicher Zeit zwanzig bis dreißig Meilen zu überblicken, mit kurzem Gras zu unsern Füßen, waren ein sehr erfrischender Anblick für Leute, welche monatelang gemeinsam durch ebene Wälder mit beschränkter Aussicht und durch das verschlungene üppige Gras des großen Centralthales gereist waren.

Der Mozuma oder Dila war der erste Wasserweg, welcher uns zeigte, daß wir uns jetzt auf der Abdachung nach der Ostküste befanden. Er hatte kein fließendes Wasser, aber wir fanden etwas in ihm, das mir große Freude machte, nämlich Stücke Lignit, der vielleicht die Existenz von Steinkohlen anzeigt, deren Mangel im Centrallande ich immer beklagt hatte. Von Zeit zu Zeit kamen wir zu den Ruinen großer Städte, und sahen ausgewaschene Mühlsteine, sozusagen die einzige Hieroglyphe dieses Landes, und runde Quarzstücke, mit denen man gemahlen hatte. Es lagen viele solche Quarzkugeln umher, und zeigten, daß die Entvölkerung die Folge von Krieg war; denn andernfalls hätten die Bewohner diese Kugeln gewiß mitgenommen.

Am Flusse Dila sahen wir die Stelle, wo Sebituane wohnte, und Sekwebu zeigte uns die Haufen Knochen von den Ochsen, welche die Makololo hatten schlachten müssen, nachdem sie mit großen Heerden, die sie den Batoka geraubt hatten, durch einen Tsetsedistrikt gekommen waren. Als Sebituane die Symptome der Vergiftung sah, gab er seinen Leuten den Befehl, die Rinder zu essen. Er hatte noch große Massen, und als die Matebele über den Zambesi kamen und ihn angreifen wollten, so ließ er den Batoka sagen, sie möchten sich ihre Heerden wiederholen, da er so viel habe, daß er sie gar nicht alle beaufsichtigen könne. Das Land war damals außerordentlich reich an Rindern, und von der Weide abgesehen, ist es auch für den Anbau der Landesprodukte sehr wohl geeignet. Da es auf dem Ostabhange des Höhenzuges liegt, so regnet es hier mehr als auf dem Westabhange. Sekwebu war beauftragt worden, mich auf die Vortheile dieser Ortslage als Viehstation aufmerksam zu machen, da die Makololo in dieser Beziehung immer Klage geführt hatten. Es bedurfte keiner Lobsprechung von Seiten Sekwebu's; ich war selbst von Bewunderung voll, und der Genuß guter Gesundheit im schönen offenen Lande hatte eine erheiternde Wirkung auf meinen Geist. Das einzige, was fehlte, waren Menschen, die Batoka waren sämmtlich in die Hügel geflohen. Wir waren jetzt in der Nähe Derer, welche die Makololo Rebellen nennen, und waren etwas bekümmert um die Aufnahme, die uns werden würde.

Am 4. December erreichten wir das erste Dorf. Wir machten eine Viertelmeile davon Halt und sandten zwei Männer voraus,

welche sagen sollten, wer wir wären, und daß wir in friedlicher Absicht kämen. Der Ortsvorsteher kam und sprach höflich mit uns; als es aber dunkel wurde, kamen die Leute aus einem anderen Dorfe und benahmen sich ganz anders. Sie fingen damit an, daß sie den Versuch machten, einen jungen Mann, der nach Wasser gegangen war, mit dem Speer zu tödten. Dann näherten sie sich uns, und Einer von ihnen brüllte ganz laut auf die erschrecklichste Weise; seine Augen traten aus den Höhlen, seine Lippen waren mit Schaum bedeckt, und er zitterte am ganzen Leibe. Er trat nahe an mich heran, mit einer kleinen Streitaxt in der Hand, und meine Leute fürchteten, er möchte Gewalt gegen mich gebrauchen; aber sie fürchteten sich ungehorsam gegen mich zu sein, sonst hätten sie ihn gewiß zu Boden gestreckt. Auch ich wurde etwas ängstlich, aber wollte es meinen Leuten und den Fremden nicht sehen lassen, und richtete meine Augen schroff auf die Streitaxt. Er schien in freiwilliger Extase oder prophetischem Wahnsinn zu sein. Es wäre traurig gewesen, so aus der Welt zu scheiden, den Kopf von einem tollen Wilden gespalten; doch war dies vielleicht immer noch besser als Hundswuth oder Delirium tremens. Sekwebu ergriff einen Speer, und that, als wollte er ein Stück Leder durchbohren, in Wahrheit aber war sein Zweck, den Mann damit zu tödten, wenn er mir Gewalt anthäte. Nachdem ich meinen Muth genügend bewiesen hatte, winkte ich dem höflichen Ortsvorsteher mit dem Kopfe, er möchte den tollen Kerl fortschaffen, er that es auch und schleppte ihn bei Seite. Dieser Mann behauptete nicht zu wissen, was er thue. Ich hätte ihm gern nach dem Pulse gefühlt, um mich zu überzeugen, ob das heftige Zittern nicht Verstellung war, indeß mochte ich seiner Axt nicht wieder zu nahe kommen. Doch bemerkte ich heftige Perspiration, die Aufregung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, dann hörte sie stufenweise auf. Die zuletzt gekommenen Besucher scheuten sich nicht ihre Verachtung über unsere kleine Anzahl auszusprechen und riefen einander im Triumphe zu: „Das ist ein ganz unerwarteter Fund für uns!“ (wörtlich: „Gott hat sie uns zugetheilt.“) „Sie sind verloren unter dem Stamme!“ „Sie gehen der Vernichtung entgegen, und was können sie ohne Schilde unter so vielen thun?“ Einige vermutheten, daß noch mehr Züge nachkämen. Sekeletu hatte meinen Leuten befohlen, ihre Schilde nicht zur Hand zu nehmen, wie meine frühere Begleitung. Man be=

trachte uns als unbewaffnet und als leichte Beute. Gegen einen Nachtangriff luden wir unsere Flinten; doch wurden wir nicht belästigt. Aber einige der Feinde versuchten es, uns zu den Baschukulompo zu führen, welche für den wildesten Stamm im ganzen Bezirke galten. Da wir unsere Richtung nach dem Kafue und Zambesi kannten, so lehnten wir ihre Hülfe ab und der höfliche Ortsvorsteher vom vorigen Abend begleitete uns. Schaaren von Eingeborenen umschwärmten uns im Walde; er aber ging voraus und sprach mit ihnen, und so wurden wir nicht belästigt. Diese Nacht schliefen wir bei einem Dörfchen am Fuße einer Hügelreihe, Tschizamena genannt. Das Land ist hier mehr bewaldet als auf den Höhen, die wir verlassen haben, aber die Bäume sind im allgemeinen nicht groß. Sie sind massenweise von den Elephanten ein bis zwei Fuß vom Boden umgebrochen worden und sehen alle wie geköpft aus. Der Elephant vermindert die Zahl der Bäume nie auf bedenkliche Weise; ich habe mich wirklich oft gewundert, welch geringen Schaden er den Wäldern thut. Seine Nahrung besteht mehr aus Knollen, Wurzeln, Zweigen ꝛc. Wo Elephanten geweidet haben, sieht man viele Bäume von Mannsdicke umgebogen oder abgebrochen; sie thaten dies, um die zarten Schößlinge auf der Spitze abzufressen. Man sagt, daß sich manchmal mehrere vereinigen, um große Bäume auszureißen. Die Eingeborenen im Innern glauben, daß der Elephant Gras nie anrührt, und ich habe nie einen grasen sehen, bis wir nach Tete kamen; aber selbst hier fraß er nur den Samen des Grases. Dieser Samen enthält so viel mehlige Bestandtheile, daß die Eingeborenen es zu eigener Nahrung sammeln.

Dieser Theil des Landes ist voller Ameisenhügel. An offenen Stellen bedecken sie den Boden, wie bei uns die Heuschober im Herbste oder Düngerhaufen im Frühling, welche die Landschaft eher entstellen. In den Wäldern haben sie unten vierzig bis funfzig Fuß Durchmesser und sind wenigstens zwanzig Fuß hoch. Diese Stellen sind fruchtbarer als das übrige Land und geben vorzüglichen Boden für Mais, Kürbisse und Tabak.

Nachdem wir die Grenzdörfer passirt waren, welche allein glauben mit den Makololo auf dem Kriegsfuße zu stehen, fanden wir die Batoka oder Batonga, wie sie sich hier selbst nennen, ganz friedlich gesinnt. Sie kamen in großer Menge aus allen umgebenden Dörfern mit Geschenken von Mais und Masuka, und

waren sehr erfreut beim Anblick des ersten weißen Mannes und Friedensboten. Die Weiber kleiden sich besser als die Balonda, aber die Männer gehen in puris naturalibus. Sie gehen einher ohne das mindeste Gefühl von Scham, und scheinen selbst die Tradition vom Feigenblatt verloren zu haben. Ich frug einen schön gebauten alten Mann, ob es nicht besser wäre, sich zu bekleiden. Er sah mich mitleidig an und lachte überrascht, daß ich ihn für unanständig hielte; er dachte sich über solche Schwächen erhaben. Ich sagte ihm, wenn ich wiederkäme, würde ich eine Familie mitbringen, und dann dürfe Niemand in solchem Zustande erscheinen. „Was sollen wir denn anziehen? wir haben keine Kleider.“ Sie hielten es für lächerlich, als ich ihnen sagte, wenn sie nichts anderes hätten, so sollten sie ein Bündel Gras nehmen.

Je weiter wir kamen, um so mehr umschwärmten uns die Einwohner des Landes. Sie kamen in großer Menge den weißen Mann zu sehen, ein Anblick, den sie früher noch nie hatten. Sie brachten stets Mais und Masuka als Geschenke mit. Ihre Art zu grüßen ist höchst eigenthümlich. Sie legen sich auf den Rücken, und indem sie sich von einer Seite auf die andere wälzen, schlagen sie sich auf die Hüften, um Dank und Willkommen auszudrücken, wobei sie rufen: kina bomba. Diese Art der Begrüßung mißfiel mir außerordentlich, ich konnte mich nie mit ihr befreunden. Ich rief: „Gut, gut, ich mag dies nicht“; aber da sie dachten, ich wäre noch nicht zufrieden damit, machten sie es noch viel toller. Da die Männer ganz nackt waren, so machte ihr außerordentlich niedriger Standpunkt auf mich einen schmerzlichen Eindruck. Meine eigenen Batoka waren viel gesunkener als die Barotse und viel rücksichtsloser. Wir mußten genau darauf achten, daß wir nicht, weil sie so gern stahlen, die Einwohner auf den Hals bekamen, in deren Land und Macht wir waren. Auch mußten wir ihre Zungen im Zaume halten, denn einige sagten so laut, daß es die Leute hören konnten: Ich habe alle Töpfe im Dorfe zerbrochen, oder: Ich habe dort einen Mann todtgeschlagen. Sie sprachen ferner von ihren Kriegsthaten, als sie mit den Makololo in früherer Zeit auf Eroberungszüge ausgingen. Durch solche Bemerkungen brachten sie uns in Gefahr. Ich rief sie zusammen, hielt ihnen ihre Thorheit vor, und schärfte es ihnen ein, ich müßte, wie auf meiner ersten Reise, auf strengste Subordination halten; dies sei zu unser aller Sicherheit noth-

wendig. Glücklicherweise brauchte ich kein weiteres Mittel in Anwendung zu bringen, um ihren Gehorsam zu erlangen, denn sie wußten, daß ich es erzwingen würde.

Wenn ich den niedrigen Standpunkt der Batoka betrachtete, dachte ich an die Leute in Kuruman, die ebenso gesunken und verdorben waren. Dort schämt sich ein Mann, eine Thräne zu vergießen. Dies wäre ja tlolo, d. h. Uebertretung. Weinen, wie es Kane bei den Eskimo's beschreibt, ist in dem Lande etwas ganz Unbekanntes. Doch war ich Zeuge von Folgendem: Baba, ein gewaltiger Jäger (er begleitete Capitän Harris als Dolmetscher und wurde später von einem Rhinoceros getödtet) saß in der Kirche zu Kuruman und hörte auf das Evangelium; da rührte der heilige Geist durch die Gnadenworte Christi sein Herz und er zerfloß in Thränen; ich sah mit eigenen Augen, wie er und andere zu Boden sanken und weinten. Als Baba von dem wilden Thiere, das ihn vom Pferde herabgerissen, verstümmelt dalag, vergoß er keine Thräne, aber betete ruhig, so lange er noch bei Bewußtsein war. Ich hatte mich nicht mit seiner Belehrung befaßt; aber wenn die Batoka werden wie er, und ich wünsche dies, dann muß der Einfluß, der solche Wirkungen hat, von Gott sein.

Ein großer Theil dieses Landes ist mit Masuka-Bäumen bedeckt, und der Boden war mit der köstlichen Frucht derselben so bestreut, daß meine Leute auf dem Wege unaufhörlich aßen. Wir sahen eine kleinere Art desselben Baumes, Molondo genannt, dessen Frucht die Größe von Marmorkügelchen hat, mit zarter Haut bekleidet ist und süßsäuerlich schmeckt. Ein dritter Baum, der gute Frucht tragen soll, ist der Sombo; doch war seine Frucht jetzt noch nicht reif.

6. December. — Wir brachten die Nacht bei einer Reihe Dörfer zu. Ehe wir unter einem Baum Halt machten, kam ein Mann gelaufen, dem die Hände und Arme mit Stricken auf den Rücken gebunden waren, und bat mich, ihn zu befreien. Als ich abgestiegen war, trat der Ortsvorsteher herzu, und ich frug ihn, was der Gefangene gethan hätte. Er erzählte mir, er sei ein flüchtiger Baschukulompo, und habe von ihm ein Weib und einen Garten und die nöthigen Sämereien bekommen; aber als er ihm abgeschlagen habe, ihm mehr zu geben, habe der Gefangene gedroht, ihn zu tödten, und man habe ihn in der vergan-

genen Nacht in dieser Absicht um das Dorf schleichen sehen. Ich mochte nicht vermitteln, wenn er seinem Schwiegervater nicht beichten und Besseres versprechen wollte. Anfangs weigerte er sich, das Versprechen zu geben, sich jeder Thätlichkeit zu enthalten; endlich stimmte er bei. Hierauf sagte der Schwiegervater, er wolle ihn mit in's Dorf nehmen und seine Bande lösen, aber der Gefangene schrie bitterlich: „Er will mich dort tödten; laß mich nicht bei ihm, weißer Mann." Ich ließ mir ein Messer geben, und einer der Leute befreite ihn sofort. Seine Arme waren von den Stricken ganz durchgerieben, und er war ganz lahm von den Schlägen, die er bekommen hatte.

Die Leute dieses Dorfes versahen uns reichlich mit Erdnüssen, Mais und Korn. Alle waren erfreut, als sie meine Botschaft hörten, und ich ihre Aufmerksamkeit auf Jesus, als ihren Heiland, lenkte, dessen Wort „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ist. Sie riefen aus: „Wir sind des Fliehens müde, gieb uns Ruhe und Schlaf." Sie verstanden also nicht den vollen Sinn der Botschaft, aber es ist nicht zu verwundern, daß sie die Friedensidee eifrig auffaßten. Ihr Land ist während der letzten funfzig Jahre von einer fortlaufenden Reihe von Plagen heimgesucht worden, und sie sind jetzt ein Volk, „unstät und flüchtig." Als Sebituane kam, waren die Rinder unzählig, und doch waren es nur die Reste, welche der Häuptling Pingola, der aus Nordost kam, zurückgelassen hatte. Er zog durch das ganze Land, das von seinen Rindviehzucht treibenden Landsleuten bewohnt war, und raffte Ochsen, Kühe und Kälber hinweg, ohne ein einziges Stück zu behalten. Er scheint dies nur aus Eroberungssucht gethan zu haben, und dies ist nur ein Beispiel von dem, was in diesem Lande alle hundert Jahre zwei- bis dreimal seit undenklichen Zeiten vorgefallen ist. Ein Mann von mehr Energie oder Ehrgeiz als seine Landsleute steht auf und erobert ein großes Gebiet; sobald er aber stirbt, stürzt das errichtete Gebäude wieder ein, und seine Schreckensregierung hat ein Ende. Dieses und der Mangel an Bildung hat die Gründung eines großen Reichs im Innern Afrika's verhindert. Pingola nahm auf seinen Eroberungszügen eine Menge Schmiedeblasebälge mit. Die Pfeilspitzen wurden geglüht, ehe sie in eine Stadt geschossen wurden, und jede Wunde an Thieren und Menschen machte die größte Verwirrung. Nach Pingola kam

Sebituane, und nach diesem die Matebele von Mosilikatse, und diese aufeinander folgenden Einfälle haben die Batoka in einen Zustand gebracht, in dem sie natürlich sich an der Aussicht auf Befreiung und Frieden nur erfreuen können.

Sonntag den 10. December brachten wir im Dorfe Monze's zu, welcher als der Häuptling aller Batoka angesehen wird. Er wohnt nahe bei dem Hügel Kisekise, von wo man eine Aussicht auf wenigstens dreißig Meilen eines offenen wellenförmigen Landes hat, das mit kurzem Gras bedeckt ist und nur wenig Bäume aufzuweisen hat. Diese offene Strecke würde anderwärts als Weideland benutzt werden, aber die Leute haben hier keine Rinder und nur wenig Ziegen und Hühner. Sie wohnen im ganzen Lande in kleinen Dörfen zerstreut und bebauen große Gärten. Sie sollen deshalb so zerstreut wohnen, um beim Erscheinen eines Feindes Lärm machen zu können. In früherer Zeit lebten sie in größeren Städten. In der Ferne nach Südosten sahen wir Reihen dunkler Berge längs der Ufer des Zambesi; auch soll dort die Stromschnelle Kansala sein, welche die Schifffahrt hindert. Der Fluß soll oberhalb derselben ruhig fließen bis zum Lande Sinamane's, eines Batoka-Häuptlings, der ihn beherrschen soll, nachdem er unterhalb der Fälle wieder ruhigeren Lauf annimmt. Kansala ist die einzige Stromschnelle, von der ich hörte bis nach Kebrabasa, zwanzig bis dreißig Meilen oberhalb Tete. Im Norden erscheinen Berge am Horizont, welche an den Ufern des Kafue liegen sollen.

Der Häuptling Monze kam Sonntag Morgen zu uns, in einem langen Kleide und wälzte sich im Staube herum, wobei er schrie: „kina bomba.“ Der Anblick nackender Erwachsener, die sich auf der Erde wälzen, obgleich es zu unserer Ehre geschah, hat immer etwas Peinliches; ich dankte Gott, daß ich unter anderen Verhältnissen geboren war. Eine seiner Frauen begleitete ihn; sie wäre hübsch gewesen, wenn sie ihre Zähne geschont hätte; sie hielt eine kleine Streitaxt in der Hand und half ihrem Mann schreien. Sie war sehr aufgeregt, denn sie hatte noch nie einen Weißen gesehen. Wir hatten Monze gerne, denn er fühlte sich bald heimisch unter uns und unterhielt uns fast den ganzen Tag. Ein Ortsvorsteher nach dem andern erschien, und jeder beschenkte uns mit Erdnüssen, Mais und Korn. Monze gab uns eine Ziege und ein Huhn, und freute sich sehr über einige Tücher, die ich

in dem Packete auf der Insel gefunden hatte. Sie waren aus Kattun und erregten seine Aufmerksamkeit in hohem Grade, und als ich seinem Kinde ein buntes Tuch wie einen Shawl um den Hals band, sagte er, er wolle sein ganzes Volk herbeirufen, damit es um das Kind herumtanze. Ich sagte ihnen, meine Absicht sei, einen Weg zu öffnen, auf welchem sie Waaren für Elfenbein bekommen könnten und ihre Kinder nicht mehr zu verkaufen brauchten, und ich frug Monze und die bei ihm waren, ungefähr 150 Mann, ob sie etwas dagegen hätten, wenn ein Weißer unter ihnen lebe und sie belehre. Alle freuten sich bei der Aussicht auf einen Weißen und auf einen Handelsweg, und sagten, sie würden ihn und sein Eigenthum beschützen. Da es von großer Wichtigkeit sein würde, Stationen in diesem gesunden Distrikte zu haben, so stellte ich die Frage auf, wohin die Weißen, wenn sie kommen würden, sich begeben könnten. Ihre Antwort besagte nicht viel mehr, als ich schon wußte, ein vernünftiger Weißer würde überall willkommen und sicher sein. Wenn er es aufrichtig meint und nur das Wohl des Volks im Auge hat, so wird er bald im ganzen Lande als Wohlthäter bekannt werden. Niemand verlangt hier christliche Belehrung, denn man hat keine Vorstellung davon. Aber das Volk ist durch die erlittenen Plagen tief erniedrigt und scheint in einer für die Aufnahme des Evangeliums günstigen Lage zu sein. Die allmälige Wiederherstellung ihres früheren Rinderreichthums und die Belehrung würde wohlthätig auf sie einwirken. Ihre Sprache ist ein Dialekt der übrigen Negersprachen im großen Thale, und da viele Batoka, die unter den Makololo leben, beide Sprachen, ihre eigene und das Sitschuana, verstehen, so würden auf diese Weise Missionare sich bald verständlich machen lernen.

Monze war nie von einem Weißen besucht worden, aber er hatte schwarze eingeborene Händler gesehen, welche, wie er sagte, nach Elfenbein, nicht nach Sklaven kamen. Er hatte gehört, daß weiße Männer weit östlich von ihm zu Cazembe reisten, und meinte wohl Pereira, Lacerda und andere, welche jenen Häuptling besucht hatten.

Die Flüsse in diesem Lande sind nicht perennirend; ich fand nicht einen, der zur Bewässerung tauglich gewesen wäre. Es giebt nur wenig Waldung, hier und da sieht man einzelne große Bäume oder kleine Gruppen immergrüner Bäume, aber die Fülle an Mais und Erdnüssen, die wir fanden, beweist, daß es hier mehr

als im Betschuanenlande regnet, denn dort versucht man es nie, Mais zu bauen, außer in den feuchten Vertiefungen in der Nähe der Flußufer. Die Weide ist vortrefflich für Schafe und Rinder. Meine eigenen Leute, welche das Land genau kennen, behaupteten, daß es durch und durch Gartenland ist und daß die Getreidearten, welche fetteren Boden als das Kaffernkorn verlangen, hier ohne weitere Pflege gedeihen. Selten ist der Boden steinig.

Es kamen aus einem Dorfe die Leute nach unserem Lager, und da sie ihr Haar wie die Baschukulompo trugen, so hatten wir Gelegenheit, dies hier zum erstenmal genauer zu untersuchen. Ein Kreis von Haaren auf der Spitze des Kopfs, acht Zoll oder mehr im Durchmesser, wird in einen acht bis zehn Zoll hohen Kegel mit stumpfer Spitze geflochten, manchmal etwas nach vorn geneigt, so daß das Ganze helmartig aussieht. Manche haben einen solchen Kegel, der an der Grundfläche vier bis fünf Zoll Durchmesser hat. Man sagt, daß man noch Thierhaare dazu nimmt; die Seiten des Kegels waren wie Korbflechtwerk. Die Haartour des Ortsvorstehers lief nicht in eine Spitze, sondern in einen langen Stab aus, der eine volle Elle über den Kopf hervorragte. Das Haar an der Stirn, über den Ohren und hinten wird kahl abrasirt. Nach dem Flechten soll man anfangs Schmerz empfinden, da die Kopfhaut heftig nach oben gezogen wird; doch gewöhnt man sich daran. Monze sagte mir, alle seine Leute wären früher so gekleidet gewesen, aber er wünsche es nicht mehr. Ich bat ihn auch, die Sitte abzuschaffen, daß man sich Zähne



Haartracht der Baschukulompo.

ausschlägt, aber er lächelte, als wenn dies doch zu viel von ihm verlangt wäre.



Haartracht der Baschukulompo.

Monze kam am Montag Morgen und schenkte mir beim Abschied ein Stück Fleisch von einem Büffel, der am Tage vorher von Löwen getödtet worden war. Wir gingen über den Makoe, der westwärts in den Kafue fließt, und von hier wandten wir uns nordwärts, um den einflußreichen Häuptling Semalembue zu besuchen. Wir schliefen in einem Dorfe der Schwester Monze's, die denselben Namen führte. Er und seine Schwester sahen weibisch aus, sind aber dadurch entstellt, daß sie sich die oberen Vorderzähne ausgeschlagen haben.

Es ist selten, daß aus solchen, die im Gefängniß gesessen haben, etwas Gutes wird; aber der erste, der uns in dem Dorfe der Schwester Monze's zu begrüßen kam, war der Gefangene, den wir früher befreit hatten. Er kam mit einem schönen Geschenk von Korn und Mehl, und nachdem er den um uns versammelten Dorfbewohnern unsere Güte gepriesen, frug er sie: „Was steht ihr da und gafft? Wißt ihr nicht, daß sie einen Mund wie andere Menschen haben?“ Er ging und holte Gras und Holz zu unserer Bequemlichkeit und einen Kochtopf.

12. December. — Am Morgen regnete es anhaltend. Der Regen kam aus Norden, und dies war das erste Mal, wo wir in so südlicher Breite aus jener Himmelsgegend ihn kommen sahen. Im Betschuanenlande kommt anhaltender Regen stets aus Nordosten oder Osten, in Loanda und Angola aus Norden. In Pungo Andongo ist deshalb die weiße Tünche von der Nordseite der Häuser rein abgewaschen. Gegen Mittag klärte sich der Himmel auf, und Monze's Schwester begleitete uns etwa zwei Meilen weit. Beim Abschied sagte sie uns, sie hätte nach einem fernen Dorfe den Befehl ergehen lassen, Nahrungsmittel an den Ort zu bringen, wo wir schlafen würden. Sie war erfreut über die Aussicht auf Frieden und sagte, es wäre so angenehm zu schlafen, ohne vor jemandem zu zittern, der einem mit einem Speere nachstellt.

Vor uns lagen Hügelreihen, Tschamai genannt, mit Bäumen bedeckt. Wir überschritten das Flüßchen Natschakinta, das westwärts in den Kafue mündet, und passirten Rücken von demselben Glimmerschiefer, der in Golungo Alto so häufig ist; hier war er von röthlichem Porphyr und fein lamellirtem Feldspathkies mit Trapp überlagert. Die Neigung dieses Gesteins ist jedoch nicht nach dem Centrum des Continents, wie in Angola, denn seit wir die Granitmasse am Kalomo passirt, neigen sich die Felsen, welche namentlich aus Glimmerschiefer bestehen, nach Osten. Näher am Zambesi tritt wieder ein entschiedener Wechsel in der Neigung ein, wie wir später bemerken werden. Die Hügel längs dieses Flusses erschienen jetzt zu unserer Rechten als eine hohe dunkele Kette, während die von Kafue eine niedrige blaue Kette mit Unterbrechungen bilden. Wir kamen über zwei nie austrocknende Bächlein, die ebenfalls in den Kafue münden. Das Land ist sehr fruchtbar, doch die Vegetation nirgends üppig. Das Wasser siedet bei 204°, wir waren also noch nicht so tief, wie bei Linyanti; aber die Masuka-Bäume, und viele andere, die uns bekannt geworden waren, lagen jetzt hinter uns. Jetzt erschienen, was in den Wäldern von Angola und Benguela so gewöhnlich ist, Orseille und Flechten an den Bäumen und Moos auf dem Boden, aber nirgends auf den östlichen Abhängen sahen wir Farrn, die wir in Angola überall trafen. Auch Orseille und Moos fand sich nur in kleinen Quantitäten.

Die Leute auf unserm Wege versorgten uns reichlich mit Lebensmitteln. Sie hatten irgendwie erfahren, daß ich Arzneien

bei mir führte, und brachten mir ihre kranken Kinder herbei, was meine Leute ärgerte, da sie die Arzneien für sich behalten wollten. Einige der Kinder litten am Keuchhusten, einer der wenigen Krankheiten, welche hier epidemisch auftreten.

Als wir die Wälder passirten, hörte ich zum ersten Male den Vogel Mokwa reza, d. h. Gottes Schwiegersohn (Micropogon sulphuratus?). Er rief, wie die Eingeborenen meinen, pula, pula, d. h. Regen, Regen. Er soll dies nur vor heftigen Regengüssen thun. Wahrscheinlich ist es ein Kukuk, denn wie man mir erzählte, wirft er die Eier der auf dem Rücken weiß aussehenden Senegalensischen Krähe aus dem Neste, und legt seine eigenen dafür hinein. Man betrachtet ihn als einen günstigen Vogel. Die Krähe dagegen steht in schlechtem Rufe, und wenn der Regen ausbleibt, so sucht man ihr Nest auf und zerstört es, um dadurch den Zauber zu lösen, mit dem sie die Fenster des Himmels verschließt. Alle anderen Vögel vereinigen sich jetzt morgens zu vollem Chor, und wenigstens zwei von ihnen singen sehr laut und schön.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schönes Thal. — Büffel. — Meine Leute tödten zwei junge Elephanten. — Die Jagd. — Wie man die Höhe lebender Elephanten mißt. — Das Wild ist hier kleiner als im Süden, obwohl es hier mehr Nahrung für sie giebt. — Der Elephant ist ein leckerer Gast. — Semalembue. — Seine Geschenke. — Freude bei der Aussicht in Frieden zu leben. — Handel. — Die Haartracht seiner Leute. — Ihre Art zu grüßen. — Altes Lager. — Sebituane's frühere Residenz. — Furth über den Kafue. — Flußpferde. — Hügel und Dörfer. — Geologische Bildung. — Außerordentliche Menge großes Wild. — Seine Zahmheit. — Regen. — Weniger Krankheit als auf der Reise nach Loanda. — Ursache. — Angriff eines Elephanten. — Hoher Grad animalischen Lebens am Zambesi. — Das Wasser des Flusses wird trübe. — Eine Insel mit Büffeln und Menschen. — List der Eingeborenen um Wild zu tödten. — Die Tsetse ist jetzt im Lande. — Landbau. — Ein Albino wird von seiner Mutter ermordet. — Tlolo. — Weiber, deren Mund einem Entenschnabel ähnlich ist. — Erste Anzeichen des Sclavenhandels auf dieser Seite des Continents. — Selole's Feindseligkeit. — Eine bewaffnete Schaar wird zum Besten gehabt. — Ein italienischer Plünderer wird erschlagen. — Die Lebenszähigkeit des Elephanten. — Ein Wort an junge Jäger. — Oswell's Abenteuer mit einem Elephanten; er entkommt mit genauer Noth. — Mburuma's Dorf. — Argwohn erregendes Benehmen seines Volkes. — Die Führer suchen uns zurückzuhalten. — Das Volk und Dorf der Ma Mburuma. — Wie unsere Führer uns schildern.

13. December. — Das Land wird sehr schön und ist von tiefen Thälern durchschnitten; das unter dem Boden liegende vulkanische Gestein bewirkt große Fruchtbarkeit. Es giebt hier außerordentlich viel großes Wild. Die Büffel lieben freie Stellen und

Anhöhen, an denen sie sich den Tag über aufhalten. Wir überschritten den Mbai und fanden in seinem Bette rosenfarbenen Marmor. Einige Hügel in seiner Nähe bestehen auf den Spitzen aus schönem weißen Marmor, am Grunde aus vulkanischem Gestein. Auf diesen Hügeln fallen oft heftige Regengüsse und verursachen so reißende Fluthen in den kleinen Bächen, daß fünf meiner Leute, welche nach dem andern Ufer gegangen waren, um Holz zu holen, zurückschwimmen mußten. Die Temperatur wird durch den täglichen Regen bedeutend gemildert. Manchmal stand das Thermometer bei Sonnenaufgang auf 68°, bei Sonnenuntergang auf 74°, im Allgemeinen jedoch bei Sonnenaufgang zwischen 72 und 74°, zu Mittag zwischen 90 und 96°, bei Sonnenuntergang zwischen 80 und 84°. Doch war der Eindruck der Temperatur kein angenehmer.

14. December. — Wir betraten ein sehr schönes Thal, das reich an großem Wilde war. Ich sah einen Büffel liegen und wollte ihn für unsere Bedürfnisse haben. Drei Kugeln tödteten ihn nicht, und als er sich wandte, wie um uns anzugreifen, suchten wir hinter Felsen Schutz. Ehe wir diese erreichten, fanden wir, daß drei Elephanten, wahrscheinlich durch den Lärm herbeigelockt, uns den Weg dahin abgeschnitten hatten; doch sie wandten sich plötzlich, und so konnten wir die Felsen erreichen. Da sahen wir, wie der Büffel schnell davon lief, und um nicht ganz leer auszugehen, schoß ich nach dem letzteren der Elephanten, und zerschmetterte ihm, zur großen Freude meiner Leute, das Vorderbein. Die jungen Leute brachten ihn bald zum Stehen, und ein Schuß in's Gehirn tödtete ihn.

Am folgenden Tage, während meine Leute den Elephanten zerlegten, kamen die Dorfbewohner in Menge herbei, um an dem Schmause theilzunehmen. Wir saßen an der Seite eines schönen grünen Thales, das hier und da Bäume trug und von unzähligen Bächlein durchschnitten war. Ich hatte mich von dem Lärm zurückgezogen, um zwischen lamellirtem Kiesgestein eine Beobachtung anzustellen, als ich ein Elephantenweibchen mit seinem Jungen in einer Entfernung von etwa zwei Meilen am Ende des Thales erblickte. Das Junge wälzte sich im Schlamm und seine Mutter fächelte sich mit ihren großen Ohren. Als ich sie mit dem Glase betrachtete, sah ich, wie eine lange Reihe meiner Leute an der andern Seite erschien, und Sekwebu kam und sagte mir,



Ein weiblicher Elephant, der sein Junges vertheidigt, wird mit Wurfspiessen verfolgt.

sie wären mit den Worten fortgezogen: „Unser Vater wird heute sehen, was für Leute er hat." Ich ging dann an der Seite des Thales höher hinauf, um zuzusehen, wie sie jagten. Das arme Thier, das die Annäherung eines Feindes nicht ahnte, säugte sein Junges, das etwa zwei Jahre alt sein mochte; hierauf gingen sie zusammen in eine Schlammgrube und bestrichen sich über und über damit, wobei das Junge um seine Mutter herumsprang, mit den Ohren klatschte, und den Rüssel immer hin und her warf, ganz nach Elephantenweise. Das alte Weibchen klatschte mit den Ohren, und wedelte mit dem Schwanze, als wäre es außerordentlich vergnügt. Hierauf begannen die Feinde zu pfeifen, indem sie in ein Rohr oder in die zusammengehaltenen Hände bliesen, wie Knaben mit einem Schlüssel pfeifen. Sie rufen, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen: „O Häuptling! Häuptling! wir sind gekommen Dich zu tödten. O Häuptling! Häuptling! viel mehr werden außer Dir noch sterben müssen! Die Götter haben es gesagt u. s. w." Beide Thiere spitzten die Ohren und lauschten; dann verließen sie ihr Bad, als die Leute auf sie zustürzten. Das Junge lief voran, nach dem Ende des Thales zu, kehrte aber, als es dort die Männer gewahrte, zu seiner Mutter zurück. Sie stellte sich vor ihr Junges auf die Seite, von welcher die Gefahr drohte, und bewegte ihren Rüssel wie zum Schutze über ihm hin und her. Wiederholt sah sie sich nach den Männern um, die unaufhörlich schrieen, sangen und pfiffen. Dann sah sie wieder auf ihr Junges und lief bald neben, bald hinter ihm, gleich als wäre ihr Gefühl getheilt zwischen der Angst, ihr Junges zu schützen, und dem Wunsche, sich an dem Uebermuth der Verfolger zu rächen. Die Männer hielten sich hundert Schritt hinter und neben ihr, bis sie über ein Bächlein gehen mußte. Die Zeit, welche sie brauchte, um das jenseitige Ufer zu erreichen, benutzten die Männer um bis an den Rand heranzukommen und aus einer Entfernung von etwa zwanzig Ellen ihre Speere nach ihr zu werfen. Nach dem ersten Angriff lief das Blut an ihrer Seite herunter, und indem sie an ihre eigene Flucht dachte, schien sie ihr Junges ganz aus den Augen zu lassen. Ich hatte schon vorher Sekwebu mit dem Befehl abgeschickt, sie sollten das Junge schonen. Dieses lief sehr schnell, doch weder die Alte noch das Junge galoppirten; ihr schnellster Schritt ist nur ein scharfer Gang. Ehe

Sekwebu sie noch erreichen konnte, hatte sich das Junge in das Wasser geflüchtet und war getödtet worden. Der Schritt der Alten wurde immer langsamer. Mit einem fürchterlichen Schrei wandte sie sich um und machte einen wüthenden Angriff mitten unter die Leute. Sie liefen ihr alle aus dem Wege, und da sie gerade aus lief, so rannte sie mitten durch sie hindurch und kam Niemandem zu nahe, außer Einem, der ein Stück Zeug auf der Schulter trug. Helle Kleidung ist in solchen Fällen immer gefährlich. Sie wiederholte ihren Angriff drei- bis viermal, kam aber, das erste Mal ausgenommen, nie weiter als hundert Ellen. Sie blieb oft stehen, wenn sie ein Bächlein überschritten hatte, und trotzte den Männern, obwohl sie immer frische Speere empfing. Durch die unaufhörlichen Speerwürfe und den Blutverlust wurde sie endlich getödtet; sie nahm noch einen kurzen Anlauf, dann taumelte sie und sank todt auf das Knie nieder. Ich hatte nicht die ganze Jagd mit angesehen. Ich wandte mich von diesem Schauspiel der Vernichtung dieser edlen Thiere, die man in Afrika sich so außerordentlich nützlich machen könnte, mit einem krankhaften Gefühl ab, und auch der Gedanke, daß das Elfenbein mir gehöre, hatte keinen Einfluß darauf. Ich bedauerte ihren Tod, namentlich den des Jungen, da wir so viel Fleisch auf einmal gar nicht brauchten; aber ich muß hinzufügen, daß ich jenes Gefühl nicht empfand, als mein eigenes Blut einen Tag vorher in Wallung war. Wir sollten wohl eigentlich solche Thaten, mit denen wir selbst uns nicht befassen möchten, gelinder beurtheilen. Hätte ich nicht früher dasselbe gethan, so wäre ich wohl auf meine eigene höhere Humanität stolz gewesen, als ich mich mit Widerwillen von dem Schauspiel abwandte.

Der zuerst getödtete Elephant war ein noch nicht ausgewachsenes Männchen; seine Höhe betrug am Widerrist 8 Fuß 4 Zoll, der Umfang der Vorderfüße 44 Zoll $\times$ 2 = 7 Fuß 4 Zoll. Das Weibchen war vollständig ausgewachsen und 8 Fuß 8 Zoll hoch; der Umfang der Vorderfüße betrug 48 Zoll $\times$ 2 = 8 Fuß (96 Zoll). Wir fanden später, daß ausgewachsene männliche Elephanten hier am Widerrist eine Höhe von 9 Fuß 9 Zoll bis 9 Fuß 10 Zoll erreichen; der Umfang der Vorderfüße betrug 4 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll $\times$ 2 = 9 Fuß 7 Zoll. Ich führe diese Details an, weil man die allgemeine Regel aufgestellt hat, daß der Umfang der Spur, die ihr Vorderfuß auf dem Boden zurückläßt, zweimal genommen, die

Höhe des Thieres gibt. Da die Spur auf dem Boden etwas größer ist, als der Fuß selbst, so sollten sie ein genaues Maß für die Größe jedes Elephanten abgeben; aber meine obigen Angaben zeigen, daß es nur auf ausgewachsene Thiere anwendbar ist. Die bedeutendere Größe der südafrikanischen Elephanten ist zugleich ein gutes unterscheidendes Merkmal derselben von den indischen Elephanten; hier aber nähern sie sich hinsichtlich ihres Umfanges einander mehr, da ein Weibchen ungefähr ebenso groß ist wie ein gewöhnliches Männchen in Indien. Aber das Ohr des afrikanischen Elephanten ist ein äußeres Zeichen, in dem sich, selbst auf dem Bilde, Niemand irren kann. Das Ohr des jetzt getödten Weibchens betrug vier Fuß fünf Zoll von oben nach unten und vier Fuß horizontal gemessen. Ich sah einen Eingeborenen, der unter ein solches Ohr kroch und vor dem Regen vollkommen geschützt war. Das Ohr des indischen Elephanten ist nicht den dritten Theil so groß. Die Abbildungen von Elepanten auf alten Münzen zeigen, daß die Alten diesen charakteristischen Punkt ganz richtig erkannten, und Cuvier sagt wirklich, Aristoteles habe dies besser gewußt als Buffon.

Es interessirte mich sehr zu wissen, ob man die afrikanischen Elephanten zähmen könne, und durch die Güte meines Freundes, des Admirals Smyth, bin ich in den Stand gesetzt, dem Leser über diesen Punkt endgültigen Bescheid zu geben. Auf zwei Medaillen aus seinem Werke: beschreibender Katalog seines





Cabinets großer römischer Kupfermünzen, erkennt man an der Größe der Ohren sofort, daß man wirklich afrikanische Elephanten vor sich hat. Sie waren noch gelehriger als die asiatischen und ließen sich in allerlei Kunststücken unterrichten, wie im Tanzen, auf dem Seile gehen u. s. w. Eine der Münzen ist von

Justinian dem Aeltern, die andere von Septimius Severus 179 nach Christus geschlagen. Der Elephant wurde von Afrika nach Rom gebracht. Am Kap hat man nie den Versuch gemacht, dieses höchst nützliche Thier zu zähmen, und in England hat man noch nie einen gesehen. Nur ein sehr junges Kalb dieser Art ist im Britischen Museum.

Der im Vergleich mit dem Süden außerordentliche Reichthum an Futter in diesem Lande könnte zu dem Schlusse führen, daß die Thiere weit größer werden müßten; aber genaue Messung bestätigte den Eindruck, den der bloße Anblick der Thiere auf mich machte, daß nämlich die nördlich vom 20° lebenden Thiere kleiner waren, als dieselben Racen südlich von diesem Breitegrade. Als wir, Oswell und ich, zum erstenmale ausgewachsene männliche Elephanten am Flusse Zouga sahen, schienen sie nicht größer als die Weibchen (die immer kleiner sind als die Männchen) zu sein, die wir am Limpopo trafen. Dort erreichen sie eine Höhe von mehr als zwölf Fuß. Am Zouga war einer, den ich maß, elf Fuß vier Zoll, und in diesem Distrikte neun Fuß zehn Zoll hoch. Doch werden die Zähne immer größer, je näher dem Aequator. Leider habe ich nie andere Thiere im Süden gemessen, aber als ich dieselben Thiere im Norden wiedersah, empfing ich rücksichtlich ihrer Abnahme an Größe den schon angeführten Eindruck. Als wir zum erstenmale Kudu's sahen, waren sie so bedeutend kleiner als die, welche wir gewöhnlich im Süden fanden, daß wir zweifelten, ob es vielleicht eine neue Art Antilopen sei, und auf das Letsche, das man südlich vom 20° nirgend sieht, folgte das Poku, je weiter nördlich wir kamen. Es ist dies wirklich nur eine kleinere Species Antilopen von rötherer Farbe. Ein großer Unterschied herrscht auch hinsichtlich der Hausthiere; doch ist der örtliche Einfluß auf sie nicht so deutlich ausgeprägt. So sind die Batoka-Rinder außerordentlich klein und sehr schön, zwischen den Augen sehr breit, außerdem sehr muthwillig. Sie sind viel kleiner, als die ursprünglichen Rinder im Süden, während die im Barotse-Thale, unter denselben Breitengraden wie die Batoka, größer sind. Sie mögen vom Westen gekommen sein, da die Rinder unter dem Einflusse der Seeluft, wie bei der kleinen Fischbai, in Benguela, in Ambriz und längs jener Küste, sehr groß sind. Die sechs Fuß hohen Rinder am Ngami-See mit großen Hörnern sind wahr-

scheinlich eben daher gekommen. Auch die Ziegen sind kleiner, die Haushühner sind im ganzen Lande sehr kein, selbst die Hunde, außer wo die Einwohner die Racen durch Importation von den Portugiesen verbessern können. Wie die Barotse-Rinder eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, so auch die Barotse-Hunde; es sind große wild aussehende Thiere, aber in der Wirklichkeit sehr feig. Es ist merkwürdig, daß eine Abnahme an Größe stattfindet, wo so viel Futter vorhanden ist; aber die tropischen Klimate scheinen der Entwickelung der Menschen und Thiere ungünstig zu sein. Es liegt dies nicht in Nachlässigkeit rücksichtlich der Zucht. Denn die Eingeborenen wählen immer die größeren und stärkeren Männchen als Stamm, und dieselbe Einrichtung herrscht auch in der Natur, denn nur dadurch, daß sie ihre schwächeren Nebenbuhler überwinden, erlangen die wilden Männchen Gewalt über die Heerde. Sie haben stets Narben von den im Kampfe erhaltenen Wunden. Der Elephant, den wir gestern tödteten, hatte einen Nabelbruch, so groß wie ein Kinderkopf, wahrscheinlich in Folge eines Stoßes von einem Nebenbuhler. Das Weibchen war von dem Männchen verwundet worden; zwei Wunden an der Seite waren noch nicht zugeheilt, im Rüssel war ein sechs Zoll langes klaffendes Loch, und da es nur etwa einen Fuß von der Spitze war, so muß es ihm beim Trinken hinderlich gewesen sein.

Rücksichtlich der Nahrungsmengen, welche diese und andere große Thiere nothwendig verlangen, sind noch nicht genügende Beobachtungen angestellt worden. Der Elephant z. B. ist ein sehr leckerer Gast, und liebt namentlich gewisse süßschmeckende Bäume und Früchte. Er wählt sich den Mohonono, Mimosen und andere Bäume, welche viel Zucker, Schleim und Gummi enthalten. Man sieht ihn seinen Kopf nach einer hohen Palmyrapalme erheben und sie hin und her schütteln, damit ihre Früchte herabfallen; er liest sie dann einzeln auf und verzehrt sie. Auch holt er sich von dem Masuka und anderen Fruchtbäumen die süßen Früchte eine nach der andern herunter. Er gräbt Zwiebeln und Knollen aus, doch verdaut er sie nicht vollständig. Bruce spricht von unverdauten Stückchen Holz, die er in ihren Excrementen fand und auch Blätter und Samen gehen unverdaut wieder fort. Die holzigen Fasern der Wurzeln und Aeste gehen fast wie Werg fort, nachdem der Nahrungsstoff aus ihnen ausgezogen ist. Darin,

daß sie namentlich solche Nahrungen auswählen, welche viel Schleim und Gummi enthalten, liegt der Grund dafür, daß Elephanten der Vegetation eines Landes nur geringen Schaden thun, sie sehen mehr auf die Qualität als die Quantität. Das Fett, welches man in ihnen findet, wird von den Einwohnern sehr geschätzt; sie benutzen es als Nahrungsmittel und zum Salben.

Nachdem wir das Elephantenthal verlassen hatten, passirten wir ein sehr schönes, aber nur dünn bevölkertes Land. Die Grundlage bildet Trapp und Adern von Talkgneis. Die Trappsteine liegen oft auf den Kanten, oder neigen sich in nördlicher oder südlicher Richtung. Die Streichungslinie ist im Allgemeinen nach Nordosten, die Richtung, in welcher wir reisten. Am Losito hatte der Trapp Hornblendenschiefer, Glimmerschiefer und verschiedenem Schörlgestein Platz gemacht. Wir waren jetzt in die Region gekommen, wo das Aussehen der Gesteine den Eindruck macht, daß heftige Gewalt längs des Bettes des Zambesi thätig gewesen ist. Aus der Art und Weise, wie die Felsen zu beiden Seiten des Flußbettes vorgedrängt worden sind, schließe ich, daß die Gewalt, welche die Risse der Victoria-Fälle hervorbrachte, dem Flusse unten seine Richtung bestimmte, und ihm ein Bett von den Wasserfällen bis jenseit der Schlucht von Lupata grub.

Nachdem wir den kleinen Bach Losito und die Hügelreihen passirt waren, erreichten wir am 18. November die Residenz Semalembue's. Sein Dorf liegt am Fuße der Höhenzüge, durch welche der Kafue seinen Weg nimmt, nahe am Ufer dieses Flusses. Der Kafue, manchmal auch Kahowhe oder Baschukolompo genannt, ist hier mehr als 200 Ellen breit und voller Flußpferde, man sieht die Jungen ihrer Mutter auf dem Halse sitzen. Hier hatten wir etwa das Niveau von Linyanti erreicht.

Semalembue besuchte uns am Tage nach unserer Ankunft und sagte, er hätte oft von mir gehört, und jetzt, wo er das Vergnügen habe mich zu sehen, fürchte er, daß ich die erste Nacht in seinem hungrigen Dorfe schlafen sollte. Dies war eine höfliche Manier uns ein Geschenk anzubieten, denn er gab uns hierauf fünf bis sechs Körbe Mehl und Mais und eine ungeheure Menge Erdnüsse. Am nächsten Morgen folgten noch etwa zwanzig Körbe Mehl. Ich konnte ihm seine Güte nur schlecht vergelten, aber

er nahm meine Entschuldigung höflich auf, und sagte: er wisse, daß in dem Lande, aus welchem wir kämen, nichts zu haben sei, und als ich ihm die Friedensbotschaft verkündigte, war er sehr erfreut und sagte: „jetzt werde ich fleißig bebauen, in der Hoffnung im Frieden zu essen und zu schlafen.“ Es ist bemerkenswerth, daß alle, mit denen wir verkehrten, sich fest an den Gedanken hielten, im Frieden zu leben, da sie hierin wahrscheinlich die Folge des Evangeliums erkannten. Sie verlangen keine Erklärung für das Dasein der Gottheit; Sekwebu gebraucht das Wort Reza, und dies scheint von allen verstanden zu werden. Wie die Neger im Allgemeinen, haben sie starken Hang zum Götzendienst, und ich hörte, daß Semalembue von den umliegenden Stämmen viel Elfenbein erhält, weil sie glauben, er besitze übernatürliche Kräfte. Er gibt es weiter an die Häuptlinge am Zambesi und erhält dafür englische Baumwollenwaaren, welche von Babisa-Händlern aus Mozambique gebracht werden. Meine Leute fingen hier an ihre Perlen und sonstigen Schmuck für Baumwollenzeuge zu verkaufen. Semalembue war von etwa vierzig, lauter großen Männern begleitet. Sie haben viel Wolle auf den Köpfen, die manchmal auf dem Wirbel in einen spitz zulaufenden Knäuel zusammengebunden wird. Die Stirn und die Stellen um die Ohren werden bis an jenen Knäuel abgeschoren. Andere raufen das Haar auf einer Seite aus und flechten es zu kleinen Zöpfen. Die übrigen Haare werden über die kahlen Stellen gezogen und hängen über die Ohren, so daß es aussieht, als hätten sie eine Mütze schief auf den Kopf gesetzt.

Man begrüßt sich mit Händeklatschen. Verschiedene Trupps Weiber kamen aus den umliegenden Dörfern, um den weißen Mann zu sehen, schienen sich aber alle zu fürchten. In Folge dieser Furcht, die ich nur selten beruhigen konnte, klatschten sie, wenn ich sie anredete, nur noch heftiger mit den Händen. Sekwebu war der einzige von den Makololo, der diesen Theil des Landes kannte, und nach seiner Ansicht war dies ein Land, das sich für die Niederlassung eines Stammes ganz vortrefflich eignete. Die Eingeborenen haben im Allgemeinen eine gute Vorstellung von der Natur des Bodens und der Weide, und Sekwebu sprach mit großer Beredtsamkeit davon, wie trefflich dieses Land im Stande sei, die Bedürfnisse der Makololo zu befriedigen. Hier ist gewiß noch für tausend und aber tausend Menschen Platz.

Nahe am Losito passirten wir ein früheres Lager der Matebele, bei denen Sekwebu gelebt hatte. Beim Anblick der Gebeine von den Ochsen, die sie verzehrt hatten, und des Ortes, wo die wilden Tänze stattgefunden hatten, obwohl jetzt alles öde und leer war, brach der arme Kerl in einen wilden Matebele-Gesang aus. Er zeigte uns einen Ort, etwa zwei und eine halbe Tagereise westlich vom Semalembue, wo Sebituane früher gewohnt hatte. Auf den Hügeln hier ist eine heiße Quelle, Nakalombo, aus welcher Dampf kommt; man sieht sie aus einiger Entfernung.

Dieser Theil des Landes gefällt den Makololo ganz besonders, und würde wahrscheinlich einen günstigen Punkt zur Bildung eines Civilisations-Centrums abgeben. Im Norden ist ein ausgedehntes ebenes Land, das von den Baschukolompo und anderen Stämmen bewohnt sein soll, die große Mengen Getreide, Erdnüsse, Bataten u. s. w. bauen. Auch ziehen sie Zuckerrohr. Wenn sie Absatz fänden, würden sie sich gewiß gern zur Baumwollenkultur entschließeu, aber sie sind nicht an die friedliche Beschäftigung mit Handel gewöhnt. Alle treiben gern Handel, aber sie kennen nur den mit Elfenbein und Sclaven.

Der Kafue tritt bei Semalembue's Dorf in eine enge Schlucht; da die Hügel nördlich davon Bolengwe heißen, so benenne ich die Schlucht danach (15° 48′ 19″ südlicher Breite, 28° 22′ östlicher Länge). Semalembue sagte, er müßte uns jenseit des Flusses sehen; daher begleitete er uns bis an einen Paß etwa eine Meile südlich von seinem Dorfe und als wir zwischen die Hügel kamen, fanden wir die Furth des Kafue. Beim Abschiede gab ich Semalembue ein Hemd, und er verließ uns, wie es schien, sehr erfreut.

Die Furth war wenigstens 250 Ellen breit, aber felsig und seicht. Nachdem wir in einem Kahne übergesetzt waren, gingen wir am linken Ufer weiter und waren vollkommmen von hohen Bergen eingeschlossen. Jedes Fleckchen Land zwischen dem Fluß und den Bergen ist bebaut; außerhalb der Hügel ist viel Gartenland; viele Gruben sind angelegt, um das Getreide vor den Flußpferden zu schützen. Da diese Thiere noch nicht durch Flinten beunruhigt worden sind, so waren sie ganz zahm und nahmen keine Notiz von uns, als wir vorüber zogen. Wir sahen viele junge Flußpferde, nicht viel größer als Dachshunde, die ihrer

Afrika

iles

5000 Fuß. Kalomo. Wasser siedet bei 2022.



ıit.

ıitt ist

ı Osten

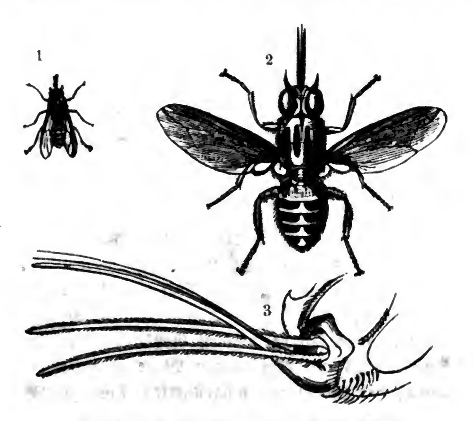
Mutter auf dem Halse saßen, wobei sie ihre kleinen klugen Köpfe zwischen den Ohren der Alten emporreckten; wenn sie größer werden, sitzen sie auf dem Widerrist. Da wir Fleisch brauchten, schossen wir ein ausgewachsenes Weibchen, und fanden, wie schon früher, daß das Fleisch dem Schweinefleisch sehr ähnlich war. Das Thier war vier Fuß zehn Zoll hoch, und von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel zehn Fuß sechs Zoll lang. Sie scheinen streitsüchtig zu sein, denn Männchen und Weibchen waren mit Narben bedeckt, und die jungen Männchen werden oft von den älteren getödtet. Einen solchen Fall erlebten wir in der Nähe der Wasserfälle.

Wir fanden eine Menge kleiner Dörfer zwischen den Hügeln, als hätten die Bewohner allen Grund, sich vor den Beobachtungen ihrer Feinde zu verbergen. Während meine Leute das Flußpferd zerlegten, bestieg ich den Hügel Mabue asula (d. h. Steine riechen schlecht), und obwohl nicht der höchste in der Gegend, war er doch gewiß nicht mehr als hundert Fuß niedriger als die höchsten. Nach dem Siedepunkte des Wassers fand ich, daß er etwa 900 Fuß über dem Niveau des Flusses lag, also auf gleicher Höhe mit Linyanti. Diese Hügel schienen meinen Leuten von ungeheurer Höhe zu sein, denn sie waren nur an Ameisenhügel gewöhnt. Wenn sie von Bergen hörten, die bis über die Wolken reichen, hielten sie den Athem zurück und legten die Hände auf den Mund. Und als ich ihnen sagte, ihre Beschreibung vom Taba Tscheu ließe mich etwas ähnliches erwarten, so fand ich, daß die Vorstellung von einem wolkenbedeckten Berge ihnen nie in den Sinn gekommen war. Die Berge sehen allerdings sehr hoch aus, da sie steile Seiten haben. Aber ich hatte nach dem Siedepunkt des Wassers die Beobachtung gemacht, daß sie bedeutend niedriger sind, als die Spitzen des Höhenzuges, den wir verlassen hatten. Sie bilden eine Art niedrigen Rand außerhalb des östlichen Höhenzuges, gerade so wie die anscheinend hohen Berge von Angola (Golungo Alto) einen solchen Rand außerhalb des westlichen Höhenzuges bilden. Die Aehnlichkeit der Bildung und Natur der Felsen zu beiden Seiten des Continents war mir sehr auffällig. Doch ist ein Unterschied in der Structur der Höhenzüge, wie man aus dem beigefügten idealen geologischen Durchschnitt sehen kann.

Von diesem Hügel aus sieht man fünf verschiedene Hügel-

ketten, von denen Bolengo die westlichste, Komanga die östlichste ist. Die zweite heißt Sekonkamena, die dritte Funze. Zwischen ihnen zeigen sich viele konische Hügel; sie sind im Allgemeinen mit Bäumen bedeckt. Auf ihren Gipfeln haben sie schöne weiße Quarzfelsen, und einige tragen eine Decke von Dolomit. Im Westen der zweiten Kette giebt es große Massen Kyanit oder Disthene, und an den Abhängen der dritten und vierten viel magnetisches Eisenerz mit großem Metallgehalt. Die Abhänge dieser Hügelketten sind im Allgemeinen sehr steil, und dazwischen fließen kleine, nicht perennirende Bäche. Viele der Hügel sind durch Granit gehoben worden, wie der beim Kolomo. Gänge dieses Granits sieht man ungeheure Massen Glimmerschiefer und Quarz- oder Sandsteinschiefer in die Höhe drängen, so daß die Lagen an beiden Seiten hervorragen, wie Wäsche auf der Leine. Die oberste Lage ist immer Dolomit oder weißer Quarz. Semalembue wollte, wir sollten ein Stück nordöstlich gehen, und das Land der Babimpe passiren, und einige Leute dieses Volkes kamen, und schlugen uns vor diesen Weg zu wählen, da er bequemer sei; da wir aber gern nach dem Zambesi zurück wollten, so beschlossen wir die Hügel in der Richtung seines Zusammenflusses mit dem Kafue zu überschreiten. Die Strecke, welche in gerader Linie nur gering ist, kostete uns drei Tage. Die steilen Abhänge dieser Hügelkette erschöpften die Ochsen, und wir mußten zwei schlachten, von denen wir den einen, ein prächtiges Stück, das mit mehr als dreißig Streifen seiner eigenen Haut geziert war, die lose an ihm herabhingen, nach Sekeletu's Wunsche als ein Exemplar seiner Rinder mit zu den weißen Männern nehmen sollten. Wir sahen viele Elephanten zwischen den Hügeln; meine Leute tödteten drei derselben. Als wir die Höhe der äußeren Hügelreihe erreichten, hatten wir einen prächtigen Anblick. In geringer Entfernung unter uns sahen wir den Kafue, der sich durch eine mit Wald bekleidete Ebene nach dem Vereinigungspunkte hinschlängelte, und auf der andern Seite, jenseit des Zambesi, lag eine lange dunkle Hügelkette. Eine Reihe flockiger Wolken zeigte sich längs des Laufes des Zambesi an ihrem Fuße. Die Ebene unter uns, links vom Kafue, war reicher an großem Wild, als irgend ein Theil Afrika's, den ich bisher gesehen. Hunderte von Büffeln und Zebra's grasten an den offenen Plätzen, und majestätische Elephanten weideten hier, wie es schien, nichts als

den Rüssel bewegend. Ich wünschte, ich hätte eine Gegend, wie man sie so selten sieht, und die von der Erde verschwinden wird, je mehr Flinten in's Land kommen, photographisch aufnehmen können. Als wir herunterkamen, fanden wir, daß die Thiere alle ganz zahm waren. Die Elephanten standen unter den Bäumen, und fächelten sich mit ihren großen Ohren, gleich als wenn sie uns in einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Ellen gar nicht bemerkten. Die Menge der Thiere war ganz erstaunlich, und hier konnte ich mir ein Bild von der Zeit vergegenwärtigen, als noch die Megatheria ungestört in den Urwäldern lebten. Wir sahen eine Menge rother Schweine (Potamochoerus), die uns verwundert anstaunten. Die Leute wohnen auf Hügeln, und da sie keine Flinten haben, stören sie das Wild nur selten. Sie sind nicht einmal von Halbkasten besucht worden, und nur Babisa-Händler kommen dann und wann. Anhaltender Regen hielt uns einige Zeit an den Ufern des Tschiponga auf, und hier hatten wir das Unglück unter die Tsetse zu gerathen. J. E. Gray am Britischen Museum hat die Güte gehabt, mir eine Zeichnung des Insekts zu geben, mit dessen Verheerungen ich nur zu sehr be-



1. Die Tsetse. 2. Dieselbe vergrößert. 3. Der Rüssel.

kannt geworden bin. (Vergl. oben Band I. S. 101 folg.) Nr. 1. ist das Insekt etwas kleiner als im lebendigen Zustande, nach

einem Exemplar, das durch das Trocknen etwas zusammengezogen war; sie sind etwas größer als die gewöhnlichen Hausfliegen. Nr. 2 ist das Insekt vergrößert, und Nr. 3 zeigt vergrößert den Rüssel und den Giftknollen an der Wurzel desselben.

Wir versuchten an einem Morgen weiter zu ziehen, aber da es von frischem zu regnen anfing, mußten wir anhalten, und nach einer Stunde bis auf die Haut durchnäßt, wieder an unsern letzten Ort zurückkehren. Dieser Regen kam von Osten her, und man konnte die Wolken auf den Hügeln sehen, ähnlich wie das Tischtuch auf dem Tafelberg, von dem wir schon oben sprachen. Jetzt waren wir zum ersten Male wieder naß geworden, seit wir Sescheke verlassen hatten, denn ich hatte mir einige Erfahrung durchs Reisen erworben. In Loanda trotzten wir dem Regen, und da ich mich nie gern durch fließendes Wasser tragen lassen wollte, war ich beständig durchgeweicht; jetzt aber machten wir jedesmal Halt, wenn wir ein Wetter herankommen sahen. Die Leute schafften schnell Gras herbei, und machten sich ein Dach, indem sie es auf einen Strauch legten, und wenn ich einen Feldstuhl und den Regenschirm und etwas Gras unter den Füßen hatte, so blieb ich ganz schön trocken. Auch zündeten wir große Feuer an, und die Leute ließen sich dadurch nicht stören, daß Wasserströme an ihnen herunterliefen. War das Wetter vorüber, so wärmten sie sich am Feuer, und wir reisten ganz bequem weiter. Die Folge davon war, daß weit weniger Krankheitsfälle bei uns vorkamen, als bei der Reise in Loanda, wo wir doch weniger Leute waren. Ferner vermied ich jetzt stets einen vollständigen Wechsel in der Kost. Als wir nach Loanda gingen, nahm ich wenig oder keine europäische Kost mit, um meine Leute nicht zu beschweren, und ihnen den Muth zu benehmen, und verließ mich ganz auf das, was mir die Flinte schaffen könnte, und auf die Freigebigkeit der Balonda. Auf der jetzigen Reise dagegen hatte ich etwas Mehl mit, das theils im Wagen zurückgeblieben war, theils sich bei meinem Gepäck auf der Insel fand, und buk mein Brot auf dem ganzen Wege in einem extemporirten Backofen, der aus einem umgestürzten Topfe bestand. Bei dieser Vorsicht, zusammengenommen mit dem gesünderen Klima, befand ich mich außerordentlich wohl.

Nachdem wir Tschiponga am 30. December verlassen hatten, gingen wir längs der Hügelreihe zu unserer Linken, welche aus

Glimmer- und Thonschiefer besteht. Am Boden derselben fanden wir einen Wald großer versteinerter Bäume, die durch die Erhebung der Hügel umgestürzt und nach dem Flusse zu gefällt schienen. Ein Baum von gewöhnlicher Größe, der an dem einen Ende stand, maß 22 Zoll im Durchmesser; auf den Zoll kamen zwölf Lamellen. Diese lassen sich leicht zählen, weil gewöhnlich zwischen jeder Lamelle eine Schale reiner Kieselerde liegt, welche nicht so sehr durch das Wetter angegriffen ist, als der übrige Theil des Ringes selbst; die Ränder der Ringe ragen also frei hervor. Quekett, der so gütig war, einige Exemplare zu untersuchen, fand, daß es versteinerte Coniferen sind, die den Typus der Araucarien tragen, und daß sie am nächsten verwandt sind mit dem in Neu-Süd-Wales ebenfalls in fossilem Zustande gefundenen Holze. Die Menge des großen Wildes war ganz erstaunlich. Ich sah die Elephanten nie so zahm als am Tschiponga; sie blieben nahe am Wege stehen, ohne sich im mindesten zu fürchten. Dies kommt nie mehr vor, wo sie die Flinten kennen gelernt haben, denn dort halten sie sich meilenweit entfernt, und wenn sie einen Schuß hören, laufen sie wohl auch weiter. Meine Leute tödteten hier wieder einen Elephanten und gaben den Dorfbewohnern Fleisch aus Dankbarkeit für das ihnen so freigebig dargebotene Mahl. Wir verbrachten eine Nacht in einem Baobab, welcher hohl war, und Raum für zwanzig Mann bot. Er war von den Babisa als Wohnung benutzt worden.

Als wir dem Zambesi näher kamen, war das Land mit breitblätterigen, dichtstehenden Büschen bedeckt, und wir mußten mehrmals Lärm machen, damit die Elephanten aus dem Wege gingen. An einer offenen Stelle kam eine Heerde Büffel herbeigetrabt, um unsere Ochsen zu sehen, und sie zogen sich nicht eher zurück, als bis ich einen erschossen hatte. Ihr Fleisch ist dem Ochsenfleisch sehr ähnlich; der geschossene war ein sehr schönes Exemplar. Die einzige Gefahr, der wir hier begegneten, kam von einem weiblichen Elephanten mit drei Jungen von verschiedener Größe. Er brach mitten durch unsern Zug hindurch, so daß die Leute ihr Gepäck eiligst auf die Erde werfen mußten; dafür wurde er von einem Speere getroffen. Ich sah nie vorher einen Elephanten mit mehr als einem Jungen. Wir erkannten an der Unzahl Wasservögel, die wir bemerkten, daß wir wieder nahe am Zambesi wären, selbst ehe wir den großen Fluß noch zu Gesicht be-

kamen. Ich tödtete auf zwei Schüsse vier Gänse, und hätte, wenn ich den Wünschen meiner Leute folgte, die ganze Gesellschaft mit Wasservögeln versorgen können. Nie sah ich so viel animalisches Leben um und in einem Flusse, und die Barotse sagen, „seine Fische und Vögel sind sehr fett." Als sich unsere Augen endlich an dem Anblick der schönen breiten Wasserfläche erfreuten, fanden wir sie viel breiter als selbst oberhalb der Wasserfälle. Es würde vergeblich sein, sich über den Fluß hinüber vernehmbar zu machen. Seine Strömung war schneller als bei Sescheke, oft vier und eine halbe Meile in der Stunde, und was ich nie vorher bemerkt, das Wasser war trübe und sah dunkelbraunroth aus. In dem großen Thale hat der Leeambye nie diese Farbe. Das angrenzende Land, so weit man es nach Norden hin kennt, ist ganz flach, und der im allgemeinen mit dichtem Gras bedeckte Boden ist nicht unterwühlt: anders ist es auf dem östlichen Höhenzuge; das Gras ist kurz, und in Folge der großen Erhebung des Bodens durch die Ströme unterwaschen, daher die eigenthümliche Verfärbung, die wir jetzt gewahrten. Dasselbe bemerkten wir auf dem westlichen Höhenzuge. Wir sahen nie eine solche Verfärbung, bis wir den Quango erreichten; dieser erhielt seine Bestandtheile von dem westlichen Abhange des westlichen Höhenzuges, gerade wie dieser Theil des Zambesi von dem östlichen Abhange des östlichen Höhenzuges. Er führte eine Menge Trümmer von Rohr, Stöcken, Bäumen mit sich. Wir kamen an den Fluß, ungefähr acht Meilen östlich von der Vereinigung mit dem Kafue, konnten daher diesen interessanten Punkt nicht in Augenschein nehmen. Der Himmel war so bewölkt, daß ich keine Beobachtungen anstellen konnte, um nur den Ort bestimmen zu können, wo wir uns befanden; wir setzten daher unsere Reise weiter fort, gingen am linken Ufer stromabwärts und kamen der Insel Menye makaba gegenüber. Der Zambesi ist reich an Inseln; die genannte Insel war etwa eine und eine halbe bis zwei Meilen lang, und über eine Viertelmeile breit. Außer der menschlichen Bevölkerung findet sich hier noch eine Büffelheerde, welche die Insel nie verläßt. Aus der Entfernung schienen es mehr als sechzig Stück zu sein. Thiere und Menschen verstehen einander; denn wenn die ersteren sich wegen der an ihren Gärten begangenen Beschädigungen rächen wollen, so kommen die Führer der letzteren kühn und kampfbereit herbei. Man erzählte

uns, daß sie nur dann mit Erfolg gegen sie kämpfen könnten, wenn der Fluß geschwollen und ein Theil der Insel überschwemmt ist. Dann greifen sie die Büffel von den Kähnen aus an. Der verhältnißmäßig kleine Raum, auf den sie sich selbst eingeschränkt haben, zeigt, wie üppig die Vegetation hier ist; denn wenn es an Weide fehlte, so würden die Büffel, da sie gut schwimmen können, und die Entfernung von diesem Ufer nach der Insel nicht mehr als 200 Ellen beträgt, leicht herüber kommen können. Das andere Ufer ist bedeutend weiter.

Jetzt erscheinen Hügelreihen, welche mit dem Zambesi parallel gehen, in einer Entfernung von ungefähr funfzehn Meilen. Die am nördlichen Ufer sind dem Flusse am nächsten. Dort wohnen die Batonga, am südlichen Ufer die Banyai. Die Hügel sind reich an Büffeln und Elephanten, die an beiden Ufern in Menge getödtet werden. Sie erbauen Gerüste auf hohen Bäumen, welche über die Pfade, zu denen die Elephanten kommen, überhängen, und nehmen einen großen Speer mit einem Schaft, der so dick wie die Handwurzel eines Mannes, und vier bis fünf Fuß lang ist. Wenn das Thier unter das Gerüst kommt, so werfen sie den Speer, und wenn die wenigstens zwanzig Zoll lange und zwei Zoll breite Klinge oben zwischen den Rippen eindringt, so hilft man noch damit nach, daß man den Griff an den Baum stemmt; auf diese Weise entstehen fürchterliche Wunden, welche bald den Tod herbeiführen. Auch tödtet man sie mit einem in einem hölzernen Balken steckenden Speer; man hängt den Balken an einen Baumast mit einem Seile, das mit einer auf dem Wege befestigten Falle in Verbindung steht. Tritt das Thier auf diese Falle, so fällt der Balken, und da der Speer vergiftet ist, so erfolgt der Tod in wenig Stunden.

Wir wurden bei dieser Insel mehrere Tage durch heftigen Regen aufgehalten. Die von Osten her kommenden Wolken blieben auf den Spitzen der Hügel stehen und ergossen gewaltige Regenfluthen auf die Thäler. Sobald wir weiter konnten, lieh uns Tomba Nyama, der erste Mann der Insel, freiwillig einen Kahn, um über den kleinen Fluß Tschongwe zu setzen, welcher etwa funfzig bis sechzig Ellen breit und ausgetreten war. Dieser ganze Landstrich war dem Sekwebu wohl bekannt; er erzählte uns, damals, als er, noch ein Kind, hier durchkam, hatten die Einwohner großen Ueberfluß an Rindern, und es gab keine

Tsetse. Das jetzige Vorhandensein dieses Insekts beweist, daß es in Begleitung des größeren Wildes kommen mag. Die Vegetation längs des Ufers war außerordentlich üppig, und das Gebüsch so verwachsen, daß es schwer war durchzukommen. Die Wege waren nur Pfade des Wildes, denn die Leute benutzen gewöhnlich den Fluß auf Kähnen. Wir folgten in der Regel den Pfaden des Wildes, und an diesem war hier kein Mangel. Büffel, Zebras, Pallahs und Wasserböcke sind in Menge vorhanden, ebenso wilde Schweine, Kudu's und schwarze Antilopen. Wir trafen einen Büffel, als er sich eben im Schlamm wälzte; ein großes Stück Fell war ihm wahrscheinlich von einem Alligator abgerissen worden.

Sobald wir zwischen die Hügelreihen längs des Zambesi kamen, war der Regen warm. Bei Sonnenaufgang stand das Thermometer zwischen 82 und 86°, um Mittag im kühlsten Schatten, nämlich in meinem Zelte unter einem schattigen Baume, zwischen 96 und 98°, bei Sonnenuntergang auf 86°. Dies ist ganz verschieden von den Beobachtungen, die wir im Innern machten; denn bei solchem Regenwetter fällt das Quecksilber bis auf 72, selbst 68°. Auch fanden wir einen kleinen schwarzen Käfer, der wie die Moskitofliege stach, aber weniger Gift injicirte; wir wurden dadurch wieder an die Moskitos erinnert, die auf dem Hochlande, das wir verlassen hatten, nicht existirten.

6. Januar 1856. — Jedes Dorf, das wir passirten, stellte uns Leute, welche uns bis in das nächste Dorf brachten. Sie waren namentlich deshalb sehr brauchbar, weil sie uns die Stellen zeigten, welche am wenigsten mit Dickicht bedeckt waren. Wenn wir in die Nähe eines Dorfes kamen, sahen wir Männer, Weiber und Kinder mit dem Gäten ihrer Gärten beschäftigt, sie beschäftigten sich fleißig mit Bodencultur. Die meisten Männer sind muskulös, und haben derbe Bauernhände. Ihre Farbe zeigt dieselben Abstufungen, ganz schwarz bis hellolivenfarbig, wie wir es in Londa sahen. Obwohl alle dicke Lippen und platte Nasen haben, sieht man doch nur bei den verkümmerten Individuen die häßliche Negerphysiognomie. Sie schmücken sich von der Nasenspitze bis an die Haarwurzeln an der Stirn mit einer Reihe etwas erhabener Narben, von denen jede etwa einen Viertelzoll lang ist. Es ist merkwürdig, daß ich auf der Reise quer durch den Continent von Afrika nie einen Albino sah, obwohl ich

nach portugiesischen Berichten voraussetzen durfte, daß sie von gewissen Häuptlingen als Doctoren hoch in Ehren gehalten werden. Ich sah mehrere im Süden, in Kuruman eine vollkommen ausgewachsene Frau, und in der Kapcolonie einen Mann. Ihr Leib war immer voller Blasen, wenn er der Sonne ausgesetzt ist, da ihre Haut zarter ist, als die der Schwarzen. Die Frau in Kuruman wohnte einige Zeit in Kolobeng, und hatte gewöhnlich auf Brust und Schultern die Spuren großer Blasen. Sie wollte zwar schwarz werden, aber das salpetersaure Silber, das sie einnahm, wirkte nicht. Während meines Aufenthalts in Mabotsa kam eine Frau mit einem Albinoknaben dahin. Der Vater hatte ihr geheißen, ihn wegzuwerfen, aber sie behielt ihr Kind viele Jahre lang bei sich. Der Knabe war für sein Alter außerordentlich verständig. Die Pupille war blaßroth, das Auge selbst hatte einen unstäten Blick. Das Haar, oder vielmehr die Wolle war gelb, und die Gesichtszüge wie bei allen Betschuanen. Nachdem ich den Ort verließ, erzählte man mir, die Mutter habe es satt bekommen, von ihrem Manne getrennt zu leben, der sie nicht dulden wolle, so lange sie den Knaben bei sich hatte. Da nahm sie ihn mit sich und tödtete ihn nahe bei dem Dorfe Mabotsa, ohne daß die Behörde sich hineinmischte. Da ich in Londa keine Albino's sah, so glaube ich, daß sie dort ebenfalls getödtet werden. Wir sahen nur einen Zwerg in Londa; er hatte Brandmale, war also Sklave gewesen, und in Linyanti ist eine Zwergin. Daß man so wenig verunstaltete Personen sieht, hat seinen Grund theils darin, daß man solche nach der Geburt umbringt, theils in dem rücksichtlich des Luftgenusses und der Nahrung naturgemäßen Leben. Sie genießen nur wenig ungesunde Ingredienzen in der Form von Gewürz, und obwohl sie dabei unbekleidet gehen, und sich dem Temperaturwechsel aussetzen, so wird doch dadurch kein Erbrechen veranlaßt. Als Pocken und Masern das Land heimsuchten, traten sie bei den Halbkasten, welche bekleidet gehen, am heftigsten auf. Bei manchen Stämmen wird ein Kind, von dem man sagt, daß es „sündige" (tlola), getödtet. Zur Sünde (tlolo) rechnet man einige merkwürdige Fälle. Ein Kind, das die oberen Vorderzähne sich früher ausschlug, als die unteren, wurde bei den Bakaa stets und, wie ich glaube, auch bei den Bakuena getödtet. Bei anderen Stämmen wird von Zwillingskindern das eine getödtet; ebenso ein Ochse, der in der Hürde

liegend, den Erdboden mit dem Schwanze schlägt. Man sagt, das führe Todesfälle im Stamme herbei. Als ich durch Londa reiste, hatten meine Leute eine Menge Hühner bei sich von größerer Race, als sie je in ihrer Heimath gesehen. Krähte ein Hahn vor Mitternacht, so war er des tlolo schuldig und wurde getödtet. Sie hatten sie gewöhnlich auf den Flinten sitzen, und wenn einer in einem Lande zu krähen anfing, bekam er gewöhnlich einen Schlag, damit er es lerne, nicht zu so ungehöriger Zeit durch Krähen sich des Todes schuldig zu machen.

Die Weiber durchbohren sich hier die Oberlippe, und vergrößern die dadurch entstandene Oeffnung so weit, bis sie eine Muschel durchstecken können. Die Lippe wird dadurch bis über die Nase vorgezogen, wodurch sie sehr häßlich aussehen. Sekwebu bemerkte: „Diese Weiber wollen wie Enten aussehen," und in der That, es ist fast so, als glaubten sie, daß das Muster für eine schöne Lippe nur beim Ornithorhynchus paradoxus zu finden sei. Diese Sitte herrscht im ganzen Lande der Maravi, und niemand kann dies sehen, ohne zu bekennen, daß die Mode wohl nie eine albernere Grille hervorgebracht haben kann. Es regnete jetzt jeden Tag, der Himmel war bedeutend bewölkt, doch brach die Sonne oft mit ihren sengenden Strahlen durch. Da riefen gewöhnlich alle: „Ach Sonne! Das ist neuer Regen!" Es ist bemerkenswerth, daß meine Begleiter nie über die Hitze klagten, so lange wir auf dem Hochlande waren; sobald wir aber in das angolensische Niederland herabkamen, um so mehr fingen sie an darüber ärgerlich zu werden. Auch ich litt unter dem drückenden Dunst der Atmosphäre, eine Bemerkung, die ich auf dem Hochlande nie gemacht hatte.

Da Wild in Menge vorhanden und auch die Gesellschaft sehr zahlreich war, mußte ich immer wieder mit der Flinte für ihre Bedürfnisse sorgen. Wir schlachteten die Ochsen nur dann, wenn die Jagd unglücklich war. Mit den Ortsvorstehern der verschiedenen Dörfer setzten wir uns stets in freundschaftliche Beziehungen, und sie brachten uns Korn und andere Lebensmittel freiwillig. Ein Mann gab uns eine Schüssel voll Reis, der erste, den ich in diesem Lande sah. Im Innern kommt er gar nicht vor. Er nannte es das „Korn des weißen Mannes", und als ich mehr haben wollte, verlangte er einen Sclaven. Es war dies die erste Spur des Sclavenhandels auf dieser Seite des

Landes. Der letzte der freundlichen Ortsvorsteher war Mobala, und als wir ihn passirt hatten, hatten wir keine Ahnung von etwas Bösem. Aber als wir nach einigen Stunden Selole oder Tschilole erreichten, fanden wir, daß er uns nicht nur als Feinde betrachtete, sondern sogar einen Expressen geschickt hatte, um den Stamm Mburuma gegen uns aufzuhetzen. Alle Weiber Selole's waren geflohen, und die wenigen Leute, die wir trafen, waren sehr erschrocken. In Folge der Aufforderung war eine bewaffnete Schaar von Mburuma gekommen; aber der Anführer derselben, Mburuma's Bruder, der es für einen schlechten Witz hielt, kam in unser Lager und erzählte uns Alles. Als wir ihm unseren Zweck darlegten, so entgegnete er, er zweifle nicht daran, Mburuma werde uns gut aufnehmen. Warum Selole so sonderbar gehandelt hatte, erklärte sich später. Ein Italiener nämlich, Simoens, mit dem Beinamen Siriatomba (d. h. iß keinen Tabak), hatte die Tochter eines Häuptlings, Sekokole, der nördlich von Tete lebte, geheirathet. Er bewaffnete eine Schaar von zwanzig Sclaven mit Flinten, fuhr den Fluß in Kähnen bis eine Strecke jenseit der Insel Meya makaba hinauf, griff mehrere bewohnte Inseln an und schleppte viel Gefangene und Elfenbein mit sich fort. Auf Andichten seines Schwiegervaters, der durchaus nicht wünschte, daß er sich wie ein Häuptling benehmen sollte, vereinigten sich nach seiner Rückkehr die verschiedenen Häuptlinge, griffen die Leute Simoens' an, zerstreuten sie, und tödteten ihn selbst, als er zu Fuße entfliehen wollte. Selole hielt mich für einen solchen Italiener, oder, wie er sagte, für einen „wiederauferstandenen Siriatomba." In seiner Botschaft an Mburuma sagte er sogar, daß Mobala und alle weiterhin gelegenen Dörfer durch unsere Feuerwaffen ganz zerstört worden seien, aber der Anblick Mobala's selbst, der in Selole's Dorf gekommen war, machte es Mburuma's Bruder klar, daß die ganze Sache erlogen sei. Ohne dies würde der alberne Selole uns viel Noth gemacht haben.

Wir sahen hier in den Dörfern viel freigelassene Gefangene jenes Italieners, und Sekwebu erkannte sie als Matebele. Mburuma's Bruder hatte eine Flinte, die erste, die wir auf unserer Reise nach Osten sahen. Ehe wir Mburuma erreichten, griffen meine Leute einen Trupp Elephanten an, da sie kein Fleisch mehr hatten. Als der Trupp zu laufen begann, fiel einer von ihnen

in ein Loch, und ehe er sich wieder heraushelfen konnte, hatten alle Männer Gelegenheit, ihre Speere nach ihm zu werfen. Als er endlich herauskam, sah er aus wie ein ungeheuer großes Stachelschwein, denn jeder der siebzig bis achtzig Männer hatte mehr als einen Speer nach ihm geworfen. Da sie keine mehr hatten, schickten sie nach mir, dem Thiere ein Ende zu machen. Um ihn auf einmal zu erlösen, ging ich bis auf zwanzig Ellen heran, indem ein Ufer zwischen uns war, das er nicht erklettern konnte. Ich legte die Flinte auf einen Ameisenhügel, um sicherer zielen zu können; aber obwohl ich alle zwölf Kugeln, die ich hatte, jede zwei Unzen schwer, nach verschiedenen Theilen seines Leibes abschoß, konnte ich ihn doch nicht tödten. Als es dunkel wurde, gab ich meinen Leuten den Rath, ihn zu lassen, da ich der Ueberzeugung war, ihn am Morgen todt zu finden; aber obwohl wir den ganzen nächsten Tag suchten und mehr als zehn Meilen gingen, sahen wir ihn doch nicht wieder. Ich erwähne dies für junge Leute, welche im Stande zu sein glauben, Elephanten zu Fuß zu jagen, indem sie nach Art der Ceylonesen mit Einem Schuß in's Gehirn sie zu tödten vermeinen. Ich glaube, wenn man in Afrika sich vor einen Elephanten stellte, in der Erwartung, ihn mit Einem Schuß zu tödten, so wäre dies sicher des Jägers Tod, und zur Belehrung derjenigen, welche glauben, daß, weil ich außerordentlich viel Wild fand, sie auch sich vortrefflicher Jagd erfreuen werden, will ich noch hinzufügen, daß längs beider Ufer des Zambesi die Tsetse grassirt und man zu Pferde nicht jagen kann. Die Jagd zu Fuß ist in diesem Klima ein schweres Stück Arbeit, so daß ich bestimmt glaube, der kühnste Jäger wird sich bald mit Widerwillen davon abwenden. Ich selbst war recht froh, wenn ich mich damit entschuldigen konnte, daß ich keine Kugeln weiter hätte; denn dann überließ ich die Jagd meinen Leuten, die übrigens nicht mehr Gefallen als ich selbst daran fanden und nur, wenn der Hunger zwang, sich damit abgaben.

Einige von ihnen gaben mir zu verstehen, ich sollte meinen Teller schmelzen, und frugen, ob es nicht Blei sei. Ich hatte zinnerne Teller und ein Stück Zink, woraus ich jetzt Kugeln goß. Auch gab ich meine letzten Tücher hin, um ihnen Speere dafür zu kaufen. Meine Leute umringten oft Büffelheerden und tödteten viele Kälber. Auch ich that mein Möglichstes; da ich aber jetzt mit dem linken Arme schießen muß, bin ich ein schlechter Schütze;

dazu kommen noch die leichten Kugeln, so daß ich sehr wenig Erfolg habe. Je größer der Hunger, um so weniger Glück in der Regel.

Ich will hier noch ein Abenteuer mit einem Elephanten erzählen, das ein Mann erlebte, der oft genug in größter Lebensgefahr gewesen ist, dessen Bescheidenheit aber ihn hinderte, etwas über sich selbst zu veröffentlichen. Als wir 1850 an den Ufern des Zouga waren, verfolgte Oswell eins dieser Thiere in das dichte dornige Gebüsch, wie es sich am Ufer dieses Flusses findet, und wohin der Elephant gewöhnlich seine Zuflucht nimmt. Er folgte einem engen Fußwege, indem er die Zweige zurückbog und sich hindurchdrängte; als er aber diese Schwierigkeit überwunden hatte, sah er, wie der Elephant, von dem er nur dann und wann den Schwanz flüchtig bemerkte, auf ihn losstürzte. Da war nun keine Zeit, die Zweige wegzubiegen; er mußte versuchen, sein Pferd mit Gewalt hindurchzubringen. So war aber keine Passage zu erzwingen, und da nur ein Augenblick zwischen Angreifen und Nichtangreifen übrig war, so versuchte der Reiter vom Pferde zu steigen, blieb aber mit einem Fuße an einem Zweige hängen und die Sporen drangen dem Thiere in die Seite, das in Folge dessen aufsprang und den Reiter zu Boden warf, das Gesicht gegen den Elephanten gekehrt, der im vollen Laufe auf ihn loskam. Oswell sah schon, wie der eine der ungeheuren Vorderfüße des Elephanten ihm auf die Beine treten wollte; er streckte sie von einander und hielt den Athem an, als wollte er dem Druck des anderen Fußes widerstehen, den er im nächsten Augenblick auf seinem Leibe erwartete. Er sah den unteren Theil des ungeheuren Thieres in seiner ganzen Länge über sich hinweggehen; das Pferd kam unversehrt davon. Ich kenne nur noch ein authentisches Beispiel, daß ein Elephant über einen Menschen hinwegging, ohne ihn zu verletzen, und für Einen, der die Natur des Gebüsches kennt, in welcher die Erzählung sich ereignete, ist der bloße Gedanke an das Zusammentreffen mit einem solchen Feinde an solchem Orte etwas Entsetzliches. Da die Dornen paarweise an den entgegengesetzten Seiten der Zweige sitzen und diese sich herumdrehen, wenn man dagegen drückt, so bringt ein Paar das andere gerade in die Lage, daß es jeden, der ihnen zu nahe kommt, durchbohren muß. Diese Dornen schneiden wie Messer. Pferde

haben große Furcht vor diesem Gebüsch; die meisten weigern sich den Dornen entgegenzugehen.

Als wir Mburuma's Dorf erreichten, kam uns sein Bruder entgegen. Wir erklärten ihm den Grund unseres Verzugs, und er sagte, daß man uns mit Unruhe kommen sehe, Siriatomba sei in der Nähe von Selole's Dorf ermordet worden, daher die Furcht des Letzteren. Der Italiener habe auch wie wir anfangs von Frieden gesprochen, aber er habe Kinder geraubt und Elfenbein dafür gekauft, und man glaube, wir würden es ebenso machen. Ich wies auf meine Leute und fragte, ob Sclaven und Kinder darunter wären, und ich glaube, wir stellten ihn völlig zufrieden. In Bezug auf unser Unglück auf der Jagd am vorigen Tage entgegnete er: „Der Mann, bei dessen Dorfe ihr bliebt, that Unrecht daran, es euch an Fleisch fehlen zu lassen; denn wenn er zu Mburuma gekommen wäre, so hätte dieser ihm Mehl gegeben, und wenn er dies als Opfergabe den Göttern auf den Weg gestreut hätte, so würdet ihr euren Elephanten gefunden haben." Die Häuptlinge betrachten sich hier wie eine Art Priesterschaft, und das Volk glaubt, durch sie die Gottheit sich günstig machen zu können. Hierher gehört auch Folgendes. Als wir unter den Stämmen westlich von Semalembue waren, erschienen Leute, die sich uns vorstellten, der eine als Elephantenjäger, der andere als Flußpferdjäger, der dritte als einer, der Fallgruben anlegt, offenbar mit dem Wunsche, ich sollte ihnen Medicin geben, die ihnen bei ihrer Beschäftigung Glück bringe, und mit der sie die Krankheiten derjenigen heilen könnten, bei denen ich meine Mittel in Anwendung brachte. Ich glaubte, sie schrieben ihnen übernatürliche Kraft zu, denn wie alle Afrikaner setzen sie unbeschränkten Glauben in die Wirksamkeit der Zaubermittel; aber ich bemühte mich sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie die Hülfe im Gebet und Vertrauen auf eine andere Macht als die meine suchen möchten. Mburuma selbst sahen wir nicht, und das Benehmen seines Volks machte starken Verdacht rege, obwohl er uns mit Mehl, Mais und Kafferkorn beschenkte. Seine Leute kamen nur in größeren Trupps und vollständig bewaffnet zu uns. Wir mußten ihnen befehlen, Pfeile, Bogen und Speere niederzulegen, ehe sie unser Lager betreten durften. Wir machten uns jedoch jetzt nicht viel aus einiger Unruhe, da wir hofften, wenn wir diese Zeit ohne viel Verdruß hinbrächten, so könnten wir



um so eher wieder zurückkehren, ohne saure und argwöhnische Gesichter erwarten zu müssen.

Der Boden, der überall von Glimmerschiefer glänzt, ist sehr fruchtbar, und alle Thäler sind angebaut, der Mais ist jetzt in Aehren und eßbar. Hügelreihen zu beiden Seiten des Zambesi treten nahe an die Ufer heran und bilden eine enge Schlucht, die wie alle anderen derselben Art Mpata genannt wird. Längs des Flusses führt ein schmaler Fußweg hin, aber wir zogen einen offeneren Weg durch eine Reise in den östlichen Hügeln Namens Mohango vor. Die Hügel erheben sich achthundert bis tausend Fuß und sind ganz mit Bäumen bedeckt. Die Felsen bestehen aus verschiedenfarbigem Glimmerschiefer, und parallel mit dem Zambesi lag ein breites Band von Gneis mit Granaten darin. Es stand auf der Kante und verschiedene Gänge von Basalt mit Dolerit hatten es durchbrochen.

Mburuma schickte uns zwei Männer als Führer bis an den Loangwa. Diese Männer wollten uns nach einem Wege von sechs Meilen vom Dorfe aus nicht weiter lassen und sagten: „Mburuma befiehlt euch, unter diesen Bäumen zu schlafen." Als wir uns weigerten, sagte man uns, wir müßten in einem gewissen Dorfe auf Korn warten. Da nach einer Stunde Niemand kam, setzten wir unseren Weg fort. Es ist nicht ganz gewiß, ob sie feindliche Absichten hatten, aber dies schien ihre Pläne zu stören, und wir sahen bald, wie Einer zu Mburuma zurücklief. Zuerst hatten sie versucht uns zu trennen; sie boten uns nämlich freiwillig einen Kahn an, um Sekwebu und mich nebst unserem Gepäck auf dem Flusse weiter zu schaffen. Alsdann wollten sie uns in einem Engpaß aufhalten, aber ohne Verdacht zu zeigen, lehnten wir es höflich ab, uns an einem so ungünstigen Orte in ihre Macht zu geben. Später hörten wir, daß eine Anzahl Babisa-Händler, welche mit englischen Waaren aus Nordosten von Mozambique herkamen, von diesem Volke geplündert worden seien.

Elephanten waren noch immer sehr zahlreich, aber wilder; sie liefen eiligst davon, sobald sie uns erblickten. Das Land zwischen Mburuma's Dorfe und dem seiner Mutter war sehr bergig und schwer zugänglich, so daß wir den Tag nicht mehr als zehn Meilen reisen konnten. Im Dorfe der Ma Mburuma (d. h. Mburuma's Mutter) machten die Führer, die sich wieder mit uns vereinigt hatten, günstige Mittheilungen über uns, und Weiber

16*

und Kinder liefen nicht davon. Hier erfuhren wir, daß Händler, die man Bazunga nannte, gewöhnlich in Kähnen herkämen, und man mich für einen derselben hielt. Ich glaubte, es würden dies Halbkasten-Portugiesen sein, denn man sagte mir, Kopfhaare und Hautfarbe seien bei ihnen anders als bei mir. Ma Mburuma versprach uns Kähne, um über don Leangwa fahren zu können, der vor uns lag. Es machte mir Spaß, als Männer, Weiber und Knaben herbeikamen, um die Bücher, die Uhr, den Spiegel, den Revolver u. a. zu sehen. Es ist ein starker muskulöser Menschenschlag; Männer und Weiber bebauen den Boden. Die Weiber sehen ihrer entstellten Lippen wegen sehr häßlich aus; ich sah nie eine Frau lachen. Die Leute verstehen hier, was ich von Gott sage; denn sie hören mit großer Aufmerksamkeit zu, und theilen mir dann ihre eigenen Ideen über die abgeschiedenen Seelen mit. Das Dorf von Mburuma's Mutter hat eine außerordentlich schöne Lage, zwischen hohen steilen Bergen; in den Thälern finden wir nichts als Gärten voller Kaffernkorn und Mais, was hier vortrefflich gedeiht. Wir mußten weiter eilen, denn die Ochsen wurden täglich von den Tetse gebissen, welche, wie ich schon oben bemerkte, jetzt ausgedehnte Strecken in Besitz genommen haben, die früher Rinderheerden nährten; diese wurden von Mpakane und anderen Plünderern geraubt, deren Verwüstungen dem Sekwebu sehr wohl bekannt sind, da er selbst eine thätige Rolle dabei spielte. Wenn er mir davon erzählte, so sprach er gewöhnlich leise, damit die Führer nicht hörten, daß er zu ihren Feinden gehört habe. Daß wir aber mit Argwohn betrachtet wurden, weil wir auf den Fußstapfen jener Häuptlinge gekommen waren, erkannten wir aus den Bemerkungen unserer Führer, welche zu den Leuten in den Gärten, die wir passirten, sagten: „Sie haben Worte des Friedens, sehr schöne Worte; aber nichts als Lügen, denn die Bazunga sind große Lügner.“ Sie glaubten, wir verständen sie nicht, aber dem Sekwebu entging kein Wort, und ohne zu thun, als schenkten wir ihren Bemerkungen weitere Aufmerksamkeit, erklärten wir ihnen immer wieder, wir wären keine Bazunga, sondern Makoa (d. h. Engländer).

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Zusammenfluß des Loangwa und Zambesi. — Ruinen einer Kirche. — Geistesunruhe. — Wir gehen über den Fluß. — Ruinen alter Häuser. — Zumbo liegt für den Handel geeignet. — Angenehme Gärten. — Dr. Lacerda's Besuch bei Cazembe. — Pereira's Angaben. — Unglücklicher Versuch mit dem Volke von Cazembe Handel zu treiben. — Einer meiner Leute wird von einem Büffel gestoßen. — Wir treffen einen Mann mit Jacke und Hut. — Wir hören von den Kriegen der Portugiesen und der Eingeborenen. — Erhöhte Flußufer und Terrassen. — Tanzen für Korn. — Schönes Land. — Mpende's Feindseligkeit. — Zauberformeln. — Zwei alte Räthe Mpende's besuchen uns. — Ihre Ansicht von den Engländern. — Mpende beschließt, nicht mit uns zu fechten. — Seine Freundschaft. — Er hilft uns über den Fluß. — Bataten. — Die Regentheorie der Bakuena bestätigt sich. — Donner ohne Wolken. — Einer meiner Leute verläßt uns. — Ansichten anderer Eingeborenen von den Engländern. — Dalama (Gold). — Die Eingeborenen hassen die Sclavenkäufer. — Wir treffen Eingeborene, die mit amerikanischem Calico Handel treiben. — Gesetz rücksichtlich des Wildes. — Elephanten-Medicin. — Salz aus Sand. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Gefleckte Hyäne. — Freigebigkeit und Höflichkeit der Leute. — Geschenke. — Ein filziger weißer Händler. — Bemerkungen der Eingeborenen über ihn. — Regen und Wind kommen jetzt aus entgegengesetzter Richtung. — Mangel an Brennholz. — — Bäume zum Kahnbau. — Boroma. — Wir verlassen den Fluß. — Tschicova, seine geologische Gestalt. — Kleine Stromschnellen bei Tete. — Ein geschwätziger Führer. — Nyampungo, der Regenzauberer. — Ein alter Mann. — Kein Silber. — Keine Rinder.

14. Januar. — Wir erreichten den Zusammenfluß des Loangwa und Zambesi, und dankten Gott für seine große Gnade, daß er uns bis hierher geholfen hatte. Mburuma's Leute hatten sich so verdächtig benommen, daß wir trotz der von ihnen erhaltenen Führer durchaus nicht sicher waren, ob wir nicht vielleicht

bei der Ueberfahrt über den Loangwa angegriffen werden würden. Wir sahen sie hier in großer Menge versammelt, und obwohl sie von Freundschaft sprachen, hielten sie sich doch von unserm Lager entfernt. Sie weigerten sich, uns mehr als zwei Kähne zu leihen, obwohl sie viele hatten. Sie verkehren mit Europäern nur durch die Babisa. Sie erzählen uns, daß hier früher der Wohnort der Bazunga gewesen, sagen aber nicht, aus welchem Grunde diese ihn verlassen haben. Ich wanderte durch steinerne Ruinen und entdeckte die Reste einer Kirche, und eine zerbrochene Glocke mit den Buchstaben I. H. S. und ein Kreuz, aber ohne Datum. Inschriften fanden sich nicht, auch wußten die Leute nicht, wie die Bazunga diesen Ort genannt hatten. Später erfuhren wir, daß es Zumbo war.

Ich fühlte mich am Abend sehr unruhig, wenn ich daran dachte, daß ich, bei dem besten Willen für das Wohl dieses Landes und seiner Bewohner, am nächsten Tage von den Wilden todtgeschlagen werden könnte, von denen man hinterdrein sagen würde, sie wüßten nicht, was sie thäten. Es that mir so weh, daß die wichtige Thatsache von dem Vorhandensein der beiden gesunden Höhenzüge, die ich entdeckt, in der Christenheit nicht bekannt werden sollte, denn man würde darin die Bestätigung gefunden haben, daß Afrika dem Evangelium nicht offen stehe. Aber ich las die Worte Christi: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, und lehret alle Völker, — und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Ich nahm dies als sein Ehrenwort an, und ging dann um die Länge und Breite zu bestimmen, die, wie ich glaube, mir sehr gut geglückt ist. Die Kirche lag unter 15° 37′ 22″ südlicher Breite und 30° 32′ östlicher Länge.

15. Januar. — Die Eingeborenen des umliegenden Landes sammelten sich am Morgen bewaffnet um uns. Weiber und Kinder wurden fortgeschickt, und auch Mburuma's Frauen, welche in der Nähe wohnten, durften nicht näher kommen, obwohl sie ihr Dorf verlassen hatten, um mich zu besuchen. Es wurde uns nur ein Kahn geliehen, obwohl wir noch zwei andere am Ufer angebunden sahen. Der Punkt, an dem wir übersetzten, war noch etwa eine Meile vom Zusammenflusse entfernt, und da jetzt hoher Wasserstand war, so schien der Fluß über eine halbe Meile breit zu sein. Zuerst schafften wir unsere Sachen auf eine Insel

im Flusse, dann das noch übrige Vieh und die Leute; Ehrenhalber konnte ich erst zuletzt den Kahn besteigen. Eine Anzahl Leute stand die ganze Zeit über bewaffnet da. Ich zeigte ihnen die Uhr, die Lupe u. a., um sie zu beschäftigen, bis nur die Leute noch da waren, welche mit mir zugleich fahren sollten. Ich dankte ihnen für ihre Güte und wünschte ihnen Frieden. Wahrscheinlich wollten sie nur bereit sein, wenn ich ihnen einen schlimmen Streich zu spielen unternähme, denn sie haben allen Grund, den Weißen nicht zu trauen. Die Führer kamen herüber um Abschied von uns zu nehmen, und wir setzten uns unter einen Mangobaum, der funfzehn Fuß Umfang hatte. Jetzt waren sie weit gesprächiger. Sie sagten, das Land zu beiden Seiten des Flusses gehörte den Bazunga, und sie hätten es vor langer Zeit verlassen, als Tschangamera, Ngaba und Mpakane erschienen seien. Mit dem letzteren Namen war Sekwebu gemeint, aber er behauptete, sie seien nie bis zum Zusammenfluß gekommen, obgleich sie dem Mburuma sein ganzes Vieh wegtrieben. Die Führer bestätigten dies und sagten, die Bazunga seien nicht angegriffen worden, sondern in Eile geflohen, als sie den Feind kommen sahen. Diesen Mangobaum kannte er an seinem Namen; wir fanden noch sieben andere und mehrere Tamarinden, und erfuhren, daß der Häuptling Mburuma jährlich Leute hersende, um die Früchte zu sammeln, aber wie alle Afrikaner, die ich kennen lernte, nicht Geduld genug besitzt, weitere Bäume anzupflanzen. Ich gab ihnen einige Geschenke in Tuch und Perlen; sie freuten sich außerordentlich über ein Kleid von rothem Boy für Mburuma, das Sekeletu mir gegeben hatte, um einen Kahn dafür zu kaufen. Wir dankten Gott, daß wir als gute Freunde schieden.

Am nächsten Morgen gingen wir am Fuße der Bergkette Mazanzwe hin und fanden die Ruinen von acht bis zehn steinernen Häusern. Sie standen alle nach dem Flusse zu und hoch genug auf der Mazanzwe-Kette, um einen prächtigen Anblick über den breiten Zambesi zu gestatten. Alle diese Niederlassungen waren nach einem und demselben Plane angelegt, ein Haus an der Seite eines großen Hofes, von einer Mauer umgeben; Haus und Mauer waren aus weichem grauen Sandstein und Lehm erbaut. Sclaven, die nichts vom Bauen verstanden, hatten die Arbeit ausgeführt. Jetzt stehen Feigenbäume auf den Mauern und umschlingen sie mit ihren Wurzeln. Wenn der Lehm naß wird,

stürzen ganze Stücken Mauer ein. Balken und Dachwerk waren heruntergefallen, aber noch ganz geblieben, und mitten in den Häusern sah man mannshohe Bäume. Am gegenüberliegenden südlichen Ufer des Zambesi sahen wir die Reste einer Mauer auf einer Anhöhe, die wahrscheinlich ein Fort war, und die Kirche stand in der Mitte eines vom rechten Ufer des Loangwa und vom linken des Zambesi eingeschlossenen Raumes.

Die Lage von Zumbo war für einen Handelsort ganz vortrefflich gewählt. Nach rückwärts zu sehen wir eine Masse hoher, dunkler, mit Bäumen bedeckter Berge; hinter uns erhebt sich der schöne hohe Mazanzwe, der sich nordwärts am linken Ufer des Loangwa ausdehnt; im Südosten liegt ein offenes Land mit einem kleinen runden Hügel in der Ferne, Tofulo genannt. Wenn die Kaufleute unter den Verandas von ihren Häusern sahen, hatten sie den prächtigen Anblick der beiden Flüsse an ihrem Vereinigungspunkte, in der Ecke stand die Kirche, und sie überschauten alle Gärten zu beiden Seiten des Flusses. In diesen Gärten bauten sie Weizen ohne künstliche Bewässerung, und zwar, wie die Portugiesen behaupten, von zweimal so großem Korn als der in Tete. Von den Führern erfuhren wir, daß die Einwohner nicht viel vom Christenthum gelernt hätten, denn für die Kirchenglocke und die Wahrsagertrommel hatten sie ein und dasselbe Wort. Von hier hatten die Kaufleute nach drei Richtungen hin Wasserverbindung, nämlich vom Loangwa nach Nordnordwesten, durch den Kafue nach Westen, und durch den Zambesi nach Südosten. Doch war ihre Aufmerksamkeit namentlich nach Norden, nach Londa gerichtet, und ihre Haupthandelsartikel waren Elfenbein und Sclaven. Privatunternehmungen waren immer beschränkt; denn da die Colonien der Portugiesen streng militärisch organisirt sind und die Besoldung der Commandanten gering ist, so haben sich die Officiere immer sehr auf den Handel legen müssen; und wenn sie nicht ihre Macht benutzt und den Handel an sich gezogen hätten, indem sie Privatleute hinderten, über die Dörfer hinaus Handel zu treiben, so würden sie selbst gar kein Geschäft haben machen können, da sie immer auf ihren Posten bleiben mußten.

Mehrere Expeditionen gingen nördlich bis zu Cazembe und Dr. Lacerda, Commandant von Tete, erreichte die Residenz dieses Häuptlings. Unglücklicherweise starb er dort, und seine Papiere, die ein ihn begleitender Jesuit an sich nahm, sind für die

Welt verloren gegangen. Dieser Jesuit beabsichtigte gewiß es recht gut zu machen und hätte sie sicher veröffentlicht; aber bald nach seiner Rückkehr starb er ebenfalls und die Papiere waren verschwunden. Dr. Lacerda ging stark damit um, eine Verbindung mit Angola herzustellen, welches damals von Wichtigkeit gewesen sein würde, da sie einen schnelleren Verkehr mit Portugal als um das Kap herum ermöglichte; aber seitdem die Ueberlandpost nach Indien besteht, kommt man von Ostafrika schneller über das rothe Meer nach Lissabon. Außer Lacerda wurde Cazembe auch von Pereira besucht, der einen sehr glänzenden Bericht von der Macht dieses Häuptlings gab, den meine Nachforschungen durchaus nicht bestätigt haben. Die Leute Matiamvo's theilten mir mit, Cazembe sei ein Vasall ihres Häuptlings, und nach allem, was ich von Eingeborenen hörte, die ihn besucht hatten, scheint er nur wenig mächtiger als Schinte und Katema zu sein. Der Titel Kaiser, den man ihm gibt, ist sicher ganz unpassend. Die Angabe Pereira's, daß in einem Tage zwanzig Sclaven geschlachtet wurden, bestätigte mir nicht ein einziger der Eingeborenen, wenn auch bei einzelnen Gelegenheiten während seines Besuches viele getödtet worden sein mögen; denn durch das ganze Land nördlich vom 20°, das, wie ich glaube, von wirklichen Negern bewohnt wird, findet sich die Sitte, Opfer zu schlachten, welche die abgeschiedene Seele eines Häuptlings begleiten sollen; Menschenopfer werden dann und wann dargebracht, und gewisse Körpertheile als Zaubermittel verwandt. Aus diesem Gebrauche, aus der Aehnlichkeit der Sprache und der Thatsache, daß die Flußnamen von Norden nach Süden immer wieder vorkommen, schließe ich, daß sie ursprünglich eine einzige Familie gebildet haben. Die letzte Expedition zu Cazembe war der früheren ähnlich und brachte keine Handelsverbindungen zu Wege, weil die Leute Cazembe's, welche nach Tete gekommen waren, um die Portugiesen einzuladen sie zu besuchen, nicht nach Belieben Handel treiben durften. Da hier also keine Handelsfreiheit bestand, so konnte Cazembe nicht einsehen, warum man in seiner Stadt Handelsfreiheit verlangte, er erlaubte daher seinem Volke nicht, die Expedition mit Lebensmitteln zu versehen, außer nach den von ihm gestellten Verkaufspreisen; diese kehrten deshalb halbverhungert zurück, und alle stimmten darin überein, Cazembe sei ein großer Esel.

Als wir den Loangwa verließen, erwarteten wir keine Berge

mehr zu sehen; aber es giebt deren noch hinter Mazanzwe, in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen vom Flusse. Die Tsetse und die Berge kosteten uns zwei Reitochsen, und wenn der kleine, den ich jetzt ritt, auch noch drauf ging, so mußte ich zu Fuß weiter reisen. Da das Gebüsch sehr dicht und hoch war, so gingen wir unter den Bäumen weiter, als plötzlich drei Büffel, die sich von Menschen umringt glaubten, unsere Linie durchbrachen. Mein Ochs galoppirte augenblicklich davon, und als ich mich endlich umschauen konnte, sah ich einen meiner Leute in der Luft, etwa fünf Fuß über einem Büffel, der heftig blutend davon rannte. Als ich zu dem armen Kerl zurückkam, fand ich, daß er auf's Gesicht gefallen war, und obwohl der Büffel ihn vielleicht zwanzig Ellen weit auf den Hörnern getragen hatte, ehe er ihn in die Höhe schleuderte, so war doch weder seine Haut irgend verletzt, noch ein Glied gebrochen. Als die Büffel erschienen, hatte er seine Last abgeworfen und einen in die Seite gestochen. Dieser wandte sich sogleich gegen ihn und schleppte ihn fort, ehe er sich noch hinter einen Baum retten konnte. Wir rieben ihn tüchtig ein und zogen weiter, und nach einer Woche konnte er schon wieder auf die Jagd gehen.

Bei Zumbo trafen wir auf weiche graue Sandsteine mit Dachschiefer-Lagern, die sich im Allgemeinen nach Süden neigen und das Flußbett bilden. Der Zambesi ist hier sehr breit, aber enthält mehrere unbewohnte Inseln. Wir übernachteten am 16. Januar einer derselben, Schibanga genannt, gegenüber. Die Nächte waren warm, da die Temperatur nie unter 80° fiel; selbst bei Sonnenaufgang waren hier 91°. Man kann das Wasser nicht kühlen, indem man ein nasses Tuch um das Gefäß legt, und warmes Wasser schmeckt nicht eben gut, obwohl uns die Hitze zwingt bedeutende Quantitäten zu trinken. Wir bemerkten an den Büschen Klumpen einer schaumähnlichen Substanz, von der Größe der Schlagbälle, die wir uns nicht erklären konnten.

Am 17. Januar Morgens freuten wir uns, als wir von der Insel Schibanga einen Mann mit Jacke und Hut kommen sahen. Er war ganz schwarz, war aber von den portugiesischen Niederlassungen in Tete oder Nyungwe hierhergekommen, und jetzt erst erfuhren wir, daß die Niederlassung der Portugiesen am andern Flußufer lag, und daß sie die letzten zwei Jahre hindurch mit

Unterbrechung des Reisezugs.

den Eingeborenen Krieg geführt hatten. Wir waren so mitten in einen Kaffernkrieg hineingekommen, ohne daß ich für die einen oder die anderen Partei zu nehmen wünschte. Er rieth uns sogleich über den Fluß zu setzen, da Mpende auf dieser Seite lebte. Mburuma's Führer hatten uns vor ihm gewarnt, denn sie sagten, wenn wir Mpende passirten, so würden wir die Weißen erreichen, aber er ließe keine Weißen vorüber. Da wir dem Rathe des Mannes zu folgen bereit waren, schlugen wir ihm vor, er möchte uns seine Kähne borgen; aber er fürchtete die Herren des Flusses zu beleidigen und schlug es uns ab. Die Folge davon war, daß wir auf dem feindlichen Ufer bleiben mußten. Die nächste Insel gehörte einem Manne Namens Zungo, einem netten Mann, der uns sogleich Korn brachte. Er glaubte uns gern, daß wir ihm nicht auch ein Geschenk geben konnten, da er wußte, daß es im Innern nichts gäbe, und schickte außerdem eine Empfehlung an seinen Schwager Pangola. Das Land am Flusse ist mit dichtem, dornigem und verwickeltem Gebüsch bedeckt, so daß wir nicht von der Stelle konnten, wenn nicht meine Leute vorher die Zweige wegbrachen oder auf die Seite neigten. Es ist auch viel üppiges Gras, doch nicht so hoch und üppig wie in Angola. Der Mais hingegen, welcher hier wächst, ist an Größe dem gleich, den die Amerikaner zur Aussaat am Kap kaufen. Gewöhnlich sieht man hier kleine Anhöhen am Flusse voll Dörfer und Gärten. Diese sind nur theilweise bebaut, im Uebrigen mit dichtem schilfähnlichen Gras bewachsen. Hieran stößt eine zweite Terrasse, reich an Bäumen und Gebüschen. Der Pfad geht bald über die einen bald über die andern dieser Flußterrassen. Kähne sind sehr nothwendig; aber sie sind hier für meine Mittel zu theuer, und höher oben, wo ich mir für Hacken hätte Kähne verschaffen können, mochte ich nicht einen Kahn besteigen und mich von meinen Leuten trennen, weil dort zu befürchten war, sie möchten angegriffen werden.

18. Januar. — Gestern ruheten wir unter einem sich weit ausdehnenden Feigenbaum. Große Schaaren Büffel und Wasserantilopen weideten ruhig auf den Wiesen; von Flinten und Pulver weiß man hier nichts, sonst würden die Thiere nicht so zahm sein. Pangola besuchte uns und beschenkte uns mit Lebensmitteln. An wenigen andern Orten würden hundertundvierzehn Landstreicher mit solcher Güte von den Ortsvorstehern und ihren

Leuten aufgenommen worden sein. Meine Leute verschafften sich ihren Unterhalt sehr gut, sie gingen in die Dörfer tanzen. Namentlich die jungen Weiber fanden viel Gefallen an ihren Sprüngen und sagten: „Tanze für mich, so mahle ich Korn für dich.“ Bei jedem neuen Beweis ihrer Gastfreundschaft sagte Sekwebu: „Habe ich euch nicht, als wir noch in Linyanti waren, gesagt, daß diese Leute Herzen hätten?“ Alle gaben ihm Recht, und einige bemerkten: „Sieh, obwohl wir schon so lange von Hause weg sind, ist doch keiner von uns mager geworden.“ Es ist auch wirklich wahr, daß wir immer gut mit Fleisch versehen waren, entweder durch meine Flinte oder ihre eigenen Speere, oder durch den Edelmuth der Einwohner. Pangola versprach uns über den Zambesi zu fahren, hielt aber sein Versprechen nicht. Er schien es vermeiden zu wollen, seinen Nachbar Mpende dadurch zu beleidigen, daß er uns aus seiner Hand rettete; daher mußten wir am Ufer weiter gehen. Obwohl wir rücksichtlich unserer Aufnahme bei Mpende voller Sorgen waren, konnte ich doch nicht umhin, das schöne Land zu bewundern. Nur ein kleiner Theil des Thals ist bebaut, aber ich stellte einen Vergleich mit Kolobeng an, wo wir ängstlich monatelang auf Regen warteten, und oft nur ein einziger Gewitterregen folgte. Ich werde nie die trocknen heißen Winde jener Gegend vergessen, den gelblichen, schwülen, wolkenlosen Himmel, das vor Trockenheit einschrumpfende Gras, das dürre Vieh, die muthlosen Bewohner und unser eigenes hoffnungsloses Herz. Dort hörten wir oft im Todesdunkel der Nacht den schrillen Schrei des Regendoktors um Regen, der nicht kam, während wir hier bei Nacht den Donner rollen hörten, und am Tage die schwellenden Thäler reich geschmückt sahen. Es regnet fast täglich, und alles ist frisch und grün. Es war mir wie Einem, der nach einer langen Seereise an's Land kommt, und ich sah die Landschaft im günstigsten Licht. Die Hügel sind mit Wäldern bedeckt, und oft liegt eine Reihe flockiger Wolken auf ihnen; sie sind außerordentlich schön. Da uns Niemand übersetzen wollte, gingen wir weiter nach Mpende's Dorfe. Jetzt erschien ein schöner, großer, konischer Hügel im Nordnordosten; er ist der höchste, den ich hier gesehen; an einzelnen Stellen sieht er wie zwei zusammen verbundene Kegel aus, wobei der nördliche etwas niedriger ist als der südliche. Ein anderer Hügel liegt auf derselben Seite nach Nordosten, und weil er auf der Spitze

wie eine Axt aussieht, heißt er Motemwa. Oestlich von ihm liegt das Land Kaimbwa's, eines Häuptlings, der mit den Bazunga Krieg geführt hat und sie schlug, wie man hier erzählt. Die Hügel am Südufer heißen Kamoenja. Als wir an Mpende's Dorf kamen, schickte er sogleich, um zu erfahren, wer wir wären, und hieß dann die Führer, die vom letzten Dorf aus mit uns bis hierher gekommen waren, umkehren, und ihre Herren herbeirufen. An uns selbst schickte er keine Botschaft. Wir waren sehr langsam bis hierher gereist, da die von der Tsetse gebissenen Ochsen nicht weiter als zwei Meilen in der Stunde gehen konnten. Auch wurden wir dadurch aufgehalten, daß wir bei jedem Dorfe warten und den Ortsvorsteher von unserer Ankunft unterrichten mußten, der dann erschien, uns ausfragte und Lebensmittel hergab. Wären wir, ohne Notiz von ihnen zu nehmen, vorübergereist, so würden sie es sehr übel genommen haben, und wir würden mehr als Feinde, denn als Freunde erschienen sein. Ich tröstete mich über den Zeitverlust mit dem Gedanken, daß diese Unterhaltungen dazu beitragen würden, den künftigen Weg zu eröffnen.

23. Januar. — An diesem Tage früh bei Sonnenaufgang kamen eine Anzahl von Mpende's Leuten nahe an unser Lager; sie stießen sonderbare Laute aus und bewegten ein glänzendes rothes Ding auf uns zu. Dann zündeten sie mit Zaubermitteln ein Feuer darin an und schrien dazu so abscheulich wie zuvor. Damit wollten sie uns machtlos machen und erschrecken. Von der Morgendämmerung an sammelten sich Bewaffnete von allen Seiten und zogen, bis es dunkel wurde, an uns vorüber. Wären wir gleich flußabwärts weiter gezogen, so hätte dies wie Furcht oder eine Herausforderung ausgesehen; ebenso war es, wenn wir zurückgingen. Ich beschloß daher zu warten, im Vertrauen auf Ihn, der alle Herzen in Seiner Hand hat. Sie beabsichtigten offenbar uns anzugreifen, denn es kam keine freundliche Botschaft, und als in der Nacht vorher die Batoka in das Dorf gingen und um Nahrung baten, so ging ein Mann um sie herum und brüllte wie ein Löwe. Die Einwohner des Dorfes forderten sie dann auf ihnen zu huldigen, und als sie es thaten, ließ ihnen der Häuptling Spreu als Nahrungsmittel vorwerfen. Andere Dinge bewiesen auch ihre unverkennbare Feindseligkeit. Da wir jetzt auf ein Scharmützel gefaßt sein

mußten, so ließ ich einen Ochsen schlachten, ein Mittel, das Sebituane immer anwandte, um Muth zu machen. Ich zweifle nicht daran, daß wir gesiegt haben würden; meine Leute, die weit besser mit dem Fechten bekannt waren, als irgend ein Volk am Zambesi, freuten sich auch wirklich Gefangene zu machen, die ihnen dann das Elfenbein tragen mußten. „Jetzt werden wir," sagten sie, „Korn und Kleider in Menge bekommen." Sie waren in schlechtem Zustande, die armen Kerle! denn in Folge der Regengüsse waren ihnen die Kleider stückweise vom Leibe gefallen, und die wohlgenährten und wohlgekleideten Zambesier sahen sie mit Verachtung an. Sie waren indeß Veteranen im Plündern, und statt vor Furcht kleinmüthig zu werden, gaben sie mir offen zu verstehen, ich müßte ihnen Mpende's Weiber überlassen. Das Fleischbraten ging schnell vor sich, und einige der jungen Leute sagten zu mir: „Du hast uns mit Elephanten umgehen sehen, und jetzt sollst du sehen, was wir mit Menschen anfangen." Ich glaube, hätte Mpende den ersten Streich geführt, er hätte keinen größeren Mißgriff in seinem Leben thun können.

Sein ganzer Stamm war in Entfernung von etwa einer halben Meile versammelt. Da das Land mit Bäumen bedeckt ist, konnten wir sie nicht sehen, aber dann und wann erschienen einzelne als Spione, und antworteten uns auf keine Frage. Zweien von ihnen gab ich ein Bein von dem Ochsen, den wir geschlachtet hatten, und sagte, sie möchten es Mpende bringen. Nachdem wir eine ziemliche Zeit in Ungewißheit geblieben waren, kamen zwei alte Männer und frugen, wer wir wären. Ich antwortete: „Ich bin ein Lekoa" (d. h. ein Engländer). Sie antworteten: „Einen Stamm dieses Namens kennen wir nicht, wir vermuthen, ihr seid Mozunga, der Stamm, mit dem wir gekämpft haben." Da ich noch nicht wußte, daß der Name Mozunga die Portugiesen bedeute, und glaubte, sie meinten Halbkasten, so zeigte ich ihnen mein Haar und meine Haut auf der Brust, und frug, ob die Bazunga gleiches Haar und gleiche Haut hätten. Da die Portugiesen ihr Haar kurz schneiden, und auch etwas dunkler sind als wir, so antworteten sie: „Nein, wir sahen nie so weiße Haut wie die Deinige," und fügten dann hinzu: „Ach, Du mußt zu dem Stamme gehören, der die Schwarzen lieb hat." Natürlich sagte ich mit Freuden ja. Sie kehrten in das Dorf zurück, und wir hörten später, es habe dort eine lange

Unterredung zwischen Mpende und seinen Rathgebern stattgefunden, und einer der Leute, mit denen wir am Tage vorher gesprochen, habe uns vertheidigt. Er hieß Sindese Oalea. Als wir nach einer kurzen Unterredung sein Dorf passirten, sagte er: „Ist das der Mann, der sich hier aufzuhalten wünscht, nachdem er so viele Stämme passirt hat? Warum sollte Mpende ihm den Durchzug verwehren?" Diesem Manne und dem Umstande, daß ich dem „befreundeten weißen Stamme" angehörte, verdankten wir es, daß Mpende uns passiren ließ. Als ich das günstige Resultat der Berathschlagung erfuhr, schickte ich Sekwebu um wegen des Kaufs eines Kahnes zu unterhandeln, da einer meiner Leute sehr krank geworden war und ich seinen Gefährten es leichter machen wollte, indem ich ihn mit in den Kahn nahm. Ehe Sekwebu noch ausgeredet hatte, bemerkte Mpende: „Dieser Mann ist gewiß einer von unsern Freunden. Sieh, wie er mir seine Noth klagt!" Sekwebu benutzte diese Wendung des Gesprächs und sagte: „Ach wenn du ihn so gut kenntest wie wir, die wir mit ihm gelebt haben, so würdest du wissen, daß er deine und Mburuma's Freundschaft hochschätzt, und da er fremd ist, so verläßt er sich auf dich." Er entgegnete: „Gut, er muß nach dem jenseitigen Ufer hinüber, denn dieses Ufer ist bergig und rauh, und der Weg nach Tete ist hier länger, als jenseit." „Aber wer wird uns hinüberbringen, wenn du es nicht thust?" „Natürlich," entgegnete Mpende, „ich wünschte nur, ihr hättet mir's früher gesagt, aber ihr sollt hinüber kommen." Mpende wiederholte mehrmals, es dauere ihn mich nicht früher gekannt zu haben, aber sein Zauberer sei Schuld daran, und er bedauerte, daß eben dieser ihn auch abgehalten habe, das von uns ihm gebotene Fleisch zu essen. Er that später alles, was in seiner Macht stand, um uns zu helfen, und unser Weggang von diesem Dorfe war unserer Ankunft ganz unähnlich. Es freute mich außerordentlich, daß man den englischen Namen so weit von der Küste mit solcher Achtung nannte, und dankte Gott, daß sich nicht etwas ereignete, das dem guten Einfluß desselben hätte schaden können.

24. Januar. — Mpende sandte zwei seiner Vornehmen nach einer großen Insel und ließ den Bewohnern derselben befehlen, uns überzufahren. Der Fluß ist sehr breit, und obwohl meine Leute mit den Kähnen recht gut umzugehen verstanden, kam doch

der Abend heran, ehe wir alle das andere Ufer erreichten. Von Ufer zu Ufer ist eine Strecke von 1200 Ellen, davon 700—800 Ellen tiefes Wasser, das $3\frac{3}{4}$ Meilen in der Stunde fließt. Wir landeten zuerst auf einer Insel, und um nicht hintergangen werden zu können, zogen wir die Kähne an's Land und schliefen darin. Am nächsten Morgen erreichten wir wohlbehalten das andere Ufer. Wir bemerkten, daß der Zambesi um zwei Fuß gefallen war, und das Wasser, das allerdings noch sehr schlammig war und schon nach wenigen Stunden eine Haut auf dem Boden des Gefäßes zurückließ, ist nicht mehr so roth wie früher, führt auch nicht mehr allerhand Holz und Aeste u. s. w. mit sich. Es ist also jetzt noch nicht die Periode der Ueberschwemmung des Zambesi im Centrallande, wie wir aus unserer Kenntniß des Innern schließen konnten. Die jetzige Höhe des Wassers ist durch Regengüsse außerhalb des östlichen Höhenzuges entstanden. Die Bewohner sind hier reichlich mit englischen Baumwollenwaaren versehen. Der Handel geht durch die Hände der Babisa, denn wir hörten, daß die Bazunga, welche früher hierher kamen, durch den Krieg in den letzten zwei Jahren daran gehindert worden sind. Die Babisa sollen das Elfenbein so gern haben, daß sie selbst eine neu vermählte Frau dafür hingeben. Da wir jetzt nicht weit von der Breite von Mozambique waren, so bekam ich Lust vom Flusse weg nach jenem Seehafen zu gehen, anstatt der südöstlichen Richtung des Flusses zu folgen, aber da es der Zweck meiner Reise war, den Wasserweg aufzufinden, so beschloß ich auf dem Zambesi weiter zu reisen, wenn gleich er mich durch die Feinde der Portugiesen führte. Die Gegend im Norden der Hügel am linken Ufer des Zambesi heißt Senga, da sie von den Basenga bewohnt wird, welche eifrige Eisenarbeiter sein und Ueberfluß an schönem, reichhaltigem Eisenerz haben sollen. Jenseit Senga liegt eine Bergkette Namens Maschinga, und jenseit dieser Berge findet sich eine große Anzahl Stämme, die mit dem allgemeinen Namen Maravi bezeichnet werden. Nach Nordosten hin sind ausgedehnte Ebenen ohne Bäume, aber mit Gras bedeckt, und an manchen Stellen ist das Land sumpfig. Das ganze Land nördlich vom Zambesi soll viel fruchtbarer sein, als das südlich von diesem Flusse. Die Maravi z. B. ziehen Bataten von ungeheurer Größe; werden diese aber an das Südufer verpflanzt, so arten sie bald aus. Die Wurzel dieser Pflanze (con-

volvulus batata) hält sich nicht länger als zwei bis drei Tage, wenn man sie nicht in dünne Streifen schneidet und in der Sonne trocknet, aber die Maravi verstehen es, sie Monate lang aufzubewahren; sie graben nämlich ein Loch und thun sie mit Holzasche umgeben hinein. Leider stehen die Maravi und alle Stämme dieser Seite mit den Portugiesen auf feindlichem Fuß, und es ist daher gefährlich, unter ihnen zu reisen.

29. Januar. — Ich war sehr froh, daß ich mich auf dem südlichen Ufer des Zambesi befand, und da ich nichts Besseres hatte, schickte ich Mpende einen meiner zwei Löffel und ein Hemd als Gabe der Dankbarkeit. Die verschiedenen Ortsvorsteher längs des Flusses handeln gewöhnlich im Einverständnisse, und verbietet einer den Durchzug, so thun sie es alle; denn sie denken, wenn der und der seine Kähne nicht hergab, so muß er seinen guten Grund dazu gehabt haben. Die nächste Insel, an welche wir kamen, gehörte dem Mozinkwa. Hier wurden wir einige Tage durch beständigen Regen aufgehalten, und glaubten die Regentheorie der Bakuena bestätigt zu sehen. Eine doppelte Reihe Wolken flog schnell nach Westen zu, und sobald sie in entgegengesetzte Richtung kamen, begann es heftig zu regnen. Die Bewohner eines trockenen Landes, wie bei Kolobeng, verstehen sich fast alle ebenso gut auf's Wetter wie die Regenmacher, und wer längere Zeit unter ihnen lebt, findet dasselbe Interesse an den Bewegungen der Wolken, wie sie selbst. Moffat, der ebenso wie wir von Dürre geplagt wurde und seine Aufmerksamkeit auf die Wolken gerichtet hatte, hat es donnern hören, ohne daß Wolken am Himmel waren. Meine Frau hat es auch einmal gehört; ich selbst war nie so glücklich. Diese Erscheinung ist aller Aufmerksamkeit werth. Humboldt hat es regnen sehen ohne Wolken, ein ebenso merkwürdiges Phänomen. Ich war in der Nähe des Ortes, wo drei Meteore fielen, konnte aber keinen derselben auffinden. Einer fiel mit großem Donnergekrach in den Kumadau-See. Die Weiber in den Bakurutse-Dörfern schrieen fürchterlich, als sie es hörten. Dies geschah am Mittag. Ebenso der zweite Meteor am großen Tschnai; ich sah ihn herabfallen; auch ihn begleitete donnerndes Getöse. Der dritte fiel bei Kuruman in der Nacht; er erschien den Leuten in Motito und Daniel's Kuil, welche beide Orte vierzig Meilen von Kuruman nach entgegengesetzten Richtungen hin entfernt waren, wie eine Sternschnuppe.

Mir klang es wie ein gewaltiger Flintenschuß und wenige Secunden später folgte ein schwächerer Ton, wie wenn er von der Erde abprallte. Sollte der Durchgang der Meteore durch die Atmosphäre nach der Erde zu am Tage Donner ohne Wolken herbeiführen?

Wir wurden hier so lange aufgehalten, daß mein Zelt ganz zerfiel. Einer meiner Leute starb hier nach einer langen Krankheit, mit der ich nichts anzufangen wußte. Er war ein Batoka, und als er nicht mehr gehen konnte, hatte ich alle Mühe, seine Kameraden zu bewegen ihn zu tragen. Sie wollten ihn liegen und sterben lassen, da sein Zustand hoffnungslos war. Ein Anderer entlief zu Mozinkwa. Als Grund gab er an, die Makololo hätten ihm Vater und Mutter getödtet, und da er weder Weib noch Kind habe, sehe er nicht ein, warum er noch länger mitreisen solle. Ich hatte nichts dagegen, sagte ihm aber, wenn er seinen Entschluß ändern sollte, so würde er mir wieder angenehm sein; und Mozinkwa bat ich dringend, er sollte ihn nicht als Sclave verkaufen. Jetzt sind wir unter einem Volke, das sich viel mit Sclavenhandel beschäftigt. Es besuchten uns Leute, welche bis in Tete oder Nyungwe gewesen waren, und uns sagten, daß wir nur noch zehn Tagereisen von dort entfernt seien. Einer von ihnen, ein Maschona, der weit aus Südwesten gekommen war, bot sich an, uns in das Land der weißen Männer zu begleiten. Er war viel gereist, und ich sah, daß er auch die Engländer und ihre Abneigung gegen den Sclavenhandel kannte. Er sagte zu Sekwebu, die Engländer seien „Menschen“ und betonte das letztere Wort, während sie alle Anderen verächtlich nur „Sachen“ nennen. Andere sprachen sich in gleicher Weise aus, und ich fand, daß ich von Mpende's Dorf an täglich in der Achtung meiner Leute höher stieg. Selbst die Sclaven haben sehr gute Meinung von den Engländern, und ich erfuhr später, daß, als mein Besuch in Tete gemeldet wurde, die Diener meines Freundes, des Commandanten, im Scherz zu ihm sagten: „Ach! das ist unser Bruder; wir werden dich alle verlassen und mit ihm gehen.“ Doch standen uns noch Schwierigkeiten bevor, ehe wir Tete erreichten.

Der Mann, der uns zu begleiten wünschte, kam vor unserer Abreise und sagte, seine Frau ließe ihn nicht mitgehen; sie erschien auch selbst und bestätigte es. Hier haben die Weiber nur ein kleines Loch in der Oberlippe, in das sie ein Stück Zinn stecken.

Dieses Loch wird nach und nach gemacht, indem man einen Ring mit einer Oeffnung an die Lippe bringt und die Enden desselben allmälig zusammendrückt. Kinder sieht man noch mit dem Ring an der Lippe, also ist das Loch noch nicht fertig. Zinn kaufen sie von den Portugiesen, und obwohl sich früher hier Silber gefunden haben soll, konnten die Einwohner es doch nicht von Zinn unterscheiden. Indeß kannten sie das Gold, und zum erstenmal hörte ich das Wort dalama (d. h. Gold) in der Sprache der Eingeborenen. Aus den Unterredungen mit den verschiedenen Völkern ersah ich, daß die Vorstellung die herrschende sei, alle diejenigen, welche Sclaven von ihnen gekauft hätten, hätten Unrecht gethan. „Alle Sclaven in Nyungwe," sagte Einer, „sind unsere Kinder; die Bazunga haben auf unsere Kosten eine Stadt erbaut." Als ich fragte, ob sie denn nicht den dafür gebotenen Preis angenommen hätten, so bejahten sie dies sogleich, aber meinten doch, man habe Unrecht gethan, sie so zu verführen. Aus der Art und Weise, wie man von den Ländereien von Zumbo sprach, welche noch den Portugiesen gehört (sie sollen sie nämlich gekauft haben), zog ich den Schluß, daß die Eingeborenen den Landkauf anders ansehen, als das Kaufen von Sclaven.

1. Februar. — Wir trafen einige eingeborene Händler, und da viele meiner Leute fast ganz nackt waren, kaufte ich amerikanischen Calico, gezeichnet: Lawrence Mills, Lowell, für zwei kleine Elephantenzähne und vertheilte ihn an die Bedürftigsten. Nachdem wir Mozinkwa verlassen, kamen wir an den Zingesi, ein versandetes Bächlein, jetzt voll Wasser (15° 38′ 34″ südlicher Breite, 31° 1′ östlicher Länge). Er war sechzig bis siebzig Ellen breit und ging uns bis an den Leib. Wie alle diese versandeten Bäche, ist er meistens trocken; wenn man aber einige Fuß tief gräbt, so findet man Wasser, welches längs des Bettes auf einer Thonschicht seinen Weg nimmt. Dies ist es, was man gewöhnlich „unterirdische" Flüsse genannt hat. Wir versuchten ihn zu überschreiten, aber unsere Fußtritte machten so tiefe Löcher in den Sand, daß das Wasser sofort heraufkam, und wir so tief einsanken, daß wir froh waren, wieder umkehren zu können, ehe wir noch den halben Weg gemacht hatten.

Während wir dem Dorfe Mosusa's gegenüber waren, flüchteten sich einige Elephanten auf eine Insel im Flusse. Es waren drei Männchen, das eine noch nicht vollständig ausgewachsen und

kaum so groß wie ein Weibchen. Dies war das erstemal, daß ich einen verhältnißmäßig jungen Elephanten bei den Männchen sah, denn sie bleiben gewöhnlich bei den weiblichen Heerden, bis sie so groß sind wie ihre Mütter. Die Einwohner wünschten sehr, meine Leute möchten einen Angriff auf sie machen; denn sie gehen in die Gärten auf den Inseln und richten viel Schaden an. Meine Leute machten sich daran, aber die Elephanten liefen eine halbe Meile weit bis an das andere Ende der Insel, und schwammen, die Rüssel über das Wasser erhoben, nach dem Festlande hinüber. Wir hatten keine Kähne und so entkamen sie. Sie schwimmen wacker und halten dabei den Rüssel in die Luft. Ich wünschte es eben nicht, daß einer von ihnen getödtet würde; denn wir wußten, daß, nachdem wir Mpende passirt hatten, wir in einem Lande waren, wo strenge Gesetze betreffs des Wildes bestehen. Die Gebiete jedes Häuptlings sind scharf begränzt, die Gränze gewöhnlich durch Flüßchen bezeichnet, von denen viele zu beiden Seiten in den Zambesi münden, und wenn ein Elephant auf dem einen Gebiete verwundet wird und auf dem andern stirbt, so wird die untere Hälfte des Thieres vom Herrn des Grund und Bodens beansprucht. Dieses Gesetz wird so streng beobachtet, daß der Jäger nicht einmal ohne Weiteres den von ihm getödteten Elephanten zerlegen darf, sondern erst zu dem Herrn des Bodens, auf dem er liegt, schicken und warten muß, bis derselbe Jemanden mit der Vollmacht schickt, eine gute Theilung vorzunehmen. Befolgt der Jäger diese Vorschrift nicht, so muß er Elfenbein und Fleisch hergeben. Die Hinterbeine eines Büffels gehören ebenfalls dem Manne, auf dessen Gebiet das Thier weidet; ferner ein noch größeres Stück vom Elen, das man hier und auch anderwärts im Lande für ein königliches Gericht erklärt. Oberhalb Zumbo fanden wir keine Spur eines solchen Gesetzes, und wenn es nicht auch weit südlich von hier im Lande der Bamapela sich fände, so wäre ich geneigt, es in demselben Lichte zu betrachten, wie die Bezahlung, die man für den Durchzug verlangt, nämlich als eine Abgabe, die man von dem verlangt, den man für schwach hält, weil er sich in der Macht seiner Sclaven befindet. Die einzigen Wildgesetze im Innern des Landes sind die, daß derjenige, welcher ein Thier zuerst verwundet, für den Erleger desselben gilt, wenn er ihm auch einen bloßen Stich beigebracht hat; der zweite darf ein Hinterviertel, der dritte einen Vorderschenkel

beanspruchen. Die Häuptlinge haben im Allgemeinen ein Anrecht auf ein Thier als Tribut; bald bekommen sie die Brust, bald die Rippen und einen Vorderschenkel. Ich beachtete dieses Gesetz in der Regel, obwohl manchmal Ausnahmen gemacht werden, wenn das Thier mit der Flinte getödtet wurde. Da man weiß, daß derjenige, welcher so glücklich ist, das verwundete Thier zuerst zu erreichen, einen Theil davon beanspruchen darf, so reizt dies die ganze Gesellschaft zu größerer Eile und Anstrengung an. Einer meiner Leute, der die „Elephanten-Medicin" kannte, wurde als Führer auf der Jagd angesehen; er ging vor den Andern her, untersuchte die Thiere, und alle richteten sich nach seinem Ausspruch. War er für den Angriff, so stürzten die Anderen muthig drauf los; war er dagegen, so ließ sich Niemand damit ein. Ein bestimmter Theil des Elephanten gehörte ihm vermöge seiner Stellung, und der Glaube an die Elephanten-Medicin war bei den Portugiesen, die wir auf der Jagd trafen, so groß, daß sie den Mann gut bezahlen wollten, wenn er ihnen dieses Mittel zeigte.

Nahe bei Mosusa's Dorf passirten wir das Flüßchen Tschobe, das jetzt voll Regenwasser war. Die Einwohner gewinnen etwas Salz aus dem Sande, wenn er trocken ist, und alle umliegenden Völkerschaften kommen und kaufen es von ihnen. Es war dies das erste Salz, das wir trafen, seit wir Angola verlassen, denn im Balonda- und Barotse-Lande giebt es keins. Doch hörten wir von Salzpfannen, etwa vierzehn Tage westlich von Naliele, und ich erhielt eine kleine Quantität von Mpololo, als ich dort war. Dies war seitdem längst verbraucht, und zwei Monate hindurch war ich ohne Salz gewesen; dieser Mangel störte auch nicht eben sehr, außer daß ich lebhaftes Verlangen nach Fleischkost oder Milch fühlte.

Als wir weiterzogen, war der rothbraune Boden so zähe, daß wir Mühe hatten zu gehen. Indeß ist er sehr fruchtbar, und die Leute bauen außerordentlich viel Korn, Mais, Hirse, Erdnüsse, Kürbisse und Gurken. Wir bemerkten, daß, wenn die Pflanzen an einem Orte nicht mehr gut gedeihen, man sie nach einem anderen Orte verpflanzte. Auch hatte man viel junge Pflanzen auf der Insel gezogen, wo sie durch die Feuchtigkeit aus den Flüssen begünstigt wurden, und von hier schaffte man sie auf das Festland. Man sieht hieraus, daß es hier weniger

regnet als in Londa, denn dort fanden wir zu einer und derselben Zeit das Korn in allen Stadien des Wachsthums.

Die Leute bauten hier ihre Hütten in Gärten auf Gerüsten. Das ist nothwendig wegen der gefleckten Hyäne, die sehr wild sein soll, und auch wegen der Löwen und Elephanten. Die Hyäne ist ein sehr feiges Thier, doch nähert sie sich oft dem Menschen im Schlafe und bringt ihm eine Wunde in's Gesicht bei. Mozinkwa hatte auf diese Weise seine Oberlippe verloren, und ich habe gehört, daß Menschen von ihr getödtet worden seien; auch schleppt sie Kinder fort; denn wenn sie gleich so feig ist, daß sie, sobald sie die menschliche Stimme hört, davonläuft, so hält sie doch fest, wenn sie sich einmal in's Fleisch eingebissen hat, und entwickelt eine erstaunliche Kraft in ihren Kinnbacken. Schenkelknochen, aus denen die Eingeborenen das Mark und alles sonst Eßbare ausgezogen haben, zermalmt dieses Thier mit großem Behagen.

Jetzt waren wir bei Völkern, die in Fülle lebten und wirklich sehr freigebig waren. Meine Leute kehrten nie aus einem Dorfe zurück, ohne Korn oder Mais mitzubringen. Die Höflichkeit, mit welcher fast alle Stämme im Innern, die noch nicht viel mit Europäern umgegangen sind, Lebensmittel hergeben, erleichtert die Annahme derselben. Immer und immer wieder entschuldigten sie die Unbedeutendheit des Geschenkes, und bedauerten, daß sie meine Ankunft nicht zeitig genug erfahren hätten, um Korn zu mahlen, und waren zufrieden mit unserer Erklärung, daß wir ihnen nichts dafür geben könnten; sie wüßten ja recht gut, sagten sie, daß die Waare des weißen Mannes nicht im Innern zu finden sei. Wenn ich konnte, gab ich ihnen allemal etwas wirklich Nützliches. Katema, Schinte und Anderen machte ich Geschenke, von denen mich jedes zwei Pfund kostete. Wie Männer drei Knöpfe oder eine andere Lumperei geben können, während sie Ueberfluß an besseren Dingen haben, kann ich nicht begreifen. Wenn sie dies auch noch in ihre Bücher schreiben, so müssen sie gar nicht wissen, daß sie damit die englische Ehre compromittirt haben. Die Leute schämen sich fast eine solche Gabe anzunehmen, und man sieht, wie Frauen sie schnell ihren Begleitern geben, und wenn sie fortgehen, lachen, bis ihnen die Thränen in den Augen stehen, und sagen: „Ist das ein weißer Mann? Also giebt es auch Knicker unter ihnen?

Manche von ihnen haben gar kein Herz." Ein weißer Händler, der einem Häuptling eine alte Flinte zum Geschenk machte, wurde zum Sprichwort unter ihnen; man sagte: „Der weiße Mann, der eine Flinte schenkte, welche neu war, als sein Großvater an seiner Urgroßmutter saugte." Wenn solche Dinge sich wiederholen, so glauben die Eingeborenen solche Menschen, die so wenig gesunden Verstand an den Tag legen, an ihre Pflicht erinnern zu müssen; sie sagen ihnen daher, was sie geben sollen, und dann klagen die Reisenden über ihr schamloses Betteln. Ich wurde nur an der Grenze der Civilisation, und als ich den afrikanischen Boden kaum betreten hatte, belästigt.

4. Februar. — Wir wurden viel durch Regen aufgehalten; jeden Morgen kam um Tagesanbruch ein heftiger Guß, ohne daß es windig dabei war. Hierauf klärte es sich oft auf, so daß wir einige Meilen reisen konnten. Dann kam wieder ein Regen, der mehrere Stunden anhielt. Bis jetzt war Regen und Wind gewöhnlich aus Osten gekommen; jetzt aber kam beides so beständig aus Westen, daß wir unser Lager nach Osten zu anlegen mußten, damit Regen und Wind uns in den Rücken kamen. Das Land am Flusse ist reich an Bäumen, aber so dicht bevölkert, daß es schwer ist Brennholz zu bekommen, weil man nur noch grüne Bäume sieht. An einigen Stellen wurden wir auch gewarnt die Bäume zu fällen, da sie zu den Gräbern der Vorfahren gehörten. Man sieht hier viel Tamarinden und einen ähnlichen Baum, der eine Frucht von der Größe der Wallnuß trägt, welche die Elephanten sehr gern verzehren. Man nennt ihn Motondo; die Portugiesen preisen sein Holz als ganz vorzüglich zu Kähnen, da es im Wasser nicht fault.

Am 6. Februar kamen wir in das Dorf Boroma's, das unter einer Menge anderer Dörfer liegt, welche alle mit ausgedehnten bebauten Ländereien umgeben sind. Am entgegengesetzten Ufer ist eine Hügelgruppe, Tschoritschori genannt. Boroma selbst erschien nicht; er schickte mir einen Stellvertreter, der sehr höflich war. Am Morgen schickte ich den Sekwebu, um ihm sagen zu lassen, daß wir weiter ziehen wollten; seine Mutter entgegnete, es seien keine Lebensmittel bereitet, da sie erwartet hätte, wir würden dableiben. Doch schickte sie ein Körbchen mit Korn und Geflügel. Zur Entschuldigung, warum Boroma nicht selbst komme, ließ sie sagen, er sei diesen Morgen von den Barimo

ergriffen worden; das sollte wahrscheinlich heißen, er sei betrunken.

Wir reisten längs des Flusses weiter bis an einen Punkt, der dem Berge Pinkwe gegenüber lag (15° 39′ 11″ südlicher Breite, 32° 5′ östlicher Länge); aber in Folge vor Kurzem gefallener heftiger Regengüsse war der Zambesi über seine Ufer getreten, und führte allerhand Trümmer mit sich. Auch seine Nebenflüsse waren überfüllt, und wir brauchten so viel Zeit, indem wir an jedem Flüßchen noch eine Furth suchen und dann nach dem Ufer des Zambesi zurückkehren mußten, daß ich beschloß, den Fluß ganz zu verlassen und mich nach Südost zu wenden. Dem Pinkwe-Berge gegenüber schlugen wir diese neue Richtung ein und kamen in ein Land voller Mopane-Bäume. In einem hohlen Mopane-Baum sah ich, daß ein Eichhörnchen (Sciurus cepapi) frische Blätter auf einen Vorrath von Samenkörnern gelegt hatte. Es geschieht dies nicht des Winters wegen, vielmehr der heißen Jahreszeit wegen, wo die Bäume gewöhnlich keinen Samen haben. Viele versteinerte Bäume liegen hier auf dem Boden zerstreut; einige sind horizontal abgebrochen und stehen aufrecht; andere sind geneigt und in eine Anzahl von Stücken zersplittert. Einer hatte vier Fuß acht Zoll im Durchmesser, und das Holz mußte weich gewesen sein, wie das des Baobab, denn es kamen nur sechs concentrische Kreise auf den Zoll. Da der halbe Durchmesser nur 28 Zoll betrug, so mochte dieser große Baum erst 168 Jahr alt sein.

Im Tschicova-Distrikt untersuchte ich die geologische Struktur des Landes mit Interesse, weil hier Silberminen gewesen sein sollen. Im Allgemeinen finden wir hier den schon erwähnten weichen grauen Sandstein, aber am Flüßchen Bangue und weiter östlich treten Basaltgänge, von Süden nach Norden verlaufend zwischen dem Sandstein hervor, und am Nake zeigt sich zum ersten Male eine dünne Kohlenschicht.

Tschicova ist nicht ein Königreich, wie man angegeben hat, sondern ein ebener Landstrich, von welchem ein Theil jährlich vom Zambesi überfluthet wird. Es eignet sich vortrefflich zum Getreidebau. Ich freute mich sehr, hier Kohlen zu finden. Von Silber fand ich keine Anzeichen, und wenn die Eingeborenen es je verarbeiteten, so ist es bemerkenswerth, daß sie die Kenntniß desselben ganz verloren haben, und Zinn und Silber nicht mehr

zu unterscheiden wissen. Als ich Tete erreichte, hörte ich von iner kleinen Stromschnelle im Fluß bei Tschicova; hätte ich das im voraus gewußt, so würde ich den Fluß nicht verlassen haben, ohne sie zu untersuchen. Sie heißt Kebrabasa, und soll durch eine Menge Felsen gebildet werden, die aus dem Wasser hervorragen. Ich glaube bestimmt, daß sie von den Basaltgängen gebildet wird, die wir jetzt sahen; denn sie haben im allgemeinen diese Richtung. Als ich den Fluß verließ, wollte ich zugleich mehrere Häuptlinge umgehen, welche von allen Passirenden einen hohen Tribut erheben. Unser Weg ging eine Strecke im Bett des Nake hin, dessen Ufer mit undurchdringlichem Dickicht bedeckt waren. Dörfer sind nicht zahlreich, doch gingen wir von einem nach dem andern und wurden freundlich aufgenommen. Die Leute nennen sich hier Bambiri, obwohl der allgemeine Name der ganzen Nation Banyai ist. Einer unserer Führer war ein alter Dolmetscher, der immer stehen blieb und Bezahlung verlangte, damit er heitern Muths weiter ziehen könne. Ich glaubte, er führe uns die schwierigsten Wege, damit wir einen hohen Begriff von seinem Werthe bekommen sollten, denn wenn wir ein Dickicht nach dem andern passirt waren, kamen wir immer wieder in das Bett des Nake, und da dieses mit Sand angefüllt und das Wasser, das uns nur bis an die Knöchel ging, durch die glühenden Sonnenstrahlen heiß wie ein Fußbad war, so wurden wir außerordentlich müde. Auch verunglimpfte er uns in jedem Dorf, welches wir passirten, und rief den Leuten zu, sie sollten es nur erlauben, daß er uns fortführe, denn wir wären schlechte Leute. Sekwebu verstand jedes Wort, das er sagte, und da er unausstehlich wurde, entließ ich ihn, gab ihm sechs Ellen Calico, die ich von eingeborenen Händlern gekauft hatte, und sagte ihm, seine Zunge schade uns nur. Es ist im Allgemeinen gut, wenn man Jemand auszanken muß, ihm zugleich ein Geschenk zu geben und ihn dann wegzuschicken. Der Führer ging lächelnd fort, und meine Leute sagten: „Seine Zunge ist jetzt geheilt". Am Nake ist das Land hügelig, die Thäler sind mit dichtem Gebüsch bedeckt. Die Bewohner haben die Gärten dem Walde abgewonnen, und der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Der Nake fließt zuerst nach Norden, dann nach Osten. Er ist funfzig bis sechzig Ellen breit, doch während des größten Theils des Jahres trocken, so daß man nur dadurch Wasser bekommt,

daß man in den Sand gräbt. Wir fanden in seinem Bett vulkanische Massen, identisch mit denen, die wir später in Aden wieder erkannten.

13. Februar. — Der erste Mann dieses Distrikts heißt Nyampungo. Ich sandte ihm, was mir an Stoffen noch übrig war und bat ihn, uns mit einem Führer bis zum nächsten Häuptling zu versehen. Nach einer langen Berathung mit den Seinigen schickte er die Stoffe wieder zurück und bat nur um Perlen. Er soll das Zaubermittel für den Regen haben, und andere Stämme senden darnach zu ihm. Man sieht daraus, was wir schon oben anführten, daß es hier weniger regnet als in Londa. Nyampungo benahm sich sehr artig, er gab mir Reis, und hieß meinen Leuten in die Dörfer zu gehen und um Reis zu bitten. Ein alter Mann, Schwiegervater des Häuptlings, sagte mir, er habe Bücher gesehen, wüßte aber nicht, was darin stehe; man betet an verstorbene Häuptlinge und Verwandte; der Gedanke, an Gott zu beten, schien ganz neu zu sein; man hörte mir mit Ehrfurcht zu. Da er ein verständiger alter Mann war, frug ich ihn nach den Silberminen; aber er wußte ebenso wenig als die Uebrigen und sagte: „Wir haben nie nach Silber gegraben, aber wir haben im Sand der Flüsse Mazoe und Luia, die in den Luenya fließen, Gold gewaschen.“ Ich denke, hiermit ist die Sache hinsichtlich des Silbers entschieden. Nyampungo leidet an einer Krankheit, Sesenda genannt, wohl eine Art Aussatz, der hier gewöhnlich ist, obwohl die Leute ganz reinlich leben. Rinder giebt es hier nicht. Der Vater des Häuptlings hatte immer an diesem Orte gewohnt, und als ich ihn fragte, warum er diese nützlichen Thiere nicht habe, antwortete er: „Wer kann uns die Medicin geben, die uns in den Stand setzt, Rinder zu halten?“ Ich fand später, daß der Grund im Vorhandensein der Tsetse lag; er aber wußte das nicht, sondern setzte voraus, er könne keine Rinder halten, weil er keine Medicin habe.

Dreißigstes Kapitel.

Eine Elephantenjagd. — Opfer und Gebete an die Barimos um glücklichen Erfolg. — Ausdrucksweise der Eingeborenen. — Wildgesetze. — Ein Schmaus. — Lachende Hyänen. — Zahlreiche Insekten. — Bemerkungen über den Gesang der Vögel. — Raupen. — Schmetterlinge. — Die Frucht Mokoronga und die Elephanten. — Abenteuer mit einem Rhinoceros. — Der Vogel Korwe. — Sein Nest. — Honig und Bienenwachs. — Abergläubische Scheu vor den Löwen. — Langsame Reise. — Trauben. — Der Ue. — Monina's Dorf. — Afrikanische Namen. — Regierungsform der Banyai. — Wahl eines Häuptlings. — Die jungen Leute werden im Bonyai unterrichtet. — Man hält uns für falsch. — Kriegstanz. — Monahin wird wahnsinnig und verschwindet. — Fruchtloses Suchen. — Monina's Theilnahme. — Der versandete Fluß Tangwe. — Das Gottesgericht Muavi; seine Opfer. — Ein unverständiger Mann. — Weiberregiment. — Geschenke. — Temperatur. — Umwege, um die Dörfer zu vermeiden. — Gesicht und Haar der Banyai. — Pilze. — Knollen, Mokuri. — Der Baum Schekabakadzi. — Wir werden von Eingeborenen verfolgt. — Unangenehme Drohung. — Wir werden von Soldaten aufgeweckt. — Ein „civilisirtes" Frühstück. — Ankunft in Tete.

14. Februar. — An diesem Tage früh verließen wir Nyampungo. Der Weg wand sich den Molinge aufwärts, ein anderer versandeter Bach, der in den Nake mündete. Nachdem wir uns durch das verschlungene Gebüsch an den Ufern dieser Bäche durchgearbeitet hatten, kamen wir in das Mopane-Land, wo wir mit Bequemlichkeit unsere Reise fortsetzen konnten. Nach einigen Stunden erspähten meine Leute einen Elephanten, und bald befanden sie sich in heftigster Verfolgung. Sie hatten kein Fleisch mehr, und mehrere Tage lang nur Getreide zu essen gehabt.

Das Verlangen nach Fleischkost regte sich heftig an, und obwohl es ein altes Männchen war, wurde es doch bald getödtet. Die Leute von Nyampungo hatten noch nie so verzweifelte Jäger gesehen. Einer sprang herbei, und hieb dem Elephanten, während er noch stand, mit einer Axt die Knieflechsen durch. Einige Banyai, die sich auch auf der Elephantenjagd befanden, waren zufällig gegenwärtig. Einer von ihnen nahm seine Dose herbei und schüttete den ganzen Inhalt an einen Baum als Opfergabe für die Barimo um des glücklichen Erfolges willen. Sobald das Thier fiel, tanzten alle meine Leute um dasselbe herum, worüber die Banyai sehr erschraken, und diejenigen, welche das Opfer dargebracht hatten, sagten mir: „Ich sehe, Du reisest mit Leuten, die keine Beute zu machen verstehen; daher opferte ich zu ihrem Besten das Einzige, was ich hatte, und der Elephant fiel." Einer von Nyampungo's Leuten, der bei mir geblieben war, lief nach einer offenen Stelle im Walde, von wo aus der Kampf gut anzusehen war, und betete laut um günstigen Erfolg. Ich bewunderte den frommen Glauben, den sie an das wirkliche Vorhandensein unsichtbarer Wesen haben, und betete, daß sie noch jenes gütige Wesen kennen lernen möchten, das uns alle als die seinigen ansieht. Meine eigenen Leute bemerkten, als ich hinzukam: „Gott gab ihn uns. Er sagte zu dem alten Vieh: Auf da! es kommen Leute, die dich tödten und essen werden!" Diese Bemerkungen werden dem Leser einen Begriff von der Ausdrucksweise der Eingeborenen geben.

Da wir jetzt in dem Lande waren, wo strenge Wildgesetze galten, so mußten wir immer zu Nyampungo zurückschicken, um einem Mann Nachricht zu geben, der von dem eigentlichen Besitzer des Grundes und Bodens dort gelassen war, um sein Eigenthum zu bewachen, da er selbst nahe am Zambesi wohnte. An der Seite, auf welcher der Elephant fiel, hatte er einen kurzen abgebrochenen Zahn; an der oberen Seite, welche uns gehörte, war ein großer starker Zahn. Die Banyai machten Bemerkungen über unser Glück. Die Leute, welche wir nach Nyampungo geschickt hatten, kamen erst spät am Abend des folgenden Tages wieder. Sie brachten einen Korb voll Korn, ein Huhn und einige Schnüre schöner Perlen mit, zum Danke dafür, daß wir den Elephanten auf ihrem Boden getödtet hatten, und sagten, sie hätten den Barimo für unser Glück mit den Worten gedankt:

Hier, eßt und seid froh. Hätten wir das Thier früher zerlegt, so würden wir gar nichts bekommen haben. Es kam zugleich eine starke Gesellschaft mit, um ihren Theil zu verzehren, und wir theilten den Elephanten auf die beste Weise. Meine Leute waren sehr erfreut über den Schmaus, obwohl das Fleisch einen ganzen Tag ungeschützt gelegen hatte und schon sehr angegangen war. Es sammelte sich eine Unmasse Hyänen, welche zwei ganze Nächte lang ihr unheimliches Lachen hören ließen. Bei einigen ist das Lachen wirklich sehr täuschend. Ich frug meine Leute, worüber die Hyänen lachten; da sie dem Thiere ein gewisses Verständniß beilegten, sagten sie, sie lachten, weil wir den Elephanten nicht ganz aufzehren könnten, und sie sich so gut satt äßen, als wir selbst.

Auf dem Platze, wo der Elephant gefallen war, stand das Gras so dicht, daß wir an das Cassange-Thal erinnert wurden. Nach Beginn der Regenzeit sind die Insekten unzählig. Ich bemerkte eine große Anzahl Insekten, die auf meinen Schachteln herumkrochen. Ich beobachtete sie durch das Glas, und entdeckte vier Species. Die eine hatte grüne und goldene Flügel, die in der Sonne wie Metall glänzten; die andere war hell wie Krystall, die dritte hochroth, die vierte schwarz. Sie gehören wohl zu den Insekten, die den Samen aller Pflanzen ohne Unterschied fressen. Fast jede Pflanze hat ihre besonderen Insekten, und wenn die Regenzeit vorüber ist, findet man nur wenig unangegriffenen Samen. Die Giftpflanzen, wie Kongwhane und Euphorbien, werden schnell vertilgt; auf der ersteren lebt ein scharlachfarbenes Insekt. Ich bemerkte hier, wie schon oft vorher, daß gewisse Bezirke von Hundertfüßlern wimmeln. Hier haben sie hellrothe Körper und blaue Beine; auch große Tausendfüßler kriechen überall herum. Obwohl sie Niemandem etwas thun, so sieht man sie doch nur mit Widerwillen. Vielleicht geht es den Elephanten und andern großen Thieren ebenso, wenn sie uns sehen. Wo sie viel gestört worden sind, da sehen sie uns außerordentlich ungern, als den abscheulichen „Zweifüßler", der ihnen die Ruhe nimmt. In dem ruhigsten Theil der Wälder hört man ein schwaches, aber deutliches Summen, den Ausdruck des Behagens bei den Insekten. Man sieht sie oft in großen Schaaren im hellen Sonnenschein um die grünen glänzenden Blätter schwärmen; aber unsichtbare Myriaden arbeiten an Blät-

tern, Stängeln und unter den Boden. Alle freuen sich ihres Daseins.

Man sagt, daß die Vögel der Tropen im allgemeinen nicht singen. Ich war entschieden der Ansicht, daß dieser Satz auf viele Theile Londa's nicht anwendbar ist, obwohl dort Vögel nur selten sind. Hier war der Chor nicht weniger zahlreich besetzt, als in England. Er war aber nicht so harmonisch und es klang immer, als wenn die Vögel in fremden Zungen sängen. Einige Arten gleichen der Lerche, zwei Arten der Drossel. Bei einer andern dachte ich an den Finken, bei einer dritten an das Rothkehlchen; aber ihr Gesang wird durch sonderbare abgerissene Töne unterbrochen, die man in England nie hört. Einer schreit deutlich: pik, pak, pok, ein anderer giebt einen Ton wie ein Strich auf der Violine. Der Mokwa reza schreit laut wie unsere Amsel, wenn sie beunruhigt wird, und schließt mit einem Ton, den die Eingeborenen pula, pula (d. h. Regen, Regen) verstehen, das mir aber mehr wie wip wip wip klang. Ferner hörten wir den lauten Schrei der Frankolinhühner, das pumpuru pumpuru der Turteltaube, der Honigkukuk rief: tschiken tschiken tschik tschurr tschurr. Nahe bei dem Dorfe hörten wir eine Art Spottvogel, der die Töne der zahmen Hühner nachahmte. Den afrikanischen Vögeln fehlt es nicht an Gesang, wohl aber an solchen, die ihren Gesang schön finden und preisen. Bei heißem trocknem Wetter oder Mittags, wenn die Sonne brennt, ist alles still; wenn aber ein Regenschauer kommt, dann ertönen sogleich ihre lieblichen Weisen. Am liebsten singen sie am frühen Morgen und an kühlenden Abenden. Schöne glänzende Gefieder haben sie gewöhnlich nicht, und unterscheiden sich hierin sehr von den Vögeln Brasiliens. Die Mehrzahl ist sehr einfach gekleidet, obwohl Sammler, welcher die buntesten Exemplare als die werthvollsten sammelten, die Ansicht verbreitet haben, als hätten die Vögel unter den Tropen das prächtigste Gefieder.

15. Februar. — Einige meiner Leute sind von Spinnen und andern Insekten gebissen worden, doch haben sie keinen Schmerz empfunden. Eine Raupe kommt häufig vor, welche Lezuntabuea genannt wird. Sie ist mit langen grauen Haaren bedeckt, und da ihr Körper schwarz ist, sieht sie wie ein Stachelschwein im Kleinen aus. Wenn man sie angreift, dringen einem die Haare in die Hautporen ein und stechen heftig; andere haben ähnliche

Vertheidigungswaffen, und wenn man mit der Hand über sie hinstreicht, ist es, als ob man von Nesseln gestochen würde. Nach der Menge Raupen zu urtheilen, muß es eine große Verschiedenheit unter den Schmetterlingen geben. Ein eigenthümlicher Schmetterling sieht im Fluge fast wie eine Schwalbe aus. Eine besondere Farbenpracht bemerkt man an ihm nicht.

Wir passirten die Bungue- oder Moungwe-Hügel, welche aus verschiedenem Eruptivgestein bestehen. Sie bilden die Wasserscheide zwischen den versandeten Bächen, welche nach Nordost fließen, und anderen, die südwärts fließen, wie der Kapopo, Ue und Due, welche sich in den Luia ergießen.

Wir fanden, daß viele Elephanten von der Frucht Mokoronga gelebt hatten. Es ist eine schwarze Pflaume mit purpurrothem Saft. Wir aßen sie in Menge, sie schmeckte uns vortrefflich. Das einzige Unangenehme dabei ist, daß der Kern für das Fleisch viel zu groß ist. Man findet diesen Fehler bei allen wildwachsenden Obstarten. Der Mokoronga ist durch das ganze Land sehr häufig, und wird von den Eingeborenen viel gegessen, da er sehr gesund ist, oder wie sie sagen: er ist reines Fett; Fett ist nach ihren Begriffen die beste Kost. Obwohl die Frucht nicht größer ist als eine Kirsche, sahen wir doch, daß die Elephanten stundenlang geduldig gepflückt hatten. Wir bemerkten die Fußspuren eines weiblichen schwarzen Rhinoceros (Rhinoceros bicornis Linn.) und seines Jungen. Andere Fußspuren sahen wir zwischen den Semalembue-Hügeln, aber das schwarze Rhinoceros ist nördlich vom Zambesi außerordentlich selten. Das weiße Rhinoceros (Rhinoceros simus Burchell) oder Mohohu der Betschuanen ist hier ganz ausgerottet, und wird auch im Süden bald ganz unbekannt sein. Es lebt fast ausschließlich von Gras und ist sehr arglos; daher ist es eine leichte Beute, und seit der Einführung der Feuerwaffen wurde es unbarmherzig hingeschlachtet. Das schwarze Rhinoceros ist von wilderer Natur, und stets sehr mager. Seiner größern Wildheit und Kühnheit wegen behauptet es seinen Platz auf einem weit größern Felde als sein schüchterner und besser aussehender Nachbar. Oswell beschlich einmal zwei dieser Thiere, und als sie langsam auf ihn zukamen, und er wohl wußte, daß nur geringe Wahrscheinlichkeit da ist, das kleine Gehirn des Thieres durch einen Schuß in den Kopf zu treffen, lag er ruhig da und wartete, daß eines ihm die Schul-

ter böte, bis es auf wenige Schritte herankam. Da dachte der Jäger, er möchte sich durch einen Seitensprung retten können, aber das Rhinoceros war zu schnell, wandte sich gegen ihn, und obwohl er seine Flinte nahe am Kopfe desselben abschoß, schleuderte es ihn doch in die Luft. Mein Freund war einige Zeit besinnungslos, und als er sich wieder erholte, fand sich eine große Wunde an den Schenkeln und am Leibe. Ich sah die Wunde am Schenkel; sie war noch offen und fünf Zoll lang. Das weiße Rhinoceros ist indessen nicht immer ganz ungefährlich; ein tödtlich verwundetes griff Oswell's Pferd an, stieß sein Horn durch den Sattel und schleuderte Roß und Reiter in die Höhe. Ich sah einmal, wie ein weißes Rhinoceros einem Büffel, der mich aufmerksam anstarrte, einen Stoß vor die Brust gab, aber ihn nicht verwundete; es schien damit nur andeuten zu wollen, er solle ihm aus dem Wege gehen. Die Naturforscher kennen vier Varietäten des Rhinoceros; aus meinen Beobachtungen schließe ich jedoch, daß es nur zwei giebt, und die beiden anderen mögen sich nur durch Alter, Größe und Richtung der Hörner unterscheiden. So sah ich einmal ein schwarzes Rhinoceros, dessen eines Horn wie beim Kuabaoba nach unten gebogen war. Auch unterscheiden sich die einzelnen Individuen jener zwei Rhinocerosarten in den verschiedenen Stadien ihres Wachsthums bedeutend von einander. Dr. Smith, der beste Kenner in dieser Sache, entscheidet sich indeß für eine Unterabtheilung in drei bis vier Species. Für gewöhnliche Leser genügt es zu wissen, daß es zwei verschiedene Species giebt, die sich nach Aussehen und Nahrungsweise vollständig unterscheiden. Daß beide Arten im Centralthale fehlen, erklärt sich leicht daraus, daß sie dort zur Zeit der Ueberschwemmung den Eingeborenen in ihren Kähnen leicht zur Beute fallen würden. Doch läßt sich nicht ebenso leicht der Grund für die vollständige Abwesenheit der Giraffe und des Straußes auf dem Hochlande der Batoka, nördlich vom Zambesi, erklären, wenn wir nicht den Eingeborenen glauben wollen, welche berichten, daß weiter nördlich das Land durch ein Netzwerk von Flüssen in der Nähe des Schuia-Sees begrenzt werde, und annehmen, daß dies auch ihrem Vordringen nach Süden eine Schranke setzt. Die Batoka haben in ihrer Sprache kein Wort für Giraffe und Strauß; da die erstere aber in beträchtlicher Anzahl in dem Winkel zwischen Leeambye und Tschobe vorkommt, so mögen sie von Norden

her längs des westlichen Höhenzuges herabgekommen sein. Der Tschobe wäre zu schmal gewesen, um die Giraffe aufzuhalten, wenn man annimmt, daß er von Süden her in's Land gekommen sei; aber der breite Strom, in welchen er mündet, scheint jederzeit eine unübersteigliche Schranke für Giraffen und Strauße gewesen zu sein, obwohl sie an seinem südlichen Ufer in der Kalahari-Wüste und dem Lande Maschona's in Menge vorhanden sind.

Wir hatten hier große Mopane-Wälder zu durchreisen, und meine Leute fingen eine Menge der Vögel, die man Korwe nennt (Tockus erythrorhynchus), in ihren Brutplätzen, die sich in Höhlungen (Baumlöchern) der Mopane-Bäume (Bauhinia) befanden. Am 19. Februar stießen wir auf das Nest eines Korwe, welches gerade vom Weibchen bezogen werden sollte. Die Oeffnung erschien auf beiden Seiten mit Lehm vermauert, aber eine herzförmige Oeffnung war geblieben, genau so groß, um den Körper des Vogels hindurch zu lassen. Die Höhlung im Baume zeigte allemal eine ziemlich geräumige Verlängerung nach oben, und dahin versuchte der Vogel zu flüchten, wenn man ihn fangen wollte. In einem Neste fanden wir ein weißes, dem einer Taube stark ähnelndes Ei, und ein zweites ließ der Vogel fallen, nachdem er schon in unsern Händen war. Im Ovarium entdeckte ich außerdem noch vier. Zum ersten Male erblickte ich diesen Vogel in Kolobeng beim Holzschlagen in einem Walde. Ein Eingeborener, der bei mir war, rief plötzlich: „Da ist das Nest eines Korwe!" Ich sah in einer mäßigen Höhlung eines Stammes nichts als eine Spalte, ungefähr einen halben Zoll breit und drei bis vier Zoll lang. In der Meinung, das Wort Korwe bedeute irgend ein sehr kleines Säugethier, wartete ich mit gespannter Aufmerksamkeit, was der Mann wohl herausziehen würde. Derselbe brach nun den harten Lehm, mit welchem die Spalte umgeben war, weg, langte mit dem Arm hinein und brachte einen ausgewachsenen Tockus erythrorhynchus heraus. Er erzählte mir sodann, daß das Weibchen, nachdem es sein Nest bezogen, ein eigentliches Wochenbett abhalten müsse. Das Männchen maure den Eingang zu und lasse nur eine kleine Oeffnung, durch welche der eingeschlossene Vogel den Schnabel stecke, um sich so vom Männchen füttern zu lassen. Das Weibchen verfertige das Nest aus eigenen Federn, lege die Eier, brüte sie aus und bleibe bei

den Jungen, bis sie vollständig ausgefiedert sind. Während dieser ganzen Zeit, welche zwei bis drei Monate dauern soll, ist das Männchen eifrig beschäftigt, die Gattin nebst den Jungen zu füttern. Gewöhnlich wird die Gefangene bei dieser Diät sehr fett und gilt deshalb bei den Eingeborenen als Leckerbissen, während das arme Männchen jämmerlich abmagert, oft in dem Grade, daß es bei plötzlich eintretendem Temperaturwechsel mit Regen wohl vor Schwäche vom Baume fällt und stirbt. Ich habe gar keine Gelegenheit gefunden, die wirkliche Dauer der Gefangenschaft zu ermitteln, aber als ich acht Tage später auf denselben Baum bei Kolobeng stieß, war die Oeffnung schon wieder zugemauert, und es schien darnach, als habe sich der unglückliche Wittwer bereits wieder mit einer neuen Gattin getröstet. Wir ließen beide ungestört, und später wollte es der Zufall, daß ich den Ort nicht wieder betreten habe. Der Februar ist der Monat, in welchem das Weibchen das Nest bezieht. Wir sahen viele dergleichen, ganz oder noch nicht völlig fertig, und hier wie um Kolobeng lautete ganz übereinstimmend die Aussage der Eingeborenen dahin, daß der eingeschlossene Vogel erst dann frei wird, wenn die Jungen flügge sind, also um die Zeit der Kornreife. Da diese aber zu Ende April fällt, so würde die Dauer der Gefangenschaft zwischen zwei und drei Monate betragen! Mitunter soll das Weibchen zwei Eier ausbrüten, und wenn die beiden Jungen vollkommen flügge sind, haben zwei andere gerade die Eischale durchbrochen. Dann verlasse es das Nest mit den beiden ältern, und beide Gatten fütterten alsdann, nachdem die Oeffnung von neuem zugemauert, die beiden zurückgebliebenen Jungen. Verschiedene Male beobachtete ich einen Ast, der deutliche Spuren davon zeigte, daß hier öfters der männliche Korwe während der Ernährung des Weibchens gesessen hatte; die Excrete waren eine volle Elle weit von der Oeffnung geworfen, und waren oft die einzigen Mittel, den Schlupfwinkel zu finden.

Der Honigkukuk war sehr bereitwillig und verschaffte meinen Leuten viel Honig; aber obwohl Bienen in Menge vorhanden sind, so bildet das Wachs von hier doch keinen Handelsartikel. In Londa giebt man sich außerordentlich viel damit ab, und man sieht dort in den einsamsten Wäldern auf den Bäumen Bienenstöcke. Oft trafen wir ganze Reihen Karren, die mit Wachs-

klumpen von 80—100 Pfund Schwere beladen waren, und in jedem Dorfe bot man es uns zum Verkauf an; hier aber sahen wir nie einen künstlichen Bienenstock. Die Bienen fanden sich stets in natürlichen Höhlungen in den Mopane-Bäumen. Wahrscheinlich mögen bedeutende Wachsausfuhren aus Angola nach den Kirchen Brasiliens jenen Handelszweig besonders befördert haben. Auch an den Ufern des Quango sah ich, daß man sechs Pence für das Pfund zahlte. In vielen Theilen des Batoka-Landes finden sich Bienen in ungeheurer Menge, und der Tribut wird an Sekeletu oft in großen Krügen Honig bezahlt; da man aber für das Wachs keinen Absatz hat, so wirft man es weg. Ebenso war es mit dem Elfenbein am Ngami-See zur Zeit der Entdeckung desselben. Die Berichte über den Preis des Wachses in Loanda, welche meine Leute von da mitgebracht hatten, veranlaßte meine jetzigen Reisegefährten, kleine Quantitäten mit nach Tete zu nehmen; da sie aber die rechte Zubereitungsweise desselben nicht kannten, war es so schwarz, daß es Niemand kaufen mochte. Später sah ich Wachs in Kilimane, das man sich von den Eingeborenen verschafft hatte.

Obwohl wir uns jetzt den portugiesischen Niederlassungen näherten, war das Land doch immer noch voll Wild. Unsere Leute tödteten sechs Büffelkälber von einer Heerde, auf die wir stießen. Das häufige Vorkommen dieser Thiere und der Antilopen beweist, daß Bogen und Pfeil nicht hinreichen, sie zu vermindern. Auch sieht man viel große Löwen und Hyänen, und nichts hindert die Zunahme der ersteren; denn die Eingeborenen glauben, daß die Seelen ihrer Häuptlinge in dieselben fahren, und tödten sie deshalb nicht. Auch glauben sie, daß ein Häuptling sich selbst in einen Löwen verwandeln kann, dann tödtet, wen er will, und wieder menschliche Gestalt annimmt. Wenn sie daher einen Löwen sehen, so klatschen sie mit den Händen, welches ihre Art zu grüßen ist. In Folge dessen sind Löwen und Hyänen so häufig, daß wir auf den Bäumen kleine Hütten fanden, in denen die Eingeborenen schliefen, wenn sie bei Nacht auf dem Felde blieben. Als meine Leute öfter vom Wege abwichen, um Korwe- oder Honigkukuk-Nester auszunehmen, so erregten sie das Erstaunen unserer Führer, welche sie immer vor der Gefahr warnten, die ihnen durch die Löwen drohe. Ich war der Hauptmasse meiner Leute oft ein bedeutendes Stück voran

und mußte eine bis zwei Stunden warten; da aber die Sonne am Tage entsetzlich heiß war, so freute ich mich eine Entschuldigung dafür zu haben, daß ich ausruhte. Wir konnten nicht so schnell vorwärts kommen, wie dies in der arktischen Gegend möglich ist. Zehn bis zwölf Meilen am Tage war ein derber Marsch für meine Leute und mich selbst, aber auch diese Strecke konnten wir nicht jeden Tag zurücklegen, es war zu anstrengend für uns. Der Weg war weit länger, als er auf der Karte aussieht, denn wir vermieden die Dörfer. Ich trank beim Reiten weniger als die Eingeborenen, aber meine ganze Kleidung war beständig feucht in Folge des Wassers, das wir aus jedem Tümpel in großer Quantität tranken. Wir nahmen uns nicht erst Zeit, es mit Alaun oder sonst wie zuzubereiten, sondern tranken es ohne alle Furcht. Die Atmosphäre kam mir nie so dunstig vor, wie auf den Niederungen am Zambesi, und doch war es kühler als auf dem Hochlande.

Wir überschritten die Bäche Kapopo und Ue, die jetzt voll Wasser waren, gewöhnlich aber trocken sind. Hier giebt es viel wilde Schweine, wie überall längs des Zambesi. Im Batokalande giebt es einen Weinstock, der schwarze außerordentlich süße Trauben trägt. Die Blätter sind sehr groß und hart, wie um die heißen Sonnenstrahlen ertragen zu können. Aber die gewöhnlichsten Arten (eine mit runden Blättern und grünen Trauben, und eine andere mit einem dem des veredelten Weinstockes ähnlichen Blatt und dunkler oder purpurfarbiger Frucht) haben große Kerne, die sehr adstringirend sind und die Frucht unangenehm machen. Die Eingeborenen essen alle diese Arten; auch kostete ich Weinessig, den ein Eingeborener aus diesen Trauben gewonnen hatte. Ein Land, das wilde Weine in solcher Menge hervorbringt, wird sich gewiß auch für den Anbau der veredelten Sorten eignen. Die Ranken hatten sich hier so über den Weg hin ausgebreitet, daß man sehr vorsichtig sein mußte, um nicht zu straucheln. Der Boden war mit runden Dachschiefern bedeckt, die man unter dem Gras nicht leicht sehen konnte. Fußwanderungen mögen für den sehr angenehm sein, der seiner Corpulenz wegen sich Bewegung machen muß; aber für einen Mann, der in Folge der beständigen Transspiration in der heißbrennenden Sonne so dünn wie eine Stange geworden war, bestand das einzige Gute, das es mit sich brachte, darin, daß er sich einen lebhaften Begriff von einer Tretmühle machen konnte.

Obwohl die Regenzeit noch nicht ganz vorüber war, begannen doch große Wassertümpel schon wieder auszutrocknen, und der Boden in vielen derselben war mit kleinen grünen Kryptogamen bedeckt, welche ihm ein widriges Aussehen und starken Geruch gaben. Wenn wir die üppig wuchernden Pflanzenmassen, welche über unseren Weg hingen, zurückbogen, kam uns oft ein heißer Wind in's Gesicht. Alles sah ungesund aus, doch bekam keiner von uns das Fieber. Der Ue fließt zwischen hohen Ufern von weichem rothen, weißgestreiften Sandstein und Tuff.

Am 20. Januar kamen wir zu Monina's Dorf, nahe an dem versandeten Fluß Tangwe, unter 16° 13′ 38″ südlicher Breite, 32° 32′ östlicher Länge. Monina ist unter den Stämmen seiner Gastfreundschaft wegen sehr beliebt. Boroma, Nyampungo, Monina, Jira, Katolosa (Monomotapa) und Susa, alle erkennen die Autorität eines gewissen Nyatewe an, der alle Streitigkeiten rücksichtlich der Ländereien entscheiden soll. Aehnliche Conföderationen findet man auch in Londa und anderen Theilen Afrika's. Katolosa ist der in der Geschichte bekannte „Kaiser Monomotapa,“ doch ist er ein Häuptling von geringer Macht, und erkennt Nyatewe's Oberherrschaft an. Die Portugiesen beehrten früher den Monomotapa mit einer Leibwache, welche bei Leichenfeierlichkeiten zu feuern hatte; auch wurde er mit Geld unterstützt. Der einzige Beweis höheren Standes bei seinem Nachfolger ist, daß er ungefähr hundert Weiber hat. Wenn er stirbt, erwartet man Erbfolgestreitigkeiten. In Bezug auf den Namen Monomotapa sei bemerkt, daß Mono, Moene, Mona, Mana oder Morena nichts weiter als Häuptling bedeutet, und es ist große Verwirrung dadurch entstanden, daß man verschiedene Völker mit dem Plural ihrer Häuptlingsnamen benannte. Die Namen Monomoizes (auch Monemuiges und Monomuizes geschrieben) und Monomotapistas sind, in Bezug auf diese Männer angewandt, ganz dasselbe, als wenn wir die Schotten Lord Douglases nennen wollten. Motape war der Häuptling der Bambiri, eines Stammes der Banyai, und ist jetzt in der Person Katolosa's vertreten. Er war wahrscheinlich ein Mann von größerer Thatkraft als seine Nachfolger, doch immerhin ein unbedeutender Häuptling. Monomoizes wurde von Moiza oder Muiza gebildet, dem Singular des Wortes Babisa oder Aiza, dem Eigennamen eines großen Stammes im Norden. Bei der Bildung dieses Namens hat derselbe Irrthum

stattgehabt, wie bei den übrigen; ebenso sind viele Mißverständnisse durch Nichtbeachtung der Bedeutung der Namen und durch Vorliebe für das r entstanden. Der Fluß Loangwa z. B. ist Arroangoa genannt worden, und der Luenya Ruanha. Die Bazizulu oder Maschona werden auch Morururu genannt.

Die Regierungsform der Banyai ist bemerkenswerth, es ist eine Art Lehensrepublik. Der Häuptling wird gewählt, wobei der Sohn der Schwester des verstorbenen Häuptlings seinem eigenen Sohne vorgezogen wird. Wenn die Unterthanen mit einem der Candidaten unzufrieden sind, so gehen sie selbst zu einem fernen Stamme, um einen Nachfolger zu holen, der gewöhnlich von der Familie des verstorbenen Häuptlings, ein Bruder oder ein Schwestersohn ist, nie aber sein eigener Sohn oder seine Tochter. Wenn man mit ihm über den Gegenstand zu sprechen beginnt, so thut er, als sei er der Aufgabe nicht gewachsen und der Ehre unwürdig; aber wenn er einmal die Stelle angenommen hat, so gehören ihm alle Weiber, Kinder und sonstiges Vermögen seines Vorgängers und er trägt Sorge dafür, daß sie in abhängiger Stellung von ihm verbleiben. Wenn Jemand es müde wird, sein Vasall zu sein und sich ein eigenes Dorf gegründet, so sammelt der erwählte Häuptling eine Anzahl junger Leute um sich und besucht ihn. Empfängt man ihn nicht mit Händeklatschen und gehöriger Unterwürfigkeit, so zündet man ihm das Dorf an. Die Kinder des Häuptlings haben weniger Privilegien, als gewöhnliche freie Leute. Sie dürfen nicht verkauft werden; aber ehe man eines von ihnen zum Häuptling für die Zukunft bestimmt, wählen die Freien lieber einen aus ihrer Mitte, der nur entfernt mit der Häuptlingsfamilie verwandt ist. Diese freien Männer bilden eine hervorragende Kaste, die nicht verkauft werden darf; unter ihnen steht eine Klasse von Sklaven, die in ihrem Aeußern und ihrer Stellung sehr gedrückt sind. Monina hatte eine große Anzahl junger Leute um sich. Es waren dies alles Söhne freier Männer, und Schaaren junger Männer wie diese in den verschiedenen Distrikten verlassen ihre Aeltern, wenn sie mannbar werden, und leben bei Leuten wie Monina, um sich unterrichten zu lassen. Als ich mich nach dem Wesen dieses Unterrichtes erkundigte, so nannte man mir ihn „Bonyai,“ was wahrscheinlich soviel wie mannhaftes Wesen bedeuten mag; denn es klingt etwa so, als wenn wir sagen, daß wir einen Amerikaner lehren, wie er Amerikaner,

oder einen Engländer, wie er Engländer werden kann. So lange sie diesen Unterricht genießen, sind sie sehr strengen Satzungen unterworfen. Sie müssen sorgfältig jeden Höherstehenden, dem sie begegnen, mit Händeklatschen begrüßen, und wenn Essen aufgetragen wird, dürfen die Jüngeren nicht nach dem Teller greifen, sondern warten, bis ein Aelterer ihnen eine Portion vorsetzt. Sie bleiben unverheirathet, bis eine neue Schaar junger Leute da ist, um ihre Stelle einzunehmen. Die Aeltern geben ihren Söhnen Bedienung mit, um für sie Lebensmittel in Gärten zu erbauen, und schicken Monina Elfenbein, damit er für ihre Kleidung Sorge trage. Wenn die Burschen in das Dorf ihrer Aeltern zurückkehren, wird ihnen ein Rechtsfall zur Entscheidung vorgelegt, und wenn sie gehörig darüber sprechen, so freuen sich die Aeltern außerordentlich.

Als wir Monina sagten, wir könnten ihm nichts weiter bieten, als ein Paar Schuhe, so entgegnete er, er brauche nichts Derartiges, er habe absolute Macht über das Land vor uns, und wenn er uns nicht weiter lassen wollte, so könnte ihn Niemand zwingen. Als sein kleiner Knabe Boromo zu unserem Lager kam, um uns zu sehen, gab ich ihm ein Messer; er ging und brachte ein Gefäß mit Honig dafür. Bald darauf kam sein Vater, und ich bot ihm ein Hemd an. Er sagte zu seinen Rathgebern: „Es ist offenbar, daß dieser Mann nichts hat; denn hätte er etwas, so würden seine Leute Lebensmittel kaufen, aber wir sehen nicht, daß sie es thun.“ Seine Rathgeber stimmten ihm nicht bei. Sie glaubten bestimmt, wir hätten Waaren bei uns, aber hielten sie verborgen, und es that uns weh, daß man uns in so schlechtem Verdacht hatte. Wahrscheinlich fand auf ihre Veranlassung am Abend ein Kriegstanz statt, um uns zu schrecken und zu zwingen, unsere Geschenke auszupacken. Einige von Monina's jungen Leuten hatten Flinten; die meisten waren aber mit Bogen, Pfeilen und Speeren bewaffnet. Sie trommelten fürchterlich und schossen von Zeit zu Zeit eine Flinte los. Da man diesen Tanz nur dann aufführt, wenn man einen Angriff beabsichtigt, so erwarteten meine Leute nichts Geringeres. Wir setzten uns hin und schauten ihnen eine Zeit lang zu, und als es dunkel wurde, legten wir uns nieder, alle bereit, sie gehörig zu empfangen. Aber eine oder zwei Stunden nach Eintritt der Dunkelheit hörte der Tanz auf, und als wir Niemand herankommen sahen, schliefen

wir ein. Während der Nacht stand einer meiner Leute, Monahin, auf, sah nach dem Dorfe hin und sagte zu einem, der halb wachte: „Hörst du nicht, was die Leute sagen? Gehe hin und horche.“ Dann ging er in der entgegengesetzten Richtung fort und kam nie wieder. Wir hatten keine Wachen ausgestellt, aber jeder lag da mit dem Speer in der Hand. Der Mann, mit welchem er sprach, scheint im Traume gewesen zu sein, denn er machte keinen Lärm. Am nächsten Morgen fand ich zu meinem Kummer, daß Monahin fort und keine Spur von ihm zu finden war. Er hatte einige Wochen vorher einen Anfall von Brustfellentzündung, war wieder gesund geworden, aber er klagte neuerlich über Kopfweh. Er war auf dem Wege hierher bei guter Laune, und als ich, wenn wir über Ströme kamen, meine Füße nicht naß machen wollte, so trug er mich und scherzte darüber, wie leicht ich sei. Am Abend saß er neben meinem Zelte, bis es dunkel wurde, und zeigte keine auffällige Unruhe. Wahrscheinlich bekam er einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn, oder wurde, als er ein Stück gegangen war, von einem Löwen fortgeschleppt, die hier in Menge vorhanden sind. Ich bin mehr der erstern Ansicht, weil Wahnsinn oft plötzlich eintritt, wenn man auf etwas Ungewöhnliches aufmerksam wird. Monahin befehligte die Batoka von Mokwine in meinem Gefolge, und wurde von allen Unterthanen dieses Häuptlings ungern gesehen. Sie sagten, man nehme an, Mokwine sei von den Makololo getödtet worden, aber Monahin sei es, der seine Hand ausstreckte und ihn erschlug. Wenn einer dieser Leute in der Schlacht tödtet, so scheint er keine Gewissensbisse darüber zu empfinden; macht er aber auf eigene Hand einen Raubzug, und tödtet einen Mann von Ansehen, so machen die gewöhnlichen Leute ihre Bemerkungen darüber, die ihm zu Ohren kommen und ihm die Sache immer frisch im Gedächtniß gegenwärtig erhalten. Die immerwährende Erregung des Gewissens erregt Wahnsinn, und läuft Einer in einem Lande wie dieses davon, so hört man nie wieder etwas von ihm. Monahin war in der letzten Zeit mehrmals über solche Bemerkungen erschrocken und hatte gesagt: „Sie wollen mich tödten.“ Ich glaube, wenn er in ein Dorf gekommen ist, so wird man wohl Mitleid mit ihm gehabt haben. Ich bedauerte seinen Verlust sehr und suchte drei Tage lang nach ihm. Er war ein verständiger und sehr artiger Mann. Ich schickte am Morgen zu Monina,

um ihn von diesem Vorfall zu benachrichtigen; er ließ sogleich in allen Gärten nach ihm suchen, und gab den Auftrag, ihn zurückzubringen, wenn man ihn fände. Er nahm an unserem Schmerze Theil, und weil er befürchtete, wir möchten ihn im Verdacht haben, so sagte er: „Wir fangen nie Menschen weg, dies ist nicht unsere Sitte. Alle Stämme halten dies für Sünde.“ Ich glaubte ihm, und er ließ uns ohne weitere Belästigung fortgehen.

Nachdem wir sein Dorf verlassen, gingen wir im Bette eines versandeten Flusses, Tangwe genannt, weiter. Solcher Sand ermüdet wie Schnee. Das Land ist flach und mit niedrigen Bäumen bedeckt, doch sahen wir Hügel in der Ferne. Etwas südlich sind die Hügel von Lobole. Dieses Land ist viel von Löwen heimgesucht, und niemals gehen Menschen allein weit in den Wald. Als ich einmal Mittags beiseit und unter Gras, das etwas größer als ich selbst war, hinging, sprang ein Thier auf, das gewiß keine Antilope war. Da wir soviel fleischfressende Thiere fanden, so gaben wir alle Hoffnung auf Monahin wiederzufinden. Wir sahen die Fußspuren von schwarzen Rhinoceros, Büffeln und Zehra's.

Nach einigen Stunden erreichten wir das Dorf Nyakoba's. Zwei Männer, die uns von Monina bis zu Nyakoba begleitet hatten, wollten uns nicht glauben, daß wir keine Perlen hätten. Aber als ich die Schachteln öffnete und ihnen zeigte, daß alles, was ich hatte, für sie nutzlos war, so waren sie mit einigen Perlen Sekwebu's zufrieden, und ich versprach ihnen von Tete vier Ellen Calico zu schicken. Nachdem wir Monina's Dorf verlassen hatten, kam ein Zauberdoctor, nach dem man geschickt hatte, und alle Weiber Monina's gingen auf's Feld und fasteten. Hier müssen sie den Aufguß einer Pflanze trinken, die man Goho nennt. Es ist dies eine Art Gottesurtheil. Die Ceremonie heißt Muavi, und wird auf folgende Weise vollzogen. Hat ein Mann eine seine Frauen im Verdacht, ihn behext zu haben, so läßt er den Zauberdoctor kommen; alle Weiber gehen auf's Feld und fasten, bis der Doctor den Trank fertig hat. Dann trinken alle, wobei jede zum Zeichen der Unschuld die Hand zum Himmel erhebt. Diejenigen, die den Trank wieder ausbrechen, werden für unschuldig angesehen, während diejenigen, welche davon purgiren,

für schuldig erklärt und verbrannt werden. Die Unschuldigen kehren nach Hause zurück und schlachten den Schutzgeistern aus Dankbarkeit einen Hahn. Gottesurtheile sind bei allen Negerstämmen nördlich vom Zambesi gewöhnlich. Dieses summarische Verfahren setzte mich sehr in Erstaunen; denn mein Umgang mit den Eingeborenen hatte mich zu der Ansicht gebracht, daß die Weiber hier so hoch geachtet werden, daß die Männer hier es nicht wagen würden, sich auf diese Weise ihrer zu entledigen. Man erklärte es mir folgendermaßen. Bei dem geringsten Verdacht wünschen sie die Untersuchung; sie sind sich ihrer Unschuld bewußt und glauben fest, daß die Ceremonie Muavi allein ihre Schuld aufdecken kann; daher gehen alle willig und selbst mit Begier, den Goho zu trinken. In Angola zeigte man mir einen Halbkasten, einen der größten Kaufleute in Londa; seine Mutter, die vollständig frei war, ging auf eigenen Antrieb den weiten Weg von Angola nach Cassange, um sich dem Gottesurtheil zu unterwerfen, da ihr Sohn keinen Einspruch that. Dieselbe Sitte herrschte bei den Barotse, Baschubia und Batoka, wenn auch mit geringen Abweichungen. Die Barotse z. B. geben die Medicin einem Hahn oder einem Hunde, und urtheilen über die Schuld oder Unschuld der angeklagten Person darnach, ob das Thier bricht oder purgirt. Ich erzählte meinen Leuten die Hexenprobe, wie sie früher in Schottland gewöhnlich war. Die vermeintlichen Hexen wurden an Händen und Füßen gebunden und in einen Teich geworfen; schwammen sie, so wurden sie für schuldig erklärt und verbrannt; sanken sie unter und ertranken, so waren sie unschuldig. Sie wunderten sich über die Ansichten meiner Vorfahren ebenso, wie ich mich über die ihrigen wunderte.

Der Mann, den Nyakoba zu unserm Führer bestimmt hatte, erschien und verlangte für seine Dienste eine Hacke. Ich hatte nichts einzuwenden und zeigte sie ihm; er war erfreut darüber und gieng, um sie seiner Frau zeigen. Bald darauf kehrte er zurück, und sagte, er wolle zwar gern mit uns gehen, aber seine Frau ließe es nicht zu. Da sagte ich: „bringe die Hacke wieder.“ Er antwortete: „Ich brauche sie.“ „Nun gut, komm mit und du sollst sie behalten.“ „Aber meine Frau läßt mich nicht.“ Da frug ich meine Leute: „Habt ihr je von einem solchen Narren gehört!“ Sie antworteten: „O ja das ist hier Landessitte, die Weiber haben das Regiment.“ Und Sekwebu sagte mir, er

wäre in das Haus jenes Mannes gegangen und hätte gehört, wie er zu seiner Frau sagte: „Denkst Du denn, ich werde Dich je verlassen?“ und sich zu Sekwebu wendend, habe er gesagt: „Denkst Du denn, ich kann diese hübsche Frau verlassen? Ist sie nicht hübsch?“ Sekwebu hatte weitere Forschungen unter dem Volke angestellt und gefunden, daß die Weiber wirklich viel Einfluß hatten. Wir frugen den Führer, den wir endlich von Nyakoba bekamen, einen verständigen jungen Mann, der fast wie ein Araber aussah; er bestätigte, was wir gehört hatten. Wenn ein junger Mann Neigung für ein Mädchen aus einem andern Dorfe faßt, und die Aeltern nichts gegen die Heirath einzuwenden haben, so muß er kommen und in ihrem Dorfe leben. Hier muß er der Schwiegermutter allerlei Dienste erweisen, z. B. sie immer mit Brennholz versorgen, und in ihrer Gegenwart darf er nur knieend erscheinen, denn er würde die alte Dame beleidigen, wenn er die Füße gegen sie ausstreckte. Hat er es satt, in so unterthänigen Verhältnissen zu leben, und wünscht zu seiner Familie zurückzukehren, so muß er seine Kinder zurücklassen, sie gehören der Frau. Es ist dies eben nur eine strengere Handhabung des Gesetzes, das aus der Sitte hervorgeht, welche in Afrika weit ausgebreitet ist, nämlich die Sitte, die Weiber zu kaufen. Virtuell ist es dasselbe, wenn es auch nicht immer in diesem Lichte erscheint. Man giebt eine Anzahl Rinder oder Ziegen den Aeltern des Mädchens, um sie „aufzugeben“, d. h. allen Ansprüchen auf ihre Nachkommenschaft zu entsagen, und ihre und ihrer Kinder Verpflanzung in eine andere Familie zu erlauben. Wenn nichts gegeben wird, kann die Familie des Mädchens die Kinder als einen Theil ihrer selbst beanspruchen; die Bezahlung löst dieses Band. Meine Leute erregten die Bewunderung der Bambiri, welche sie wegen ihres Muthes auf der Elephantenjagd für einen höheren Menschenschlag hielten, und sie unter den angegebenen Bedingungen zu Schwiegersöhnen wünschten; aber keiner ließ sich verlocken.

Man sagte uns, in einem dieser Stämme lebe ein Kind, das einem Halbkasten-Portugiesen gehöre, und sein Vater habe sich vergeblich bemüht, es von den Aeltern der Mutter zu bekommen. Wir beobachteten mancherlei, woraus wir entnehmen konnten, daß die Frauen hier eine höhere Stelle einnehmen. Ich glaubte mich getäuscht zu haben, aber als ich mich bei den Por-

tugiesen erkundigte, erfuhr ich das nämliche. Wenn sie von einem Manne einen Dienst wünschten, so antwortete er: „Ich will erst meine Frau fragen gehen.“ War sie einverstanden, so that er, was man wünschte; aber keine Schmeichelei oder Bestechung half, wenn die Frau nicht wollte. Die Portugiesen freuten sich über die Banyai; es sind auch schöne Leute.

Wir kamen mit Nyakoba besser aus, als wir erwarteten. Er war ganz altersschwach und mußte sich füttern lassen. Ich zeigte den Boten, daß wir nichts zu geben hatten. Nyakoba war ärgerlich, daß er uns nicht glaubte, und schickte uns sogleich einen Korb mit Mais und einen Korb mit Korn, mit der Versicherung, er glaube meinen Worten, und wolle Leute mit mir nach Tete schicken, die mich in kein anderes Dorf bringen sollten.

Die Vögel singen hier sehr angenehm; ich glaubte, wie in Londa den Canarienvogel zu hören. Es kam ein heftiger Regenguß, und ich fand, daß das Thermometer 14° in einer Stunde fiel. Seit Anfang Februar empfanden wir eine merkliche Abnahme der Temperatur. Im Januar war die niedrigste Temperatur 75°, und zwar bei Sonnenaufgang; die durchschnittliche Temperatur zu derselben Stunde 79°; um 3 Uhr nach Tische 90°; bei Sonnenuntergang 82°. Im Februar fiel das Thermometer während der Nacht auf 70°, und die durchschnittliche Temperatur war 88°. Nur einmal stieg es auf 94°, worauf ein Gewitter folgte; doch war es heißer, als bei höherem Temperaturstande auf höher gelegenen Landstrichen.

Wir passirten mehrere Dörfer auf Umwegen durch den Wald. Wir fanden die Reste eines Löwen, den ein Büffel getödtet hatte, und die Hörner einer schwarzen Antilope (Putokwane), der schönsten, die ich je gesehen, die von einem Löwen ihren Tod gefunden hatte. Die ganze Nacht hindurch wurde in einem Dorfe, in dessen Nähe wir schliefen, getrommelt; es mußte also dort jemand gestorben sein. Wenn ein Häuptling stirbt, so muß ein Händler sich's gefallen lassen, ausgeraubt zu werden, denn bis zur Wahl eines neuen Häuptlings hält sich das Volk für gesetzlos. Wir setzten unseren krummen Weg fort, um den Häuptling Katolosa zu vermeiden, der von Denen, welche in seine Hände fallen, große Summen erhebt. Einer unserer Führer war ein großer junger Mann, das wahre Abbild des Arabers

Ben-Habib. Sie trugen getrocknetes Büffelfleisch auf den Markt nach Tete, eine Privatspeculation.

Ein großer Theil der Banyai ist von heller Farbe, wie Milch und Kaffee; diese Farbe hält man im ganzen Lande für schön, wobei ebenfalls das Gesicht den Maßstab der Schönheit abgibt. Sie ziehen ihr Haar in fußlange Seile, flechten die innere Rinde eines gewissen Baumes um jedes solche Seil und färben die Rinde roth. Hierdurch erinnerten sie mich an die alten Aegypter. Das Haar reicht ihnen bis auf die Schultern herab; wenn sie aber reisen, so binden sie es auf den Wirbel in einem Büschel zusammen. Ihre Kleidung ist reinlich.

Da wir nicht in die Nähe menschlicher Wohnungen kamen, und wegen der Krankheit eines meiner Leute nur kurze Strecken reisen konnten, so hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie meine Leute sich zu helfen wußten, um Nahrungsmittel zu bekommen. Große weiße eßbare Pilze wachsen auf den Ameisenhügeln und schmecken recht gut. Die Mokuri, ein Knollen, der im Mopane-Lande häufig ist, fanden sie, indem sie mit Steinen auf den Boden klopften; ein anderer Knollen, etwa von der Größe einer Rübe, bonga genannt, findet sich ebenda. Eine Frucht, von den Makololo ndongo, von den Bambiri dongolo genannt, ist einer kleinen Pflaume ähnlich, welche schwarz wird, wenn sie reif ist, und gut zu essen ist, da sie nur kleine Kerne hat. An manchen Baum knüpfen sich Traditionen und man erfährt merkwürdige Dinge, wenn man sich danach erkundigt. Der Baum Schekabakadzi ist der beste von allen anderen, um durch Reibung Feuer anzuzünden. Wie der Name besagt, müssen die Weiber namentlich Feuer auf diese Weise machen, wenn sie von der Nacht überfallen werden.

Wir waren so ziemlich glücklich in Vermeidung der Dörfer und schliefen eine Nacht am Hügel Zimika. Hier sahen wir zum ersten Male Hügel mit kahlen, glatten, felsigen Gipfeln, und kamen über breite Gänge von Gneis und Syenit-Porphyr. Da wir jetzt nahe bei Tete waren, so gratulirten wir uns schon, daß wir Diejenigen vermieden hatten, die uns geplagt haben würden; aber am nächsten Morgen sahen uns einige Leute und sagten es in den benachbarten Dörfern. Sogleich verfolgte uns ein Trupp Leute, und da sie wußten, daß wir im Bereiche Katolosa's (Monomotapa's) waren, so drohten sie, es diesem Häupt-

ling zu melden, daß wir ohne Erlaubniß das Land passirten. Wir mußten ihnen zwei kleine Elephantenzähne geben, denn, wenn sie Katolosa etwas gesagt hätten, so hätten wir wahrscheinlich Alles hergeben müssen. Hierauf kamen wir durch ein sehr rauhes, steiniges Land ohne allen Weg. Da ich am 2. März Abends sehr ermüdet war, so blieb ich etwa acht Meilen von Tete, Tette oder Nyungwe. Meine Leute forderte ich auf, weiter zu gehen; ich war aber zu müde und schickte die Empfehlungsbriefe vom Bischof in Angola und Anderen an den Commandanten. Dann legte ich mich ruhig nieder. Da unsere Lebensmittel erschöpft waren, hatten sich meine Leute eine Zeitlang von Wurzeln und Honig nähren müssen. Etwa um zwei Uhr Morgens am 3. März wurden wir von zwei Officieren und einer Compagnie Soldaten geweckt, welche mit dem nöthigen Material zu einem „civilisirten" Frühstück und mit einem Mascheela gekommen waren, um mich nach Tete zu bringen. (Das Haus des Commandanten lag unter 16° 9′ 3″ südlicher Breite, 33° 28′ östlicher Länge.) Meine Gefährten glaubten Gefangene zu sein und riefen mich ängstlich herbei. Nachdem ich ihnen das Mißverständniß aufgeklärt und gut gefrühstückt hatte, war alle meine Müdigkeit dahin, obwohl ich vorher so abgemattet war, daß ich nicht einschlafen konnte. Es war das erfrischendste Frühstück, das ich je genossen, und ich ging die letzten acht Meilen ohne die mindeste Müdigkeit zu verspüren, obwohl der Weg so rauh war, daß einer der Officiere zu mir sagte: „Ein solcher Weg kann einem die Seele aus dem Leibe reißen." Das Vergnügen, welches mir das Frühstück gewährte, ist nur mit dem Genusse zu vergleichen, den ich bei meiner Ankunft in Loanda in dem Bette bei Gabriel empfand. Noch erhöht wurde es durch die Nachrichten, daß Sebastopol gefallen und der Krieg beendigt war.

Einunddreißigstes Kapitel.

Gütige Aufnahme beim Commandanten. — Sein Edelmuth gegen meine Leute. — Das Dorf Tete. — Bevölkerung. — Das Fort. — Ursache des Verfalls der portugiesischen Macht. — Früherer Handel. — Sclaven werden in den Goldwäschen beschäftigt. — Der Sclavenhandel beraubt das Land der Arbeitskraft. — Der Rebell Nyaude und seine Niederlassung. — Er verbrennt Tete. — Kisaka's Empörung und Raubzüge. — Ungeheures Zuckerrohrfeld. — Der gute Ruf des Commandanten unter den Eingeborenen. — Kohlenlager. — Eine heiße Quelle. — Malerische Landschaft. — Wasserstraße nach den Kohlenlagern. — Lohn der Arbeiter. — Ausfuhr. — Lebensmittelpreise. — Wir besuchen die Goldwäschen. — Art und Weise der Gewinnung dieses kostbaren Metalls. — Kohlen in einem Goldfelde. — Geschenk vom Major Sicard. — Die Eingeborenen bauen Weizen u. s. w. — Freigebigkeit des Commandanten. — Candido's geographische Nachrichten. — Erdbeben. — Ansicht der Eingeborenen von einem höchsten Wesen. — Unsterblichkeit und Seelenwanderung. — Beschränkungen des Handels. — Frühere Jesuiten-Niederlassung. — Religion und Erziehung in Tete. — Ueberschwemmung des Zambesi. — Wir werden durch Fieber aufgehalten. — Die Kumbanzo-Rinde. — Medicin der Eingeborenen. — Eisen. — Wir hören von Hungersnoth in Kilimane. — Tod einer portugiesischen Dame. — Leichenbegängniß. — Uneigennützige Güte der Portugiesen.

Ich wurde von dem Commandanten Tito Augusto d' Araujo Sicard auf's gütigste empfangen; er that alles, was in seiner Macht stand, damit ich wieder zu Kräften kommen konnte, und da jetzt in Kilimane noch die ungesunde Periode herrschte, so rieth er mir bis zum nächsten Monat bei ihm zu bleiben. Auch beschenkte er meine Leute mit reichlichem Vorrath von Hirse, und indem er sie in eines seiner Häuser so lange einquartierte, bis sie selbst sich Hütten bauen konnten, schützte er sie vor dem Biß

der Tampans, die hier Carapatos genannt werden.*) Wir hatten bei den Banyai schreckliche Geschichten von diesem Insekt gehört, und Major Sicard versicherte mir, daß ihr Biß namentlich Fremden gefährlich sei, und manchmal ein tödtliches Fieber erzeuge. Den Homöopathen wird es interessiren, daß die Eingeborenen, um den Biß des Tampan zu heilen, einen zerriebenen Tampan in die Medicin thun.

Das Dorf Tete ist auf einem langen Abhange nach dem Flusse zu erbaut, das Fort nahe am Wasser. Der Felsen darunter ist grauer Sandstein, und sieht wie vom Flusse zerdrückt aus; die Schichten sind daher faltig und zerknittert. Der Raum zwischen jeder Falte bildet eine Straße; auf den Vorsprüngen stehen die Häuser. Die Felsen auf der Spitze des Abhangs sind viel höher als das Fort und beherrschen es daher vollständig. Hier liegt ein großes Thal, und jenseit desselben der länglich runde Hügel Karueira. Das ganze angrenzende Land ist felsig und zerklüftet, aber jedes irgend nutzbare Fleckchen ist angebaut. Die steinernen Häuser in Tete sind mit Schlamm statt Mörtel gebaut, und mit Rohr und Gras gedeckt. Da der Regen den Schlamm zwischen den Steinen weggewaschen hat, sehen alle Häuser rauh und unsauber aus. Erst bei Mozambique findet sich Kalk; der bei einzelnen Verandas verwandte Kalk ist von dorther gebracht worden. Die Portugiesen wußten nichts von dem rosenrothen und weißen Marmor, den ich am Mbai und Unguesi fand und von dem ich einige Stück mitgebracht habe, ebenso wenig von dem Dolomit bei Zumbo; sie würden sonst den Marmor zu Kalk gebrannt und sich den Weg nach Mozambique erspart haben. Es giebt hier etwa dreißig europäische Häuser; die übrigen gehören Eingeborenen und sind aus Zweigen und Lehm gebaut. Eine etwa zehn Fuß hohe Mauer umgiebt das

*) Ein anderes Insekt, einer Made ähnlich, gräbt sich in die Füße der Eingeborenen und saugt das Blut aus. Westwood sagt: „Der Tampan ist eine große Art Milbe, der giftigen sogenannten persischen Wanze, Argos reflexus, nahe verwandt, in Bezug auf welche man so wunderbare Dinge erzählt, welche durch die Berichte über den Carapato oder Tampan theilweise bestätigt werden." Westwood meint auch, daß die giftführenden Larven, welche N'gwa heißen, „eine Species der Chrysomeliden sind. Die Larven der in England vorkommenden Species dieser Familie schwitzen, wenn sie aufgescheucht werden, eine stinkende gelbe dicke Feuchtigkeit aus, doch hat man nicht gehört, daß eine von ihnen giftig wäre."

Dorf, doch wohnen die Eingeborenen lieber außerhalb desselben. Im Ganzen sind es etwa 1200 Hütten, welche mit den europäischen Haushaltungen zusammen eine Bevölkerung von ungefähr 4500 Seelen ergeben. Doch wohnt nur ein kleiner Theil von diesen in Tete selbst, der größere Theil beschäftigt sich mit Ackerbau in der Umgegend. Im Allgemeinen trafen wir nicht mehr als 2000 Menschen; denn mit seiner Vergangenheit verglichen ist Tete jetzt eine Ruine. Die Zahl der Portugiesen ist sehr gering; das Militär abgerechnet, noch nicht zwanzig Menschen. Doch wurden vor Kurzem 105 Soldaten von Portugal nach Senna geschickt, wo in einem Jahre fünfundzwanzig vom Fieber hingerafft wurden. Daher versetzte man sie von dort nach Tete, wo sie sich besserer Gesundheit erfreuen, obwohl man auch hiervon sich keine zu großen Hoffnungen machen darf, weil sie sich dem Trunke der reichlich aus verschiedenen Pflanzen, wilden Früchten und Korn gewonnenen Spirituosen ergeben und außerdem die Kost der Eingeborenen sehr ungesund ist. Die Eingeborenen destilliren vermittelst Flintenläufen und einer Reihe Töpfe, um sie kühl zu halten. Der Generalbericht über das Fieber ergiebt, daß, während es in Kilimane als Continua auftritt, in Tete der Patient nach drei Tagen sich wieder erholt. Anfangs wendet man nur die mildesten Mittel an, und die strengeren erst, wenn diese Periode vorüber ist.

Das Fort von Tete ist die Rettung der portugiesischen Macht in dieser Gegend gewesen. Es ist ein kleines viereckiges Gebäude mit einem strohgedeckten Nebengebäude für die Truppen; und obwohl wir nur wenig Geschütze finden, so befinden sie sich doch in weit besserem Zustande als in den Forts im Innern von Angola. Die Ursache des Verfalls der portugiesischen Macht hier ist einfach folgende. In früheren Zeiten wurden bedeutende Quantitäten Getreide, wie Weizen, Hirse und Mais, sodann Kaffee, Zucker, Oel und Indigo, außerdem Goldstaub und Elfenbein ausgeführt. Der Getreidebau wurde von Sclaven besorgt, deren die Portugiesen in großer Anzahl besaßen. Der Goldstaub wurde durch Waschen an verschiedenen Orten nördlich, südlich und westlich von Tete gewonnen. Ein Kaufmann nahm alle seine Sclaven mit nach der Wäscherei, und außerdem so viel Calico und andere Waaren, als er nur auftreiben konnte. An der Wäscherei angekommen, machte er dem Häuptlinge Geschenke von

etwa einem Pfund Sterling an Werth. Dann wurden die Sclaven vertheilt und jede Abtheilung einem zuverlässigen Diener anvertraut, der nicht nur die Oberaufsicht über das Waschen führte, sondern auch Staub von den Eingeborenen kaufte und wöchentlich seinem Herrn Rechenschaft darüber ablegte. Vereinigten sich mehrere Herren an einem Orte, so nannte man dies eine Bara; man errichtete eine Kirche auf Zeit, in welcher ein Priester von der Mission Messe las. Der Häuptling und seine Unterthanen waren mit diesem Besuche sehr zufrieden, weil die Händler für die mitgebrachten Waaren ihnen die Lebensmittel für die Sclaven abkauften. Die Arbeit wurde so lange fortgesetzt, bis alle Güter verkauft waren, und so gewann man jährlich ungefähr 130 Pfund Gold. Wahrscheinlich belief sich der Ertrag auf mehr, aber da es sich leicht verbergen ließ, brachte man der Behörde eben nicht mehr als dieses Quantum. Jetzt beläuft sich der ganze Erwerb an Gold durch die Portugiesen nur etwa auf acht bis zehn Pfund. Als der Sclavenhandel begann, schien er vielen Kaufleuten eine bessere Quelle zu sein, um schnell reich zu werden, als das langsam vorsichgehende Goldwaschen und der Ackerbau, und sie setzten die Sclavenausfuhr so lange fort, bis sie keine Käufer mehr zur Arbeit und Vertheidigung hatten. Es war ganz und gar die Geschichte von der Gans und dem goldenen Ei. Die Kaffee- und Zuckerplantagen und die Goldwäschereien wurden verlassen, weil die Arbeitskräfte nach Brasilien geschafft worden waren. Viele Portugiesen folgten ihren Sclaven nach, und die Regierung mußte ein Gesetz erlassen, um ferneren Auswanderungen zu steuern, da diese mit der Zeit die gesammten portugiesischen Besitzungen entvölkert haben würden. Jetzt erbaute ein gescheidter Mann von asiatischer und portugiesischer Herkunft (er war aus Goa), mit Namen Nyaude, ein Etablissement am Zusammenfluß des Luenya und Zambesi, und als der Commandant von Tete einen Officier mit seiner Compagnie abschickte ihn zu holen, bat Nyaude den Officier um die Erlaubniß sich ankleiden zu dürfen. Dies wurde ihm gewährt, er zog sich in sein Zimmer zurück, und der Officier hieß seine Mannschaft die Gewehre zusammenstellen. Da wurde die Kriegstrommel geschlagen, ein den Einwohnern wohlbekanntes Signal. Die Soldaten erschraken, als sie dies hörten, der Officier mißachtete diese Warnung, und nach wenigen Minuten war er mit seinen Leuten entwaffnet und

an Händen und Füßen gebunden. Hierauf bewaffnete der Commandant von Tete alle seine Sclaven und zog gegen Nyaude; aber als sie schon nahe herangekommen waren, mußten sie den Luenya noch überschreiten. Da dies nicht schnell geschah, so schickte Nyaude eine starke Abtheilung und seinen Sohn Bonga unterhalb seiner Niederlassung über den Fluß und auf das linke Ufer des Zambesi bis nach Tete. Sie griffen Tete an, das nur von wenigen Soldaten im Fort vertheidigt wurde, plünderten und verbrannten die ganze Stadt mit Ausnahme des Hauses des Commandanten und einiger anderen, sowie der Kirche und des Fort. Weiber und Kinder flohen in die Kirche, und es ist eigenthümlich, daß die Eingeborenen in dieser Gegend nie eine Kirche angreifen. Nachdem Bonga Tete in einen Schutthaufen verwandelt hatte, nahm er alles Vieh und sonstigen Raub mit fort zu seinem Vater. Als das Heer diese Nachricht bekam, lief es in einem panischen Schrecken davon, und da sie ihre Flucht auf Umwegen bewerkstelligten, schickte Katolosa, der sich bisher freundlich gegen sie gezeigt hatte, seine Leute aus, um so viel als möglich wegzufangen. Viele wurden um ihrer Waffen willen getödtet. So erzählten mir Eingeborene und Portugiesen den Hergang der Sache.

Ein anderer Halbkaste aus Macao, Kisaka oder Tschontama, empörte sich am anderen Flußufer. Nachdem sein Vater gestorben war, glaubte er, er sei von den Portugiesen behext worden; deßhalb plünderte und verbrannte er alle Plantagen der reichen Kaufleute von Tete am nördlichen Ufer. Wie ich schon oben bemerkte, ist dieses Ufer sehr fruchtbar, und dort hatten die Portugiesen ihre Villas und Pflanzungen, die sie täglich von Tete aus besuchten. Nachdem er diese zerstört hatte, waren die Bewohner von Tete vollständig verarmt. Man machte einen Versuch den Rebellen zu strafen, doch ohne Erfolg, und er ist später von der Regierung des Mutterlandes begnadigt worden. Ein Punkt in dieser Erzählung ist von Interesse. Sie kamen in so große Zuckerplantagen, daß viertausend Mann zwei Tage lang aßen und doch nicht fertig wurden. Die Portugiesen standen so zwischen zwei Feinden, Nyaude auf dem rechten, Kisaka auf dem linken Flußufer, und da Nyaude seine Niederlassung auf dem Stück Land am rechten Ufer des Luenya und Zambesi angelegt hatte, so hinderte er den Verkehr mit dem Meere. Der Luenya

ergießt sich mit großer Kraft in den Zambesi, wenn der letztere niedrig ist, und Kähne, welche den Zambesi aufwärts gehen, müssen diesen und den Luenya besonders kreuzen, und selbst ein Stück in dem letzteren hinauffahren, um nicht vom Strome in dem Zambesi fortgerissen und an den Felsen am anderen Ufer zerschmettert zu werden. Wenn nun die Böte und Kähne den Luenya hinauffahren, kamen sie dem Nyaude so nahe, daß sie beraubt wurden. Nyaude hielt die Portugiesen zwei Jahre lang im Fort von Tete eingeschlossen, und sie konnten nur dadurch Lebensmittel bekommen, daß sie längs des nördlichen Zambesi-Ufers nach Kilimane schickten. Das Mutterland bezahlte in diesem Kriege die Rechnungen nicht; so wurde Niemand reich, und die Missionare traf kein Tadel.

Die Kaufleute konnten sich nicht mehr mit Handel befassen, und der Verkehr stockte. Der jetzige Commandant von Tete, Major Sicard, welcher vermöge seines guten Charakters vielen Einfluß bei den Eingeborenen hat, machte dem Kriege mehrmals durch sein bloßes Erscheinen ein Ende. Wir hörten bei den Banyai, daß er ein Mann sei, mit dem sie nie fechten würden, denn er habe ein gutes Herz. Wäre ich 1853 hierhergekommen, statt nach Loanda zu gehen, so würde ich mitten in die Kriegswuth hineingerathen und vielleicht um's Leben gekommen sein. Jetzt kam ich an, als eben Friede geschlossen war, und als die portugiesische Behörde durch Lord Clarendon und den Grafen de Lavradio in Kenntniß davon gesetzt war, daß ich hier erwartet würde, so erklärte sie, der gegenwärtige Stand der Dinge sei der Art, daß kein Europäer die Stämme passiren könne. Endlich kamen einige Eingeborene stromabwärts nach Tete und sagten, mit Anspielung auf den Sextanten und den künstlichen Horizont, der Sohn Gottes sei gekommen, er könne die Sonne vom Himmel herunter und unter den Arm nehmen. Major Sicard vermuthete, es sei dies der Mann, von dem die Depesche Lord Clarendon's sprach.

Als ich dem Commandanten sagte, ich hätte ein kleines Kohlenlager entdeckt, so berichtete er mir, die Portugiesen kennten bereits neun solcher Kohlenlager, von denen fünf jenseit des Flusses lägen. Sobald ich mich erholt hatte, ging ich sie zu besuchen. Wir fuhren in einem Bote nach der Mündung des Lofubu oder Revubu, etwa zwei Meilen unterhalb Tete, am nörd-

lichen Ufer. Nachdem wir etwa vier Meilen einer heftigen Strömung entgegengefahren, landeten wir bei einem kleinen Wasserfall und wanderten etwa zwei Meilen weit durch fruchtbare Gärten nach dem Kohlenlager, welches sich am Muatize oder Motize, einem Nebenfluß des Lofubu, befand. Es neigt nach Norden. Zuerst kommt ein Lager von zehn Zoll Durchmesser, dann Thonschiefer, darunter ein neues Lager, von dem man 58 Zoll sieht, und da es an das Wasser des Muatize reicht, so mag es wohl noch größer sein. Dieser Theil des Kohlenlagers ist etwa dreißig Ellen lang. Dann hört es auf. Etwa hundert Ellen höher stromaufwärts sieht man schwarzen blasigen Trapp, der in dünnen Adern den Thonschiefer durchdringt, ihn in Porzellanit verwandelt und die Kohle, mit der er in Berührung kommt, theilweise krystallisirt. Am rechten Ufer des Lofubu mündet ein anderer Nebenfluß nahe an der Mündung des Muatize. Er heißt Morongozi. An ihm findet sich ein zweites noch größeres Kohlenlager. Am Lofubu weiter aufwärts sind andere Kohlenlager am Inyavu und Makare, und an mehreren Stellen im Maravi-Lande.

Ich ging den Zambesi aufwärts und untersuchte die heiße Quelle Nyamboranda im Bette des Flüßchens Nyaondo, welches auf noch jetzt stattfindende vulkanische Thätigkeit hinweist. Wir landeten am Mokorozi und gingen eine bis zwei Meilen nach Osten, wo wir am Fuße eines hohen Berges eine heiße Quelle fanden. Eine kleine Quelle entspringt an dem einen Ufer des Nyaondo und viel beißender Dampf steigt aus dem angrenzenden Boden auf, von welchem etwa zwölf Quadratfuß so heiß sind, daß meine Begleiter mit bloßen Füßen nicht darauf stehen konnten. Es sind mehrere kleine Löcher da, aus denen Wasser kommt, aber die Hauptquelle ist ein Loch von einem Fuß Durchmesser und etwa eben so tief. Es steigen beständig Blasen auf. Der Dampf greift die Kohlen heftig an, ist aber nicht entzündbar; ein Bündel dürres Gras, das ich darüber hielt, brannte nicht an. Das Quecksilber stieg bis auf 158°, wenn ich das Thermometer in das Wasser hielt, wenige Secunden darauf auf 160°. Auch wo es über Steine fließt, ist das Wasser für die Hand zu heiß. Kleine Fische kommen manchmal aus dem Flusse in das heiße Wasser und verbrühen sich. Ebenso sahen wir einen Frosch, der ganz gekocht war. Die Steine, über welche das Wasser fließt, sind mit einem weißen Salz incrustirt, auch das

Wasser schmeckt salzig. Die Eingeborenen haben den Boden nahe an der Quelle aufgegraben, um Salz zu gewinnen.

Das Land nördlich und nordwestlich von Tete ist bergig und sehr malerisch, da die Berge mit Bäumen bedeckt sind. Der Boden der Thäler ist sehr fruchtbar und gut angebaut. Es würde nicht schwer sein nach Kohlen zu graben. Der Lofubu ist etwa sechzig Ellen breit; er fließt beständig und ist während des niedrigsten Wasserstandes, welcher nach dem September eintritt, etwa achtzehn Zoll tief, so daß er auch da noch mit flachen Kähnen befahren werden kann. Zur Zeit meines Besuchs war er ganz gefüllt und die Strömung sehr stark. Könnte man den erwähnten kleinen Wasserfall vermeiden, würde der Landweg etwa nur noch zwei Meilen betragen. Die anderen Lager stromaufwärts können, nachdem man den Wasserfall passirt hat, leichter erreicht werden als das von Muatize; da das Lager aber nach dem Strom neigt, würden die Gruben vom Wasser nicht zu leiden haben, da es in den Fluß laufen würde. Die anderen Lager besuchte ich nicht; aber ich erfuhr, es gebe deren eben so wohl im unabhängigen Territorium der Eingeborenen, als im Gebiete der Portugiesen. Das Lager bei Nake ist im Banyai-Lande, und ich zweifle nicht, daß das ganze Land zwischen Zumbo und Lupata ein Kohlenfeld ist von wenigstens 2½ Breitengraden Ausdehnung, mit vielen zur Zeit der vulkanischen Thätigkeit entstandenen Unterbrechungen. Der graue Sandstein, auf dessen Oberfläche man versteinerte Bäume findet, hat dieselbe Ausdehnung. Die Pflanzung, in welcher das Kohlenlager sich findet, würde unter den Portugiesen etwa sechzig Dollars oder zwölf Pfund werth sein; indeß würde man gewiß viel mehr verlangen, wenn ein reicher Käufer käme. Doch könnten sie den Preis nicht sehr bedeutend erhöhen, weil man Ländereien mit solchen Lagern von den Eingeborenen weit billiger bekommen würde. Der Lohn der freien Arbeiter in Goldwäschen, auf dem Felde, oder in Kohlengruben beträgt zwei Ellen ungebleichten Calico den Tag. Sie würden billiger arbeiten, wenn man sie monatlich anstellte, vielleicht für sechzehn Ellen den Monat. Auch Maurer und Zimmerleute bekommen gewöhnlich zwei Ellen täglich. Man nennt dies eine Braça. Händler aus Kilimane verlangen vier Braças oder acht Ellen täglich. Englischer oder amerikanischer ungebleichter Calico ist hier einzig in Gebrauch. Die Fahrt auf dem Flusse nach Tete würde die Kosten

täglich etwa um 10 Procent erhöhen. Gewöhnlich benutzt man große Kähne und Boote, wie sie in Senna gebaut werden.

Die in den fünf ruhigen Monaten vor meiner Ankunft hierher gebrachten Waaren hatten einen Werth von 30,000 Dollars oder ungefähr 6000 Pfund. Jährlich werden etwa für 15,000 Pfund Waaren eingeführt, nämlich Calico, starker Messingdraht, Perlen, Schießpulver und Flinten. Die Zahl der letztern ist indeß gering, da die Regierung von Mozambique nach Beginn des Krieges sie für Contrebande erklärte. Wenn man die Waaren an die den Portugiesen benachbarten Stämme verkauft, so geben sie einen Gewinn von nur etwa 10 Procent; man erhält Elfenbein und Goldstaub dafür. Außer wenig Oel und Weizen wird nichts ausgeführt. Der Handel mit weiter wohnenden Stämmen ist viel besser. Dreißig Messingringe kosten in Senna 10 Schillinge, in Tete ein Pfund, und bei den über Tete hinaus wohnenden Stämmen zwei Pfund; es ist dies ein guter Preis für eine Feder voll Goldstaub im Werthe von zwei Pfund. Die Kaffeeplantagen, welche vor Beginn des Sklavenhandels einen Ausfuhrartikel lieferten, sind jetzt verlassen, und es ist schwer auch nur einen Baum zu finden. Indigo (Indigofera argentea, der gemeine wilde afrikanische Indigo) wächst überall, und große Massen Senna*) (Cassia) im Thale von Tete und an andern Orten; aber man sammelt weder Indigo noch Senna. Columbowurzel, die sich an mehreren Orten weiter flußabwärts in Menge findet, wird von den Amerikanern, wie man sagt, als Färbestoff gekauft. Eine Art Sassaparille (wenigstens wird sie dafür gehalten) findet sich von Londa bis Senna, ist aber nie ausgeführt worden.

Der Preis der Lebensmittel ist niedrig, aber immer noch höher als vor Beginn des Krieges. Für sechs Hühner verlangt man zwei Ellen Calico; dies hält man für sehr theuer, denn vor dem Kriege bekam man für dieselbe Quantität Calico 24 Hühner. Korn wird in kleinen Säcken aus den Blättern der Palmyrapalme verkauft, ähnlich den Säcken, in welchen wir den Zucker bekommen. Man nennt sie panjas; jede panja wiegt zwischen 30 und 40 Pfund. Die Panja Weizen in Tete ist einen

*) Wahrscheinlich Cassia acutifolia, die wirklich in den Handel kommende Senna, die sich in verschiedenen Theilen Afrika's und Indiens findet.
Dr. Hooker.

Dollar oder fünf Schilling werth; aber auf den Inseln unterhalb Lupata bekommt man drei Panjas Kafferkorn für zwei Ellen Calico. Am theuersten sind Thee und Kaffee; ein Pfund Thee kostet oft 15 Schillinge. Flußabwärts unterhalb Lupata werden die Lebensmittel billiger, und vor dem Kriege, wo die Inseln im Zambesi sämmtlich bewohnt waren und der Boden außerordentlich fruchtbar war, konnte man Getreide und Hühner in jeder beliebigen Menge haben. Die Einwohner verschwanden vor ihren Feinden, seit dem Frieden fangen sie aber an wiederzukommen. Sie haben keine Rinder, da nur in Tete selbst die Tsetse sich nicht findet, und die Rinder der Portugiesen sind nur ein Rest dessen, was sie sonst besaßen.

Als wir die heiße Quelle besuchten, untersuchte ich die früheren Goldwäschereien in dem Flüßchen Mokoroze, etwa unter dem 16. Breitengrade. Die Ufer sind mit großen Hainen von Mangobäumen bedeckt, unter denen die Portugiesen wohnten, während sie die Wäscherei überwachten. Das Verfahren ist sehr mühsam und langweilig. Man thut eine Quantität Sand in eine Holzflasche mit Wasser, und dreht sie halb herum, wodurch die schlechteren Theile des Sandes sich auf einer Seite des Bodens sammeln. Diese entfernt man sorgfältig mit der Hand und wiederholt jenes Drehen, bis der ganze Sand entfernt und nur das Gold noch übrig ist. Es findet sich in sehr kleinen Blättchen, und hätte man mir nicht das Gegentheil gesagt, so hätte ich es für Glimmer gehalten; denn da das Gold specifisch schwerer ist als der Sand, so bildete ich mir ein, ein Strahl Wasser würde diesen fortführen, und jenes zurücklassen; aber hier entfernt man den ganzen Sand mit der Hand. Ich hatte Gelegenheit den Goldstaub von verschiedenen Orten östlich und nordöstlich von Tete zu untersuchen. Dort sind sechs wohlbekannte Stellen, wo Gold gewaschen wurde, nämlich Maschinga, Schindundo, Missala, Kapata, Mano und Jawa. Wahrscheinlich findet sich das Gold sowohl in Thonschiefer als in Quarz. Nordnordwestlich, bei Muschinga, soll das Gestein so weich sein, daß die Weiber es vor dem Waschen in hölzernen Mörsern pulverisiren.

Nach Westen zu erwähnen die alten Portugiesen eine Station Namens Dambarari in der Nähe von Zumbo, am Flusse Panyame, wo viel Gold gefunden wurde. Weiter westlich lag das

jetzt unbekannte Königreich Abutua, das ehemals wegen des Metalls berühmt war; dann nach Osten uns wendend haben wir die Goldwäschen von Maschona oder Bazizulu, und weiter östlich die von Manica, wo Gold viel häufiger gefunden wird, als an allen anderen Punkten dieses Landes, weshalb dieses Land von Manchen für das Ophir des Königs Salomo gehalten worden ist. Ich sah von dort Goldkörner in der Größe der Weizenkörner. Das in den Flüssen, die nach dem Kohlenfeld fließen, gefundene besteht aus sehr kleinen Blättchen. Wenn wir den einen Schenkel eines Cirkels in Tete einsetzen, und den andern 3½ Grad erweitern und ihn von Nordost von Tete über West nach Südost fortbewegen, so berühren oder schließen wir das ganze Land ein, welches als Gold producirend bekannt ist. Da das Gold an dieser Peripherie in gröbern Körnern gefunden wird, als in den Strömen, welche nach dem Mittelpunkt oder Tete zugehen, so vermuthe ich, daß das eigentliche Goldlager rings um das Kohlenfeld herum liegt, und bestätigt sich meine Conjectur, so haben wir Kohlen, von einem Goldlager umgeben, Ueberfluß an Holz, Wasser und Lebensmitteln bei einander, was sich nicht häufig in dem Feld so vereint findet. Die Einwohner kennen den Werth des Goldes recht wohl, denn sie bringen es in Gänsekielen zum Verkauf und verlangen 24 Ellen Calico für eine Feder voll. Wenn die Flüsse im Distrikt Manica und andern Goldwäschereien überfluthet gewesen sind, so lassen sie einen Schlammüberzug an den Ufern zurück. Die Eingeborenen suchen nach den trockensten Stellen und beginnen dort zu graben. Sie graben nicht tiefer, als bis es ihnen an's Kinn reicht, weil sie glauben, sonst würde der Grund einfallen und sie tödten. Finden sie eine Schicht Gold, so graben sie dieselbe wieder zu, denn sie haben den Aberglauben, dies sei Goldsamen, und obwohl sie den Werth desselben recht gut kennen, so wollen sie doch lieber diese Schicht als die ganze künftige Ausbeute verlieren. Es schien mir dies unverträglich mit Leuten, welche den Goldstaub in Kielen verkaufen und ihn selbst in die Samenkörner einer gewissen Pflanze thun als Zaubermittel, welches verhindern soll, daß sie unterwegs etwas davon verlieren, aber alle Portugiesen, welche Sprache und Denkweise der Eingeborenen kennen, bestätigten es mir. Wenn es wirklich geschieht, so mag diese Sitte von Jemandem herrühren, der die Häuptlinge um ihren Antheil bringen wollte; denn

in der portugiesischen Geschichte liest man, daß diese Goldschichten den Häuptlingen zukamen.

Major Sicard, der Commandant, dessen Güte gegen mich und meine Leute kein Ende fand, schenkte mir für meine Tochter einen Rosenkranz aus dem Golde des Landes gefertigt, die Arbeit eines Eingeborenen in Tete; ferner Proben des Goldstaubs von drei verschiedenen Orten, welche nebst dem Kohlenexemplar von Muatize und Morongoze im Museum der praktischen Geologie, Jermyn-Straße, London, niedergelegt sind.

Der Ackerbau wird mit Hacken bewerkstelligt. Man baut viel Holcus sorghum, Mais, Pennisetun typhoideum, oder Lotsa, wie es die Balonda nennen, Hirse, Reis und Weizen, ferner verschiedene Arten Bohnen, von denen eine, bei den Betschuanen Litloo genannt, unter der Erde wächst, wie die Arachnis hypogaea oder Erdnuß, sodann Gurken, Kürbisse und Melonen. Der Weizen wird an niedrig gelegenen Orten gesäet, die jährlich vom Zambesi überfluthet werden. Wenn das Wasser zurücktritt, thun die Weiber einige Körner in ein Loch, das sie mit der Hacke machen und stoßen mit dem Fuße die Erde wieder darauf. Nur einmal braucht man zu gäten, ehe das Getreide reift. Hiermit ist alle Feldarbeit abgemacht, denn vier Monate später ist die Erndte schnittreif, und trägt hundertfältig. Noch besser gedieh es bei Zumbo. Bewässerung ist nicht nothwendig, weil hier im Winter sanfte Regen wie Nebel fallen, die man „Weizenschauer“ nennt und im Innern unbekannt sind, wo es im Winter nie regnet. In Tete kommt der Regen von Osten, obwohl Südsüdwest-Winde vorherrschen. Das feinste Mehl giebt beinahe kein so weißes Brod als das Mehl zweiter Qualität, und statt Hefen mischt man Bier (Boyaloa oder Pombe genannt) unter das Mehl. Es macht das Brod ausgezeichnet. In Kilimane, wo es sehr viel Cocospalmen giebt, wird der Saft derselben, Sura genannt, zu demselben Zwecke verwendet, und macht das Brod noch leichter.

Da ich die meisten meiner Leute hier lassen mußte, so gab ihnen Major Sicard ein Stück Land, um sich Korn zu bauen, und versah sie vor der Hand mit den nöthigen Lebensmitteln. Auch sagte er, meine jungen Leute sollten mit seinen Dienern auf die Elephantenjagd gehen und für das Elfenbein und das getrocknete Fleisch Waaren eintauschen, damit sie Sekeletu etwas mitbringen könnten. Die Leute freuten sich über seine Freigebig-

keit, und sechzig bis siebzig machten sich alsbald auf. Jetzt war kein Calico in Tete zu haben, aber der Commandant versah meine Leute mit Kleidung. Ich selbst hatte nichts, und obwohl ich in ihn drang, für mich und meine Leute sich mit Elfenbein bezahlt zu machen, so schlug er doch alles aus. Ich werde seiner Güte immer mit Dankbarkeit gedenken. Er hat mir, seit ich wieder in England bin, geschrieben, meine Leute hätten in zwei Monaten nach meiner Abreise vier Elephanten getödtet.

Am Tage meiner Ankunft wurde ich von allen Vornehmen des Ortes besucht, von Weißen und Farbigen, den Pater mit inbegriffen. Keiner von ihnen hatte eine Idee davon, wo die Quelle des Zambesi lag. Sie sandten nach den Eingeborenen, die am weitesten gereist waren, aber keiner von ihnen kannte den Fluß nur bis Kansala. Der Vater eines der Rebellen, die gegen sie gefochten hatten, war weit nach Südwest gereist und hatte auch von unserm Besuch am Ngami-See gehört; aber er wußte so wenig wie die andern, daß der Zambesi im Centrum des Landes fließt. Doch kannten sie das Land nördlich von Tete besser als ich. Ein Mann, der mit dem Major Monteiro zu Cazembe gegangen war, sagte, er habe den Luapura oder Loapula gesehen, der bei der Stadt jenes Häuptlings vorüber in den Luameji oder Leeambye fließt, war aber der Ansicht, daß er auf ein oder die andere Weise nach Angola käme. Die Thatsache, daß man Flüsse wie diese nach dem Centrum des Landes zufließen sah, führte die Geographen zu der Voraussetzung, daß Innerafrika aus hochliegenden Sandebenen bestehe, in denen sich die Flüsse verliefen.

Einer der zu Tete anwesenden Herren, Candido mit Namen, hatte einen See fünfundvierzig Tagereisen nordnordwestlich von Tete besucht, welcher wahrscheinlich der See Maravi der Geographen ist, denn auf dem Wege dahin passirt man das Volk dieses Namens. Die Bewohner seiner Südküste heißen Schiwa, die der Nordküste Mujao, und sie nennen den See Nyanja oder Nyanje, was einfach ein großes Wasser oder das Bett eines großen Flusses bedeutet. Ein hoher Berg steht in seiner Mitte, Murombo oder Murombola genannt, dessen Bewohner viel Rinder besitzen. Er gab an, daß er an einer engen Stelle über den Nyanja gefahren sei und dazu sechsunddreißig Stunden gebraucht habe. Die Kähne wurden den ganzen Weg durch Stangen

fortbewegt, die auf den Grund des See's aufgestoßen werden, und wenn wir die Schnelligkeit zu etwa zwei englischen Meilen in der Stunde annehmen, so beträgt die Breite ungefähr 60 bis 70 englische Meilen. Ringsum ist das Land eine mit Gras bewachsene Ebene, die Reisenden trafen auf dem Hinweg während sieben bis acht Tagen kein Holz an und kochten ihre Speisen mit Gras oder den Stengeln von Kafferkorn. Die Einwohner verkauften ihre Rinder zu sehr niedrigem Preis. Aus dem Südende des See's kommen zwei Flüsse; der eine, nach dem See selbst Nyanja genannt, geht nach dem Meere an der Ostküste unter einem andern Namen; der andere ist der Schire, der etwas unterhalb Senna in den Zambesi fällt. Beim Austritt aus dem See hat der Schire den Namen Schirwa, und Candido erfuhr, als er sich dort aufhielt, daß der See nur die Ausbreitung des Flusses Nyanja sei, der von Norden komme und den Berg Murombo umgebe. „Murombo" heißt Vereinigung in Bezug darauf, daß das Wasser, welches sich an seinem Nordende getrennt hat, an seinem Südende sich wieder vereinigt. Der Schire fließt durch ein niedriges, flaches, sumpfiges Land, das aber dicht bevölkert ist, wie man sagt, mit tapferen Stämmen. Die Portugiesen können den Schire nicht aufwärts zum See Nyanja befahren wegen der großen Menge von Wasserpflanzen (von ihnen alfacinya genannt, Pistia stratiotes), welche das Fortkommen der Kähne ganz und gar verhindern. Als Bestätigung kann ich angeben, daß ich beim Uebergang über die Mündung des Schire große Massen derselben Pflanze in den Zambesi fließen sah, und viele Stellen der Ufer weiter hinab waren mit den abgestorbenen Pflanzen bedeckt.

Candido erzählte uns, daß mehrmals leichte Erdbeben in dem Lande der Maravi nicht weit von Tete stattgefunden hätten. Die Bewegung scheint von Osten zu kommen und nie länger als wenige Secunden gedauert zu haben. Sie werden in der Maravi-Sprache Schiwo, in der Sprache von Tete Schitakoteko, d. h. Schaudern, genannt. Dies stimmt mit dem überein, was man an der Küste von Mozambique beobachtet hat, leichte Stöße aus Osten von kurzer Dauer. Auch in Senna hat man mehrmals solche Stöße verspürt, in Folge deren Thüren und Fenster klapperten und Gläser klirrten. In der Nähe von Tete und Senna giebt es heiße Quellen, doch schienen die Stöße nicht von

ihnen herzukommen, sondern von Osten mit der Richtung nach Westen. Sie stehen wahrscheinlich mit den thätigen Vulkanen auf Bourbon in Verbindung.

Da Candido die Stelle eines Richters bei allen Streitigkeiten der Eingeborenen versieht und ihre Sprache vollkommen kennt, so kann man seiner Angabe glauben, daß alle Eingeborenen dieses Landes eine deutliche Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, dem Schöpfer und Regierer aller Dinge. Es wird in den verschiedenen Dialekten Morimo, Molungo, Reza, Mpambe genannt. Die Barotse nennen es Nyampi, die Balonda Zambi. Alle erkennen in ihm den Herrscher über alles an. Auch glauben sie an die Fortdauer der Seele getrennt vom Körper, besuchen die Gräber ihrer Verwandten und opfern ihnen Speisen, Bier u. s. w. Bei Gottesurtheilen erheben sie ihre Hände zum Herrn des Himmels, als wollten sie ihn auffordern, ihre Unschuld zu bezeugen. Wenn sie davon kommen, oder sich von einer Krankheit erholen oder einer Gefahr entgehen, so opfern sie ein Huhn oder ein Schaf und gießen das Blut als Libation für die Seele eines verstorbenen Verwandten aus. Sie glauben an die Seelenwanderung; auch glauben sie, daß Personen noch bei Lebzeiten sich in Löwen und Alligatoren verwandeln und dann ihre frühere Gestalt wieder annehmen können.

Während unseres Aufenthalts in Tete stattete der Sohn Monomotapa's dem Commandanten einen Besuch ab. Er heißt Mozungo, d. h. weißer Mann, hat einen schmalen, spitz zulaufenden Kopf und wahrscheinlich nicht die Geschicklichkeit und Energie seines Vaters. Er war der Liebling seines Vaters, welcher hoffte, daß er seine Stelle einnehmen werde. Eine mächtige Partei im Stamme setzte jedoch Katalosa in die Häuptlingsstelle ein, und der Sohn wurde, wie man sich ausdrückt, ein Kind dieses Mannes. Den Portugiesen sind wiederholt Ländergebiete angeboten worden, wenn sie nur das Grabmal des verstorbenen Häuptlings mit Truppen umgeben, über das Grab schießen und die Anstellung des neuen Häuptlings mit dem nöthigen Pomp begleiten wollten. Ihre Anwesenheit würde gewiß auf die Wahl Einfluß haben, denn viele würden sich auf die Seite der Macht stellen, und ein Candidat würde mit Vergnügen ein Stück Land hergeben, wenn er sich nur dadurch die Häuptlingswürde sichern könnte. Wollen die portugiesischen Händler das Land jenseit Katalosa

besuchen, so schenken sie ihm etwa zweiunddreißig Ellen Calico und einige andere Dinge; dann giebt er ihnen die Erlaubniß in jeder beliebigen Richtung zu reisen. Doch mußten sie außerdem auch noch eine Menge kleiner Häuptlinge beschenken und sich nach den Wildgesetzen richten. Sie haben also eine Anzahl „exclusiver" Stämme um sich, welche den Verkehr zwischen ihm und der jenseits wohnenden Bevölkerung verhindern. Es ist sonderbar, daß sie, als es in ihrer Macht stand, nicht auf freier Fahrt auf dem Zambesi bestanden. Ich kann es mir nicht anders erklären, als eine ähnliche Erscheinung im Westen. Alle Händler waren in den Händen der Sclaven und es fehlte ihnen der moralische Muth, den nur ein freier Mann mit freien Dienern, auf die er sich verlassen kann, haben kann. Wären die Engländer hier gewesen, so würden sie auf der freieren Schifffahrt, als einen Hauptbedingung des freundschaftlichen Verhältnisses bestanden haben. Das jetzige System ist ein ernstes Hinderniß der Entwickelung der Hülfsquellen des Landes und kann einer unbewaffneten Expedition verhängnißvoll werden. Soll dieses wünschenswerthe und sehr fruchtbare Feld für Unternehmungen geöffnet werden, so muß man ganz andere Pläne als zeither befolgen; und ich fürchte nicht, daß es sehr schwer sein würde ein neues System zu beginnen, wenn diejenigen, welche es unternähmen, darauf beständen, daß es nicht unsere Sitte sei, für einen Weg etwas zu zahlen, den Menschenhände nicht angelegt haben. Die Eingeborenen würden nicht hindern, daß der Fluß für die frei sei, welche nicht Sclavenhandel treiben. Wenn man sich offen und frei ausspräche und den ersten Häuptling unterstützte, so würden alle Untergeordneten bereitwillig beistimmen.

Am 1. April besuchte ich die Stelle einer frühern Jesuitenniederlassung, Micombo genannt, etwa zehn Meilen südöstlich von Tete. Wie bei allen ihren Etablissements, die ich gesehen, haben sie es nicht an Urtheil und Geschmack bei der Wahl des Ortes fehlen lassen. Ein kleiner Strom mineralischen Wassers wurde in einer Cisterne gesammelt und in ihr Haus geleitet, vor dem sich ein kleiner Garten befand, um zu der Zeit, wo kein Regen fällt, Vegetabilien zu ziehen. Jetzt ist das Gebäude in einem dichten schattigen Haine von Mangobäumen begraben. Ich wurde vom Capitain Nunes begleitet, dessen Großvater, ebenfalls Capitain zur Zeit des Marquis von Pombal, ver-

siegelte Depeschen empfing, die erst an einem bestimmten Tage geöffnet werden sollten. Als dieser Tag kam, lautete der Befehl, er solle mit seiner Compagnie marschiren, alle Jesuiten ergreifen und als Gefangene nach der Küste transportiren. Die Reichthümer der Brüderschaft, welche ganz ungeheuer waren, nahm der Staat in Besitz. Große Quantitäten Gold hatten sie, in Bildern verschlossen, oft an ihre Vorgesetzten in Goa geschickt. Die Jesuiten scheinen hier nicht die Sympathie in gleicher Weise für sich gehabt zu haben, wie ihre Brüder in Angola. Sie waren unternehmende Händler mit Elfenbein und Goldstaub. Jedermann lobt ihre Gewerbthätigkeit. Was sie auch thaten, das ergriffen sie mit aller Macht und wahrscheinlich mochten sie dadurch, daß sie den hauptsächlichsten Handel für sich in Beschlag nahmen, den Neid der nichtgeistlichen Bevölkerung erregt haben. Kein Eingeborener hier kann lesen, und obwohl man sagt, daß die Jesuiten einige Gebete in die Landessprache übersetzt haben, so konnte ich doch keine Abschrift bekommen. Die einzigen Religionslehrer hier sind jetzt zwei Farbige aus Goa. Der eine, welcher in Tete functionirt, Pedro Antonio d'Araujo, ist Doktor der Dogmatik und Moralphilosophie. Es giebt nur eine einzige Schule in Tete, welche nur von den eingeborenen portugiesischen Kindern besucht wird, die hier lesen und schreiben lernen. Um die schwarze Bevölkerung kümmert sich Niemand. Die Soldaten gehen jeden Sonntag in die Messe, außerdem besuchen nur wenig Leute die Kirche. Während meines Aufenthalts fand eine Art theatralischer Aufführung des Leidens und der Auferstehung Christi statt. Die Bilder und andere Kostbarkeiten waren von hohem Werthe, aber der jetzige Reichthum der Kirche steht in keinem Vergleich zu dem, was sie früher besaß. Der Commandant muß alles Gold und Silber immerfort verschließen, obwohl er nicht zu befürchten braucht, daß das Volk es stiehlt; denn dieses hat große Furcht vor dem Sacrileg.

Religion und Erziehung stehen auf gleich niedriger Stufe wie der Handel; doch schätzen die europäischen Portugiesen die Erziehung hoch, und schicken ihre Kinder deßhalb nach Goa oder an andere Orte. Es giebt weder in Ost- noch Westafrika einen einzigen Buchladen, selbst nicht in Loanda bei seinen 12—14000 Seelen.

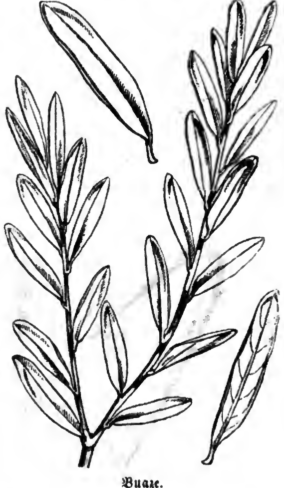
Am 2. April stieg der Zambesi plötzlich wieder mehrere Fuß.

Drei solcher Fluthen erwartet man jährlich, aber dieses Jahr waren es vier. Die letzte war von Trübung des Wassers begleitet und mußte durch einen heftigen Regenfall östlich vom Höhenzuge entstanden sein. Wir hatten eine Fluth getrübten Wassers beobachtet, als wir den Kafue erreichten; dann fiel er zwei Fuß, und in Folge mehrerer auf einander folgenden Regengüsse stieg er so hoch, daß wir ihn den Pinkwe-Bergen gegenüber verlassen mußten. Etwa am 10. März stieg der Fluß mehrere Fuß bei verhältnißmäßig klarem Wasser, und fuhr fort zu steigen bis zum 21. mit geringer Trübung. Dieses allmälige Steigen war das höchste und wahrscheinlich durch Ueberschwemmungen im Innern veranlaßt. Das plötzliche Steigen am 2. April bei tiefer Trübung zeigte wieder auf Regen in verhältnißmäßig geringer Entfernung hin.

Die unabhängigen Eingeborenen bauen etwas Baumwolle, die jedoch weder in Qualität noch Quantität der von Angola gleichkommt. Die Wolle ist so kurz, und hängt so fest am Samen, daß sie mit einem eisernen Instrumente losgemacht werden muß. Der Boden ist indeß zur Production aller tropischen Gewächse und Früchte fähig. Die Eingeborenen sind nie dazu angeregt worden, Baumwolle zum Verkauf zu bauen, auch sind keine neuen Arten eingeführt worden. Oelpalmen sahen wir nicht, das dann und wann ausgeführte Oel ist von Erdnüssen. Ein Kaufmann in Tete hatte eine Mühle der rohsten Construction zum Mahlen der Erdnüsse, welche von Eseln getrieben wurde. Es war dies die einzige Maschine, die ich meinen Leuten zeigen konnte. Ein recht gutes Salatöl erhält man aus dem Samen der Gurken; es wird in der Küche der Eingeborenen viel verwendet.

Durch die Times veranlaßt, erkundigte ich mich bei dem Commandanten, ob er eine Pflanze kenne, die zur Papierbereitung anwendbar wäre. Er schaffte mir Proben von dem faserigen Gewebe einer Art Aloe, Conge genannt, von der Wurzel der wilden Dattel, und endlich von einer Pflanze, Buaze genannt, deren Fasern zwar nicht zur Papierbereitung brauchbar, aber statt Flachs zu verwenden sind. Ich ließ die letztere Pflanze von den Herren Pye, Brothers, in London untersuchen, deren Prüfung ein sehr günstiges Resultat ergeben hat.

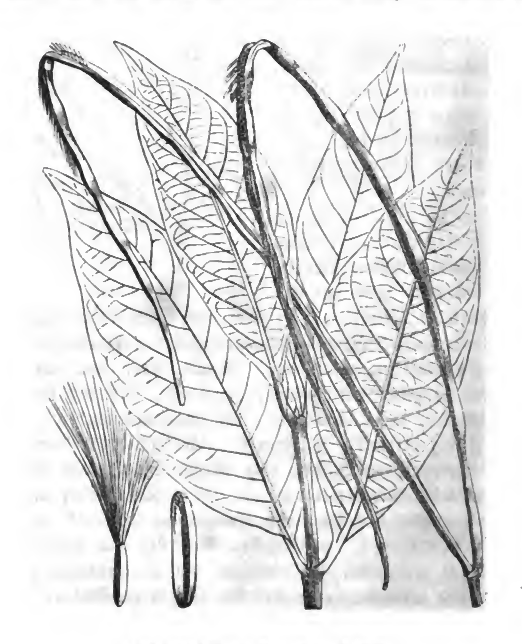
Beifolgender Holzschnitt giebt eine Abbildung der Buaze-Pflanze. Blüthe und Frucht habe ich mir nicht verschaffen können. Die Pflanze scheint den Botanikern noch unbekannt zu sein. Nach den Angaben der Portugiesen wächst sie in großer Menge im Maraviland nördlich vom Zambesi wild. Man verwendet sie dort nur zu Fäden, an welche die Eingeborenen die Perlen reihen. Anderwärts verwendet man gespaltene Thierflechsen zu demselben Zweck. Der Buazefaden scheint ebenso fest zu sein, er fühlt sich wie eine Darmseite an und würde eher in den Finger schneiden als brechen.



Buaze.

Nachdem ich einen Monat auf den Beginn der gesunden Jahreszeit in Kilimane gewartet hatte, wäre ich gern mit Anfang April aufgebrochen, doch zögerte ich noch einige Tage, bis der Mond schien, um stromabwärts einige astronomische Beobachtungen anstellen zu können. Am 4. April trat mit dem Neumond plötzlicher Temperaturwechsel ein, und der Commandant, ich, und fast alle Bewohner seines Hauses wurden von heftigem Fieber befallen. Ich erholte mich bald nach Anwendung meiner gewöhnlichen Mittel, aber Major Sicard und sein kleiner Knabe brachten viel länger zu. Von Mitte März an fand eine allgemeine Abnahme der Temperatur um 4° statt (9 Uhr Vormittag 84°, 9 Uhr Abends 87°); die größte Hitze um Mittag war 90°, die niedrigste bei Sonnenaufgang 81°. Es war mir Vergnügen, die Kranken pflegen zu können, obwohl ich nicht den zehnten Theil der dem Commandanten schuldigen Dankbarkeit abtragen konnte. Mein Chinin und die übrigen Mittel waren fast ganz erschöpft, und frische Mittel hier nicht zu finden, da es keine Aerzte in Tete und nur eine Feldapotheke für die Truppen giebt, deren Vorräthe gering sind. Die Portugiesen

sagten mir indeß, es wüchsen Chinarindenbäume (Cinchona) bei ihnen, in geringerer Anzahl in Tete, ganze Wälder bei Senna und nahe am Delta von Kilimane. Man sieht das Walten der Vorsehung darin, daß das Heilmittel gegen das Fieber in größter Menge sich dort findet, wo man seiner am meisten bedarf. Als ich die Blätter sah, fand ich, daß es nicht die Cinchona longifolia war, von welcher das Chinin in den Handel kommt, aber aus Namen und Eigenschaft der Rinde erkannte ich, daß es ein verwandter Baum sein müsse. Die Blüthen bekam ich nicht; aber ich nahm mir aus Senna einige Bäumchen mit



Kumbanzo-Blätter, Schoten und Samen.

Erde in einer Schachtel mit. Sie gingen jedoch alle ein, als wir nach Kilimane kamen. So konnte ich nur die Blätter und

Samenkapseln von Dr. Hooker untersuchen lassen, welcher mir mittheilte, sie gehören allem Anschein nach zu den Apocynaceen und sind der senegambischen Malouetia Heudlotii (Decaisne) nahe verwandt. Hooker fügt noch hinzu: „Verschiedene Pflanzen dieses natürlichen Systems werden für kräftige Fiebermittel gehalten, und einige von ihnen sollen der Chinarinde in ihren Wirkungen gleichkommen.“ Die Eingeborenen nennen sie Kumbanzo.

Die Blüthen sollen weiß sein. Die Schoten sind paarweis, ein Fuß bis fünfzehn Zoll lang, mit einem Falz an der innern Seite. Die dicke weiche Rinde der Wurzel wird von den Eingeborenen gebraucht; die Portugiesen nehmen die Rinde des Baumes selbst. Ich wandte sogleich ein Decoct der Wurzelrinde an, und dies that so gute Wirkungen, daß meine Leute solche Rinde sammelten und in kleinen Säcken für die Heimkehr aufbewahrten. Einige von ihnen behaupteten, dieser Baum wachse auch in ihrem eigenen Lande; aber ich habe ihn nie gesehen. Das Decoct wird gegeben, nachdem der erste heftige Anfall vorüber ist. Die Portugiesen glauben, es habe dieselben Wirkungen wie das Chinin, und es mag als Ersatzmittel dieser unschätzbaren Medicin dienen.

Es giebt bei den Eingeborenen eine Unmasse Medicinen; es hat mir aber leider immer an Zeit gefehlt, zu untersuchen, welche von ihnen nützlich, welche werthlos sind. Wir finden ein Mittel, das bei einem Stamme angewendet wird, bei einem andern wieder, der tausend Meilen entfernt wohnt. Es muß dies von der der Pflanze inhärirenden Eigenschaft abhängen. Die Boers besuchten unter Potgeiter etwa vor zehn Jahren zum erstenmal die Delgoa-Bai, um an der Ostküste ihrer Republik einen Hafenplatz zu gewinnen. Sie kamen aus einem Theile des Innern, wo die unter dem Namen Croup bekannte Krankheit sehr gewöhnlich ist. Keiner von ihnen war krank, als sie nach der Delgoa-Bai kamen, aber die Portugiesen fanden, daß sie die Krankheit zurückgelassen hätten, und mehrere erwachsene Personen starben an einer Art Laryngismus stridulus, derselben Krankheit, welche den großen Washington dahinraffte. Aehnliche Fälle sind auf den Südseeinseln vorgekommen. Schiffe haben Krankheiten zurückgelassen, an denen Niemand an Bord zur Zeit der

Anwesenheit daselbst litt. Viele der Bewohner starben hier gewöhnlich drei Tage nach dem ersten Anfall, bis ein eingeborener Doktor darauf kam, die Zungenwurzel mit einer gewissen Wurzel zu kratzen und ein Stück davon kauen zu lassen. Die Heilung mag blos durch das Kratzen erfolgt sein; aber die Portugiesen glauben fest an die Heilkraft jener Wurzel und halten sie stets vorräthig.

Es giebt auch noch andere Pflanzen, welche die Einwohner bei Fieberkrankheiten anwenden; einige von ihnen bringen in kurzer Zeit zum Schwitzen. Es ist gewiß, daß wir die Kenntniß der stärksten Fiebermittel in unseren Pharmakopöen den Eingeborenen fremder Länder verdanken. Für Cholera und einige andere Krankheiten haben wir kein Mittel. Es wäre der Aufmerksamkeit derjenigen, welche Afrika bereisen, werth, nach anderen Mitteln zu suchen, die vielleicht auf ähnliche Weise gefunden werden können, wie wir das Chinin fanden *).

*) Ich will hier die einheimischen Namen einiger Heilmittel angeben, zur Unterstützung Derer, welche darnach forschen wollen: Mupanda panda, wird bei Fieber gebraucht, um Perspiration hervorzubringen; die Blätter werden Chirussa genannt; die Wurzeln färben roth und sind sehr abstringirend. Goho oder Goo, die bei den Gottesurtheilen angewandte Medicin; sie verursacht Durchfall und Erbrechen. Mutuva oder Mutumbue, enthält so viel Oel, daß man es in Londa brennt; man trinkt es bei Husten, mit den gestoßenen Blättern wäscht man sich den Kopf. Nyamucu ucu, erweicht alle trockenen Narben. Mussakasi, soll die Wirkungen des Goo aufheben. Mudama, ein starkes Mittel gegen Würmer. Mapubuza färbt roth. Musikizi giebt Oel. Schinkondo, ein Gift; die Maravi brauchen es bei den Gottesurtheilen; es ist sehr gefährlich. Kanunka utare, soll durch seinen beißenden Geruch, der Menschen nicht unangenehm ist, Schlangen und Ratten vertreiben, wahrscheinlich eine Art Zanthoxylon, vielleicht Zanthoxylon melancantha in Westafrika, wo man es zum Vertreiben der Ratten und Schlangen anwendet. Mussonzoa, färbt das Tuch schwarz. Mussio, seine Bohne färbt ebenfalls schwarz. Kangome, mit Blüthen und Frucht wie der Mokka-Kaffee; die Blätter sind denen der Schlehe ähnlich, die Samenkörner werden wie Kaffee gekocht oder wie Bohnen gegessen. Kanembe-embe, die Blätter werden zerstoßen und bei gebrochenen Gefäßen gebraucht. Katunguru, braucht man um Fische zu tödten. Mutavea Nyerere, ein Aetzmittel. Mudiacoro, ebenfalls Aetzmittel, auch innerlich gebraucht. Kapande, bei Gottesurtheilen, auch Schweiß treibend. Karumgasura, schweißtreibend. Munyazi, giebt ein Oel, und ist eines der Ingredienzen bei Heilung der durch vergiftete Pfeile entstandenen Wunden. Uombue, eine große Wurzel zum Tödten der Frösche. Kakumate, bei Wechselfieber. Muschekoto, bei Geschwüren; innerlich zum Trinken bei ausbleibender Menstruation. Inyakanya-

Nächst Gold giebt es nur Eisen, von vorzüglicher Güte und in großer Menge. Silber und Kupfer scheinen nicht vorzukommen. Malachit wird zwar von den Leuten Cazembe's bearbeitet, doch sah ich keinen solchen, noch irgend ein anderes Metall. Gelegentlich findet man einige wenige Edelsteine, mit Achaten aber sind manche Stellen ganz bedeckt. Die mineralogischen Verhältnisse dieses Landes sind jedoch noch von Niemandem untersucht worden, der der Aufgabe gewachsen wäre.

Als sich mein Freund, der Commandant, wieder erholt hatte und ich mich wieder stark fühlte, bereitete ich mich zur Reise auf dem Zambesi stromabwärts vor. Eine Anzahl meiner Leute waren auf der Elephantenjagd, andere trieben flotten Handel mit Brennholz, wie ihre Landsleute in Loanda. Ich wählte sechzehn von ihnen aus, die mit Kähnen umzugehen wußten. Es würden viel mehr mitgekommen sein, aber wir erfuhren, daß, weil der Regen nicht zu rechter Zeit eingetreten, die Ernte bei Kilimane ausgeblieben und Tausende verhungert seien. Ich hörte nicht, daß man den Versuch gemacht habe, zur Erleichterung der Noth Lebensmittel auf dem Zambesi hinzuschaffen. Es waren ja meistens nur Sklaven, die umkamen, und andere schienen zu denken, ihre Herren könnten es ja bezahlen. Am schlimmsten war es auf dem den Portugiesen gehörenden Delta. Die dort Wohnenden sind gewissermaßen Sclaven, werden aber auf Landgütern beschäftigt und mild behandelt. Einzelne geben ihren

---

nya, kleine schwarze krumme Wurzeln, angenehm aromatisch, etwas bitter schmeckend, bei Fieber sehr empfohlen; man findet es in Manica. Eskinencia, bei Croup und Halsschmerzen. Itaca, Itaka, als Diaphoreticum bei Fieber; von Arabern auf dem Wege des Tauschhandels nach Kilimane gebracht; von den Eingeborenen viel gekauft. Mukundukundu, als Decoct gegen Fieber, wie Chinin gebraucht; es wächst in Menge in Schupanga, das Holz wird zu den Masten der Boote gebraucht. Ich will noch das Recept des Bruders Pedro in Zumbo gegen Giftwunden beifügen, um die Aehnlichkeit des Verfahrens bei den Eingeborenen am Zambesi, bei denen er es wahrscheinlich kennen lernte, und den Buschmännern der Kalahariwüste zu zeigen. Es besteht aus gleichen Theilen der Wurzeln von Calumba, Muscheteko, Abutua, Batatinya, Paregekanto, Itaka oder Kapande, in eine Flasche gethan, und mit gewöhnlichem Kastoröl bedeckt. Wie ich schon bemerkte, ist wohl das Oel das Wirkende, und sollte von jedem benutzt werden, der das Unglück hat, von dem Pfeile eines Buschmanns oder eines Banyai verwundet zu werden.

Herren nur ein gewisses Quantum Korn und sind im Uebrigen frei. Acht tausend sollen umgekommen sein. Major Sicard lieh mir ein Boot, das am Flusse gebaut worden war, und gab mir den Lieutenant Miranda zum Begleiter bis an die Küste mit.

Eine portugiesische Dame, welche mit ihrem Bruder von Lissabon gekommen war, bekam ein heftiges Fieber, das mehrere Tage anhielt. Sie starb am 20. April um drei Uhr Morgens. Da bis sechs Uhr die Wärme ihres Körpers dieselbe blieb, wurde ich herbeigerufen, und fand, daß ihre Brust noch ebenso warm war, wie bei einer noch lebenden Fieberkranken. Dieser Zustand hielt noch drei Stunden an. Da ich einen solchen Fall noch nicht erlebt hatte, verbot ich das Begräbniß, bis untrügliche Zeichen der Auflösung eintreten würden. Es war eine Wittwe, erst zweiundzwanzig Jahre alt, sie hatte zehn Jahre in Afrika gelebt. Ich wohnte am Abend dem Leichenbegängniß bei und wunderte mich über die Sitten des Landes. Eine Anzahl Sclaven gingen voraus und gaben Salve um Salve. Wenn eine bei der Bevölkerung beliebte Persönlichkeit begraben wird, so schicken alle umwohnenden Häuptlinge Deputationen, welche über das Grab schießen. In Tete wurden bei einer Gelegenheit mehr als dreißig Pfund Pulver verschossen. Früh am Morgen am 21. April zogen die Sclaven des Bruders der verstorbenen Dame um das Dorf herum und klagten, und den ganzen Tag wurde getrommelt, wie wir es bei den Heiden bei solchen Veranlassungen gesehen haben.

Der Commandant sorgte reichlich für die Reise, gab dem Lieutenant Miranda Befehl, daß ich auf dem ganzen Wege nach der Küste nichts bezahlen sollte, und schickte Botschafter an seine Freunde, die Herren Ferrao, Isidore, Asevedo und Nunes, mich so zu behandeln, als wenn er selbst es wäre. Jeder dieser Herren bewies mir die uneigennützigste Güte, und ich werde die portugiesische Gastfreundschaft jederzeit zu preisen wissen. Ich habe jeden einzelnen Beweis ihrer Höflichkeit notirt, weil wir den portugiesischen Charakter immer etwas geringschätzend behandelt haben. Vielleicht liegt der Grund dazu theilweise in der Hartnäckigkeit, mit welcher einzelne Portugiesen am Sclavenhandel festgehalten haben, theilweise im Gegensatze der jetzigen Portugiesen zu ihren berühmten Vorfahren, den ersten Weltumseglern. Wenn mein Bericht von ihrer Güte dazu beitragen kann, ihnen eine

höhere Achtung zuzuwenden, so werde ich am schönsten belohnt sein. Wir bekamen drei große Kähne, die erst vor Kurzem mit Waaren von Senna gekommen waren. Sie sind sehr groß und fest, viel größer als die im Innern, und vertragen einen derben Stoß an einem Felsen, ohne zu zerbrechen. Die Leute sitzen am Schiffshintertheile, wenn sie rudern; gewöhnlich ist ein Verschlag angebracht, um die Passagiere vor der Sonne zu schützen. Das Boot, auf welchem ich fuhr, war so gut versehen, daß ich ganz bequem saß.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wir verlassen Tete und gehen flußabwärts. — Wir passiren Bonga. — Lupata-Schlucht. — „Rückgrat der Welt." — Breite des Flusses. — Inseln. — Kriegstrommel in Schiramba. — Fahrt auf Kähnen. — Senna. — Sein Verfall. — Die Landeens erheben Abgaben von den Einwohnern. — Feigheit der eingeborenen Miliz. — Einnahmen. — Kein direkter Handel mit Portugal. — Versuche, den Handel mit Ostafrika wieder zu beleben. — Gegend um Senna. — Gorongozo, eine Jesuitenstation. — Manica, das beste Goldland in Ostafrika. — Bau von Booten in Senna. — Unsere Abreise. — Einnahme der Verschanzung eines Rebellen. — Die Pflanzen Alfacinya und Njefu an der Mündung des Schire. — Ansicht der Landeens von den Weißen. — Mazaro, bis wohin Capitain Parker gekommen. — Lieutenant Hoskin's Bemerkungen über denselben Gegenstand. — Fieber und seine Wirkungen. — Gütige Aufnahme im Hause des Obersten Nunes in Kilimane. — Capitain Nolloth's und Dr. Walsh's Vorsorge. — Die Freude wird verbittert. — Dankbarkeit gegen den Earl von Clarendon. — Ueber die Entwickelung von Hülfsquellen im Innern. — Anordnungen betreffs meiner Leute, die ich zurücklasse. — Rückblick. — Handelsstationen. — Ungesunde Lage von Kilimane. — Tod der Mannschaft eines Schiffs durch Fieber. — Der Capitän durch Chinin gerettet. — Ankunft der Brig Ihrer Majestät Frolic. — Einer meiner Leute will mich nach England begleiten. — Abfahrt nach Mauritius. — Sekwebu an Bord; er wird wahnsinnig; er ertränkt sich. — Güte des Generalmajor C. M. Hay. — Ich entgehe dem Schiffbruch. — Ankunft in der Heimath.

Wir verließen Tete am 22. April und kamen am Nachmittage an den Garten des Herrn A. Manoel de Gomes, des Schwiegersohnes und Neffen Bonga's. Der Commandant von Tete hatte einen Brief an den Rebellen Bonga gesandt, und darin geschrieben, er solle mich gütig behandeln. Bonga ist seinem Vater Nyaude,

welcher ein sehr gewandter Mann war, durchaus nicht ähnlich. Er steht auch bei den Portugiesen in schlechtem Rufe, weil er alle davongelaufenen Sklaven und Verbrecher aufnimmt. Er traut den Portugiesen nicht und soll sehr abergläubisch sein. In seinem Schwiegersohn fand ich einen außerordentlich freundlichen Mann, der auf sehr angenehme Weise zu unterhalten wußte. Er war in seinem Garten, als wir ankamen, kleidete sich aber sofort anständig an und setzte uns Thee und ein Mittagsbrod vor. Nachdem wir am nächsten Morgen Thee, Eier und Zwieback gefrühstückt hatten, schenkte er uns noch für die Reise sechs Hühner und drei Ziegen. Hierauf passirten wir die Besitzung Bonga's an der Mündung des Luenya, gingen aber nicht näher hin, weil er sehr argwöhnisch sein soll. Die Portugiesen gaben mir den Rath, hier keine astronomischen Beobachtungen anzustellen, da die Instrumente bei Bonga Furcht erwecken könnten, aber Manoel sagte, ich sollte es immerhin thun; da indeß sein Garten oberhalb des Zusammenflusses lag, konnte er mir nicht als Beobachtungspunkt dienen. In seiner Besitzung sind einige gute Häuser. Die Pallisaden, welche die Besitzung umgaben, schienen mir lebende Bäume zu sein, und konnten nicht angezündet werden. Sonderbar, daß dieses Pfahlwerk den ganzen Handel auf dem Flusse an der Stelle bedrohte, wo die Geschütze eines Fahrzeugs das schönste Spiel hätten, während es freilich für bloße Musketen ein schweres Unternehmen ist. Als Nyaude einmal von Kisaka angegriffen wurde, kämpfte er vier Wochen, und obwohl Nyaude seine Kupferringe für Kugeln hergeben mußte, konnten seine Feinde doch nicht in seine Besitzung eindringen.

Am 24. April fuhren wir nur etwa drei Stunden, wie am Tage vorher; als wir aber an eine kleine Insel am Westende der Schlucht von Lupata kamen, wo Dr. Lacerda seine astronomischen Beobachtungen angestellt haben soll und der Insel den Namen Mozambique gab, weil er glaubte, sie läge in derselben Breite (15° 1′), so wünschte ich seine Position zu berichtigen, und blieb die Nacht hier; mein Berichterstatter mußte sich geirrt haben, denn ich fand die Lage der Insel 16° 34′ 46″ südlicher Breite, 33° 51′ östlicher Länge.

Rücksichtlich der Bergkette, welcher die Schlucht den Namen gegeben hat, haben einige portugiesische Schriftsteller angegeben, sie sei so hoch, daß das ganze Jahr hindurch Schnee auf ihr

liege, und bestehe aus Marmor. Sie ist aber augenscheinlich nicht so hoch als die Campsie-Hügel. Die Westseite ist die steilste und scheint am höchsten, da sie von der Oberfläche des Wassers 6—700 Fuß senkrecht aufsteigt. Von der kleinen Insel aus gesehen ist sie jedoch sicherlich nicht höher, als Arthur's Seat von der Prince's Straße in Edinburg aus erscheint. Das Gestein ist Kieselschiefer von blaßröthlicher Farbe und in dünne Schichten gespalten. Die Insel, auf welcher wir schliefen, sieht aus, als wäre sie von der andern Seite der Schlucht losgerissen, denn die Schichten liegen nach allen Seiten. Die Ostseite der Kette fällt viel sanfter ab, als die westliche, sie ist mit Bäumen bedeckt und scheint nicht so hoch zu sein wie die Westseite. Die Bergkette erstreckt sich nach Norden weit in das Maganja-Land, biegt dann wieder nach dem Flusse zu um, und endigt in dem hohen Berge Morumbala, Senna gegenüber. Auf der andern oder südlichen Seite des Flusses hat sie einen geraderen Verlauf und soll im Gorongozo, einem Berge westlich von demselben Punkte, enden. Wer Lupata „das Rückgrat der Welt" nannte, wollte damit das Wort nicht übersetzen, denn dieses bedeutet „Schlucht mit senkrechten Wänden." Diese Bergkette verdient weder den Namen Cordilleren, noch Rückgrat, wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Welt einen sehr kleinen und gekrümmten Rücken hat.

Wir passirten die Schlucht in zwei Stunden und fanden sie ziemlich gewunden, und zwischen 200—300 Ellen breit. Der Fluß soll hier immer außerordentlich tief sein; es schien mir, als könnte ein Dampfer mit größter Eile durchfahren. Am östlichen Ende der Schlucht stehen zwei konische Hügel aus Porphyr mit großen viereckigen Krystallen. Diese Hügel heißen Moenda en Goma, d. h. Fußspur eines wilden Thieres. Ein anderer konischer Hügel am entgegengesetzten Ufer heißt Kasisi (Priester), weil er einen kahlen Gipfel hat. Wir fuhren schnell mit der Strömung des Flusses weiter, und fanden, daß er mehr als zwei Meilen breit war; er ist aber voller Inseln, welche im Allgemeinen mit Rohr bedeckt sind, vor dem Kriege bewohnt waren, und viel Getreide hervorbrachten. Gewöhnlich landeten wir, um unser Frühstück zu kochen, und reisten dann schnell weiter. Die Breite des Wassers zwischen den Inseln war jetzt für ein Segelschiff hinreichend; aber ich bedauerte, daß ich nicht gekommen war, wenn der Fluß

seinen niedrigsten Wasserstand hat. Die Portugiesen geben an, daß fünf Monate im Jahre hohes Wasser ist, und bei niedrigem Wasserstande sei immer noch ein Canal tiefen Wassers vorhanden. Dieser ist aber voller Windungen, und da der Fluß Inseln mit fortnimmt und andere dafür bildet, so ändert sich der Lauf dieses Canals unaufhörlich. Eine genaue Karte desselben würde das Jahr darauf schon nicht mehr zuverlässig sein, aber ich glaube, der Fluß könnte das ganze Jahr hindurch bis Tete mit kleinen flachen Dampfern befahren werden. Jetzt hätte ein großer Dampfer mit Leichtigkeit hier fahren können. Die Portugiesen hatten an der letztern Stelle den Fluß gemessen, und eine Breite von 1050 Fuß gefunden. Die Wassermasse, welche vorüberfloß, als ich dort war, und die Breite, welche es zwischen den Inseln einnahm, machte einen großartigen Eindruck. Ich konnte keines der Ufer erkennen. Das rechte Ufer unterhalb Lupata ist niedrig und flach; nördlich sieht man Hügelketten und schwarze Linien unterhalb derselben, aber vom Boote aus ist es unmöglich, das Ufer zu erkennen. Ich rathe nur, daß der Fluß wohl zwei Meilen breit ist; wahrscheinlich ist er breiter. Am nächsten Tage landeten wir in Schiramba um zu frühstücken, nachdem wir von Lupata aus 8½ Stunden gefahren waren Es war dies einstmals die Residenz eines portugiesischen Brigadiers, der große Summen auf die Verschönerung seines Hauses und seiner Gärten verwandte; diese lagen jetzt in Ruinen, da sein Sohn, ein Halbkaste, sie ganz zerstört und dann gegen die Portugiesen sich empört hatte, doch mit geringerem Erfolge als Nyaude und Kisaka; denn er war kurze Zeit, ehe wir ankamen, als Gefangener nach Mozambique geschickt worden. Das ganze südliche Ufer ist von den Kaffern verheert worden, die man hier Landeens nennt, und die meisten der noch zurückgebliebenen Einwohner erkennen die Autorität Bonga's, nicht die der Portugiesen an. Als wir frühstückten, fingen die Leute in Schiramba an die Kriegstrommel zu rühren. Lieutenant Miranda, der mit den Sitten des Landes wohl vertraut ist, sprang sogleich auf und rief alle unsere Soldaten unter die Waffen; dann frug er die Eingeborenen, warum getrommelt würde, während wir hier seien. Sie antworteten ausweichend. Da sie aber auf diese Weise ihre Nachbarn herbeirufen, wenn sie Kähne zu berauben beabsichtigen, so mögen sie durch unsere Aufmerksamkeit von weiteren Schritten sich haben abhalten lassen.

Am 26. April verbrachten wir die Nacht auf der Insel Nkuesi, einem merkwürdigen sattelartig gestalteten Berge gegenüber, und fanden, daß wir gerade unter dem 17. Breitengrade waren. Die Fahrt stromabwärts ist sehr schön; die Hitze nahm ab; aber da die Ufer flach und fern sind, so war die Scenerie uninteressant. Wir frühstückten am 27. April bei Pita, wo sich einige Halbkasten-Portugiesen niedergelassen hatten, nachdem sie vor Kisaka's Leuten am jenseitigen Ufer geflohen waren, die jetzt das ganze Magania-Land verwüsteten. Am 27. April erreichten wir Senna (Commandant Isidore's Haus, 300 Ellen südwestlich vom Fort, am Ufer des Flusses, lag 17° 27′ 1″ südlicher Breite, 35° 10′ östlicher Länge). Senna lag von Tete dreiundzwanzig und eine halbe Stunde zu Wasser. Die Strömung war uns sehr günstig, doch trafen wir mehrere große Kähne, die schwer gegen den Strom zu kämpfen hatten. Sie haben lange Seile und ziehen die Kähne vom Ufer aus fort. Zu der Strecke, welche wir in etwa vier Tagen zurücklegten, gebrauchen sie etwa zwanzig Tage. Die Bootsleute werden sehr hoch bezahlt. Ein Theil der Leute, die mich begleitet hatten, nahm mit Vergnügen von Lieutenant Miranda den Auftrag an, eine Ladung Güter in einem Kahne von Senna nach Tete zu schaffen.

Ich hielt Tete schon für ein ganz erbärmliches Nest, aber Senna war noch zehnmal schlechter. In Tete ist einiges Leben; hier ist alles in Stockung und Verfall. Das Fort ist aus an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut; auf seinen Mauern, die zum Theil mit Pfahlwerk ausgebessert sind, wächst Gras. Die Landeens besuchen zu gewissen Zeiten das Dorf und erhalten Abgaben von den Einwohnern, da sie die Portugiesen als einen unterjochten Stamm ansehen. Sehr selten kommt ein Eingeborener hierher, um Handel zu treiben. Der Commandant Isidore, ein energischer Mann, hatte den Vorschlag gemacht, das ganze Dorf zum Schutze gegen die Landeens mit Pallisaden zu umgeben, und die Einwohner begannen am Tage nach meiner Abreise die Arbeit. Es war traurig, jedes Gebäude in Verfall zu sehen, aber die Halbkasten scheinen mit den Rebellen und Landeens verbündet zu sein; denn wenn die Portugiesen den Versuch machen, den Feind einzuengen oder sich zu vertheidigen, so wird es sogleich in's Lager der Landeens gemeldet, und obwohl der Commandant es verbietet, den Landeens Tribut zu

zahlen, so kaufen sich die Halbkasten doch schleunigst los, sobald sie sich sehen lassen. Während meiner Anwesenheit plünderte ein Trupp von Kisaka's Leuten das schöne Land am gegenüberliegenden Ufer. Sie kamen mit den Gefangenen, die sie gemacht hatten, und sogleich gingen die Leute von Senna zu ihnen hinüber, um Sclaven zu kaufen. Hierdurch ermuthigt kamen Kisaka's Leute vollständig bewaffnet und trommelnd nach Senna hinüber, und wurden im Hause eines eingeborenen Portugiesen aufgenommen. Sie hatten das Dorf vollständig in ihrer Gewalt, obwohl ein halbes Dutzend Polizeimänner sie weggejagt haben würde. Der Commandant sah dies mit großer Betrübniß. Er hatte zwar Soldaten, aber es ist notorisch bekannt, daß die eingeborene Miliz von Senna und Kilimane nie Stand hält und kämpft, sondern stets davon läuft und ihre Officiere preisgiebt. Sie sind nur unter friedlichen Einwohnern brav. Von Kilimane kam ein Soldat mit einem Paket Briefe an, als ich in Senna war. Es war ihm die größte Eile anempfohlen worden, aber Isidore war währenddem nach Kilimane gegangen, blieb dort vierzehn Tage und kam nach Senna zurück, ehe der Boote erschien. Er konnte ihn nicht strafen. Wir nahmen ihn in unser Boot auf, aber er verließ uns unterwegs, um seine Frau zu besuchen und gab „wichtiger Privatgeschäfte wegen" wahrscheinlich seine Stelle ganz auf, denn so lange ich in Kilimane war, kam er nicht dahin. Es ist unmöglich zu beschreiben, in welchen Verfall die portugiesischen Besitzungen gerathen sind. Die Einnahmen sind den Ausgaben nicht gleich, und jeder Officier, mit dem ich sprach, theilte mir dasselbe Klagelied mit, er habe in den letzten vier Jahren nicht einen Heller Sold bekommen. Sie sind sämmtlich genöthigt Handel zu treiben, um ihre Familien ernähren zu können. Miranda war in den letzten vier Jahren wirklich zu Felde gegen den Feind gewesen und war in der Depesche des Commandanten an die Regierung des Mutterlandes außerordentlich gelobt worden; aber als er vom Gouverneur von Kilimane seinen Sold für diese vier Jahre forderte, gab dieser ihm nur zwanzig Dollars. Miranda legte in Folge dessen seine Stelle nieder. Die gemeinen Soldaten, welche von Portugal hierher geschickt wurden, empfingen ihren Sold in Calico. Sie heirathen eingeborene Frauen, und da der Boden sehr fruchtbar ist, so fällt es den Frauen nicht schwer, ihre Männer zu unterstützen. Directer

Handel mit Portugal besteht nicht. Eine beträchtliche Anzahl Banianen (Eingeborene aus Indien) kommen jährlich in kleinen Fahrzeugen mit englischen und indischen Waaren aus Bombay. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in den letzten Jahren speculative Portugiesen in Lissabon den Versuch gemacht haben, den Handel Ostafrika's durch Handelscompagnien wieder zu beleben. Eine derselben sollte ganz nach dem Plane der ostindischen Compagnie eingerichtet werden; alle Forts, Hütten, Länder u. s. w. sollten einer Compagnie übergeben werden, welche sich dazu verpflichtete, die Hülfsquellen des Landes zu entwickeln, Schulen zu bauen, Straßen anzulegen, die Häfen zu verbessern u. s. w.

Ein weiterer Versuch, Handelsunternehmungen hierher zu ziehen, wurde gemacht, indem man einer Bergbaugesellschaft die Erlaubniß gab, nach Erzen zu graben und sie zu bearbeiten. Doch würde eine solche Gesellschaft nur wenig Schutz oder Hülfe bei der Regierung von Mozambique finden, da diese mit ihrer eigenen kleinen Besitzung genug zu thun hat. Die daran geknüpfte Bedingung, daß die Compagnie auf ihre Kosten eine Anzahl Portugiesen von Madeira oder den Azoren holen sollte, um die portugiesische Bevölkerung in Afrika zu vergrößern, ist unpolitisch. Auch wollte man Abgaben von den ausgeführten Mineralien erheben. Merkwürdig ist es, daß alle in Portugal vorgeschlagenen Compagnien Folgendes an die Spitze gestellt haben: „zur Abschaffung des unmenschlichen Sclavenhandels.“ Dies zeigt entweder, daß die Staatsmänner in Portugal aufgeklärt und philanthropisch gesinnt sind, oder es soll dies eine Falle für englische Capitalisten sein. Ich möchte lieber das erstere glauben. Wenn die Portugiesen wirklich die Hülfsquellen dieses reichen Landes ausbeuten wollen, so sollten sie andere Nationen dazu auffordern und ihnen gleiche Rechte gewähren. Der Weg in's Innere muß allen frei sein; und statt elender Forts, die kaum einen Acker Land ihr Eigenthum nennen können, müssen wirkliche Colonien angelegt werden. Wenn wir statt Militärcolonien Civilcolonien hätten und Auswanderer mit Weibern, Pflügen und Samen statt Strafcompagnien mit Trompeten und Pauken hingehen sähen, so könnten wir hoffen, daß das Glück Ostafrika's wiederkehre.

Das Dorf Senna liegt am rechten Ufer des Zambesi. Viele mit Rohr bedeckte Inseln liegen davor, und es ist viel Gebüsch

in der Nähe. Der Boden ist fruchtbar; aber das Dorf ist sehr ungesund, denn es ist im Verfall und hat Tümpel stagnirendes Wasser. Das Gestein besteht aus Brongniartischer Akose oder granitartigem Sandstein, durchbrochen von mehreren kegelförmigen Trapphügeln. Ein solcher Hügel ist der Baramuana, etwa eine halbe Meile westlich von Senna; hinter ihm erhebt sich ein anderer Hügel, daraus erklärt sich der Name Baramuana, d. h. ein Kind auf dem Rücken tragen. Er ist 300—400 Fuß hoch; auf seinem Gipfel liegen zwei demontirte Kanonen, welche man benutzt, um die Landeens zu erschrecken, die bei einem Angriff auf Senna 150 Einwohner tödteten. Die Aussicht vom Baramuana ist sehr schön; unten nach Osten zu liegt der Zambesi mit dem Dorfe Senna, und etwa zwanzig bis dreißig Meilen unterhalb liegt der wahrscheinlich 3000 bis 4000 Fuß hohe Berg Morumbala. Er ist oblong und vulkanisch, wie man deutlich erkennt, wenn die Sonne im Westen steht. Am Nordende ist eine heiße Schwefelquelle, welche mich die Portugiesen nicht besuchen ließen, weil die sehr zahlreiche Bevölkerung des Berges jetzt mit den Portugiesen nicht auf gutem Fuße steht. Es findet sich viel Gartenland und fließendes Wasser auf dem Gipfel des Berges. Meine Freunde in Senna wollten es nicht verantworten, daß ich mich in Gefahr begab. Nördlich vom Morumbala erscheinen die schönen Berge von Maganja; sie treten auch an den Fluß heran und enden im Morumbala. Viele von ihnen sind kegelförmig; der Schire soll zwischen ihnen hin, und ehe er sich mit dem Zambesi vereinigt, auf der Seite des Morumbala fließen, wo Senna liegt. Als ich später den Zusammenfluß nahe an der niedrigen Hügelreihe jenseit des Morumbala sah, war ich geneigt, die Angabe zu bezweifeln, da der Schire dann mit dem Zambesi parallel fließen muß, von dem der Morumbala nur zwanzig bis dreißig Meilen entfernt zu sein scheint. Nach Südosten ist das ganze Land flach und mit Wald bedeckt, nur bei Senna zeigen sich einige abschüssige kegelförmige Hügel. Westlich und nördlich ist ebenfalls flaches Waldland, das dem Ganzen einen düstern Anblick verleiht; aber in dem nebligen Horizont von Südwesten zum Süden erhebt sich eine Hügelreihe, die dem Morumbala an Höhe gleichkommt und Nyamonga heißt. Bei hellem Wetter kann man eine andere Hügelreihe jenseit dieser sehen, Gorongozo, einst Station der Jesuiten. Gorongozo ist berühmt durch sein klares kaltes Wasser

und sein gesundes Klima; auch finden sich dort Inschriften auf großen viereckigen Platten auf der Spitze des Berges, die wahrscheinlich von den Jesuiten herrühren. Da dieser Berg in der Richtung zwischen Manica und Sofala liegt, das man für das Ophir des Königs Salomo gehalten hat, so kam ich auf den Gedanken, jene Denkmale möchte älter sein als die Portugiesen; aber als ich einige Personen frug, die sie gesehen hatten, so erfuhr ich, daß sie mit lateinischen Buchstaben geschrieben und eine Reise von sechs Tagen nicht werth waren.

Drei Tagereisen nordwestlich vom Gorongozo-Berge liegt Manica, das als bestes Goldland in Ostafrika bekannt ist. Den einzigen Grund, den die Portugiesen dafür haben, daß sie es für das alte Ophir halten, ist, daß zu Sofala, seinem nächsten Hafen, Stücke bearbeiteten Goldes in der Nähe des Forts und in den Gärten ausgegraben worden sind. Auch berichten sie von der Existenz behauener Steine in der Nachbarschaft, aber dies können nur wenige gewesen sein, denn alle Steine zum Bau des Forts von Sofala sollen aus Portugal gebracht worden sein. Eingeborene von Manica oder Manoa, wie sie es nennen, die ich in Sekeletu's Lande traf, erzählten von mehreren Gruben und Mauern aus behauenen Steinen in ihrem Lande, von denen sie glauben, daß sie ein Werk ihrer Vorfahren sind; auch lebt dort nach der Aussage der Portugiesen ein kleiner Araber-Stamm, der den anderen Eingeborenen vollkommen gleich geworden ist. Zwei Flüsse, der Motirikwe und Sabia oder Sabe, laufen durch ihr Land nach dem Meere. Die Portugiesen wurden von den Landeens aus dem Lande vertrieben, sprechen aber jetzt von der Wiedereroberung Manica's.

Das Angenehmste, was ich in Senna sah, war, die Neger Isidore's Boote nach europäischem Muster bauen zu sehen, ohne daß jemand ihre Arbeit leitete. Sie waren von einem Europäer darin unterrichtet worden, aber jetzt gehen sie selbst in den Wald, fällen die Motondo-Bäume und stellen sehr nette Kähne und Boote her, in dem Werthe von 20 bis 100 Pfund. Isidore hatte auch einige von ihnen in Rio Janeiro in der Zimmerkunst unterrichten lassen, und jetzt bauten sie ihm das schönste Haus in Kilimane, dessen Holzwerk nur aus Bäumen des Landes bestand, von denen manche feiner Politur fähig und sehr dauerhaft sind.

Als der Commandant ein ärztliches Gutachten rücksichtlich einer besseren Lage des Dorfes einholte, das an den niedrigen Ufern des Zambesi lag und sehr ungesund war, so empfahl ich ihm den Jesuiten nachzuahmen, welche den hohen gesunden Berg Gorongozo gewählt hatten, und eine neue Ortslage auf dem Morumbala zu bestimmen, der vollkommen gesund und gut bewässert ist, und wo der Schire zur Schifffahrt bis an den Fuß des Berges tief genug ist. Zunächst schlug ich ihm vor, nach dem Hafen von Mitilone zu gehen, der an einer der Mündungen des Zambesi gelegen ein viel besserer Hafen als Kilimane ist, und wo sie, wenn sie das Fieber bekommen, sich und dem Lande mehr helfen können, als in ihrer jetzigen Lage. Hätten die Portugiesen dieses Land als eine wirkliche Colonie angesehen, so würde dieser wichtige Punkt nicht unbesetzt geblieben sein; jetzt ist nicht einmal ein Dorf von Eingeborenen an dem Eingange in diesen prächtigen Fluß, um den Weg dahin zu zeigen.

Am 9. Mai waren sechzehn meiner Leute damit beschäftigt, Waaren für das Gouvernement in Kähnen nach Tete hinaufzuschaffen. Diese Arbeit machte ihnen viel Vergnügen. Am 11. begleitete uns die gesammte Bevölkerung von Senna nebst dem Commandanten nach den Booten. Ein ehrwürdiger alter Mann, der Sohn eines Richters, sagte, ihre gesunkenen Verhältnisse und das freche Benehmen der Leute Kisaka's, die jetzt im Dorfe seien, mache ihm großen Kummer. Wir wurden vom Commandanten und von Herrn Ferrão reichlich mit Lebensmitteln versehen, und fuhren den breiten Strom hinunter. Etwa dreißig Meilen unterhalb Senna passirten wir die Mündung des Flusses Zangwe zu unserer Rechten, der weiter oben den Namen Pungwe führt; und etwa fünf Meilen weiter zur Linken, nahe am Ausgang der Hügelreihe, in welcher der Morumbala endet, berührten wir die Mündung des Schire, der etwa 200 Ellen breit zu sein schien. Ein Stück landeinwärts von dem Vereinigungspunkte ist wieder ein mit Pfählen umzäuntes Besitzthum eines andern Rebellen, das der Fähnrich Rebeiro mit drei europäischen Soldaten angriff und einnahm; sie entwaffneten die Rebellen und warfen ihre Flinten in's Wasser. Dieser Fähnrich und Miranda boten sich freiwillig an, die Leute Kisaka's zu vertreiben, welche die Bewohner von Senna tyrannisirten; aber man wies ihr Anerbieten zurück, da die wenigen wirklichen Portugiesen sich vor den

treulosen Halbkasten, unter denen sie lebten, fürchteten. Sclaverei und Immoralität haben hier ihren Einfluß geltend gemacht; nirgends sonst wird der europäische Mann so gering geachtet; aber was soll man auch erwarten? Nur wenig portugiesische Frauen werden in die Colonien gebracht, und ich sah hier nicht, daß man sich seiner Nachkommenschaft so annahm, wie in Angola. Den Sohn eines frühern Gouverneurs von Tete zeigte man mir in Sclavenkleidern. In Senna giebt es weder Priester noch Schule, nur Ruinen von Klöstern und Kirchen.

Als wir den Schire passirten, sahen wir die schon erwähnte Pflanze Alfacinya in großer Menge in dem Zambesi schwimmen. Wahrscheinlich ist es die Pistia stratiotes, eine Art riesengroßer Wasserlinsen. Sie war mit einer andern Wasserpflanze untermischt, welche die Barotse Njefu nannten, und die im Blattstiel eine wohlschmeckende Nuß enthielt. Diese wurde von Sebituane so hoch geschätzt, daß er sie als einen Theil seines Tributs von den unterworfenen Stämmen bestimmte. Dr. Hooker theilte mir mit, daß Njefu „wahrscheinlich eine Art Trapa ist, deren Nüsse in Südeuropa und Indien gegessen werden. Das Gouvernement hat in Kaschmir eine bedeutende Einnahme von diesen Nüssen, die sich auf 12000 Pfund jährlich für 128000 Eselsladungen beläuft. Die alten Thracier sollen sie in Menge gegessen haben. In Südfrankreich nennt man sie Wasserkastanien.“ Das Vorhandensein dieser Pflanze im Schire in so großer Menge mag darauf hindeuten, daß er aus großen Ansammlungen stillen Wassers kommt. Wir fanden sie in allen Armen und Lagunen des Leeambye im weiten Norden; doch trafen wir auch eine schöne kleine schwimmende Pflanze, die Azolla nilotica, die im obern Nil vorkommt. Man findet sie selten in fließendem Gewässer.

Wenige Meilen unterhalb Schire verließen wir die Hügel ganz und fuhren zwischen ausgedehnten Ebenen. Die in der Ferne sichtbaren Ufer sind mit Bäumen bedeckt. Wir schliefen auf einer großen bewohnten Insel und kamen an die Mündung des Flusses Mutu (18° 3′ 37″ südlicher Breite, 35° 46′ östlicher Länge); dieser Punkt heißt Mazaro, d. h. Mund des Mutu. Die nördlich davon wohnenden Völker heißen Baroro, und ihr Land Bororo. Das ganze rechte Ufer ist den Landeens unterworfen, von denen wir erwarteten, sie würden eine Abgabe von

uns verlangen; denn das thun sie gewöhnlich bei Fremden. Ich bedauere, daß wir nicht mit ihnen zusammentrafen, denn, obwohl sie Kaffern genannt werden, weiß ich doch nicht, ob sie zu den Zulu oder zu den Maschona gehören. Ich hätte gern ihre Bekanntschaft gemacht und erfahren, was sie von den Weißen denken. Von Sekwebu und von einem von Tschangamera's Leuten, der in Linyanti lebte, und bei dem Angriff auf Senna zugegen war, wußte ich, daß sie die Weißen als einen unterjochten Stamm ansehen.

Der Zambesi bei Mazaro ist ein großartiger Strom, mehr als eine halbe Meile breit und ohne Inseln. Das gegenüberliegende Ufer ist mit Bäumen bedeckt, welche treffliches Bauholz liefern; aber das hier beginnende Delta ist nichts als eine ungeheure, mit schlechtem Gras und Rohr bedeckte Fläche; hier und da mit einigen Mango- und Cacao-Bäumen. Bis hierher war der Capitän Parker gekommen, der an der Sulinamündung der Donau fiel. Ich hätte gern den Zambesi weiter verfolgt und gesehen, wo diese ungeheure Wassermasse in's Meer läuft; aber als ich von den Portugiesen hörte, daß Parker bis hierher stromaufwärts gefahren und mit der Beschaffenheit des Flusses sehr zufrieden gewesen war, so konnte ich voraussetzen, daß die Admiralität im Besitz seiner werthvollen Ansicht sei. Bei meiner Ankunft in England wandte ich mich an Capitän Washington, den Hydrographen der Admiralität, und dieser ließ das Document schleunigst von der Königl. Geographischen Gesellschaft veröffentlichen.

Der Fluß zwischen Mazaro und dem Meere mag daher nach dem Urtheil eines competenteren Mannes, als ich bin, beurtheilt werden.

„Ueber die Flüsse Quilimane und Zambesi. Aus dem Tagebuche des verstorbenen Capitän Hyde Parker, Königl. Flotte, Ihrer Majestät Brigg Pantaloon.

„Der Luabo ist die Hauptmündung des großen Zambesi. In der Regenzeit, namentlich im Januar und Februar, ist das ganze Land überfluthet, und das Wasser läuft durch die verschiedenen Arme bis zum Quilimane ab; in der trockenen Jahreszeit aber steht weder der Quilimane noch der Olinda mit ihm in Verbindung. Die Lage des Flusses ist auf den Admiralitätskarten

etwas unrichtig angegeben, nämlich sechs Meilen zu weit südlich und beträchtlich zu weit westlich. Ueberhaupt scheint die ganze Küste von hier bis nach Tongamiara zu weit westlich angegeben zu sein. Der Eingang in den Luabo ist etwa zwei Meilen breit und leicht erkennbar, wenn man sich ihm gegenüber befindet, an einer Gruppe hoher gerader Bäume, welche nahe bei einander an der Westseite des Einganges stehen. Die Barre wird so zu sagen von zwei Reihen Sandbänken gebildet. Die von Osten kommende läuft fast diagonal quer über den Eingang. Ihr westliches Ende ist aber zwei Meilen außerhalb der von Westen kommenden Sandbank.

„Innerhalb dieser Punkte wird der Fluß zuerst weit, und dann wieder eng. Etwa drei Meilen von der Baumgruppe ist eine Insel; die Passage stromaufwärts ist rechter Hand von hier und tief. Das Wasser im Flusse ist zur Zeit der Ebbe bis an die Barre süß, in der Regenzeit auch außerhalb an der Oberfläche. Während der Regenzeit, bei Vollmond und Mondwechsel überfluthet der Zambesi oft seine Ufer und verwandelt die Gegend weithin in einen See, mit nur wenigen über das Wasser hervorragenden Höhenpunkten. An den Ufern des Flusses stehen die Häuser auf Pfählen, und zu dieser Zeit ist die Verbindung nur auf Kähnen möglich; doch bleibt das Wasser nie länger als drei bis vier Tage stehen. Das erste Dorf findet sich etwa acht Meilen flußaufwärts am westlichen Ufer, einem anderen Arme des Flusses, Muselo genannt, gegenüber, der etwa fünf Meilen ostwärts in's Meer fließt.

„Das Dorf ist ausgedehnt und von vielen bebauten Ländereien umgeben; man baut vorzüglich Bohnen an verschiedenen Orten, Reis und Kürbisse. Auch sah ich wilde Baumwolle, wie es schien, ganz vortrefflich. Doch baut man sie nicht. Das Land ist so fruchtbar, daß es fast Alles ohne viel Mühe hervorbringt.

„In diesem Dorfe ist ein sehr großes, aus Lehm gebautes Haus mit einem Hofe. Ich glaube, es hat als Barracoon für die Sclaven gedient, denn es wurden mehrere bedeutende Ladungen auf diesem Flusse ausgeführt. Ich fuhr stromaufwärts bis zur Mündung des Quilimane, Boca do Rio genannt, nach meiner Berechnung etwa siebzig bis achtzig Meilen vom Eingang. Den Einfluß von Ebbe und Fluth spürt man etwa fünfundzwanzig

bis dreißig Meilen flußaufwärts. Oberhalb der Boca do Rio fließt der Strom in der trocknen Jahreszeit anderthalb bis drittehalb Meilen in der Stunde, in der Regenzeit aber viel schneller. Die Ufer des Flusses sind in den ersten dreißig Meilen im Allgemeinen dicht mit Bäumen bewachsen, hier und da mit freien Lichtungen. Zu beiden Seiten sind viele Hütten und Dörfer, und viel Anbau. In einem Dorfe, etwa siebzehn Meilen aufwärts am Ostufer, das von einer Unmasse Bananen und Pisang umgeben ist, werden vortreffliche Erbsen in Menge, auch Kohl, Tomatos, Zwiebeln u. s. w. gebaut. Oberhalb dieses Dorfes ist das linke oder westliche Ufer wenig bewohnt, obwohl es ein ausgezeichnetes Land ist, höher gelegen, und reich an Cocospalmen; das östliche Ufer ist sandig und unfruchtbar. Es kommt dies daher, daß vor einigen Jahren die Landeens oder Kaffern das ganze Land verwüsteten, die Männer tödteten und die Weiber in die Sclaverei führten; aber über den Fluß sind sie nie gekommen. Daher vermeiden es die Einwohner sich auf dem Westufer niederzulassen. Die Flußufer bleiben sandig, mit wenig Bäumen, einige Cocospalmen ausgenommen, bis an das Südende der großen Pflanzung Nyangue, etwa zwanzig Meilen von Maruru. Hier ist das Land mehr bevölkert und besser bebaut. Maruru gehört Herrn Asevedo in Quilimane, der allen englischen Officieren auf der Ostküste seiner Gastfreundschaft wegen bekannt ist.

„Das Klima ist hier kühler als näher an der See und Asevedo hat mit Erfolg die meisten europäischen und tropischen Gewächse angebaut. Zuckerrohr gedeiht, ebenso Kaffee und Baumwolle, Indigo wächst wild. Die Rinder sind hier schön, und manche von ihnen würden in England Ehre einlegen. Die Eingeborenen sind verständig, und durch gute Regierung würde das Land hohen Werth erlangen. Drei Meilen von Maruru liegt Mesan, ein sehr schönes Dorf, unter Palmen- und Mango-Bäumen. Hier ist ein gutes Haus, das Herrn Ferrão gehört; nahe dabei ist der Verbindungscanal (Mutu) zwischen dem Quilimane und dem Zambesi, welcher in der Regenzeit schiffbar ist (?). Ich besuchte ihn im October, also um die trockenste Jahreszeit; da war er ausgetrocknet, etwa dreißig bis vierzig Ellen breit, mit Bäumen und Gras überwachsen, und auf dem Grunde wenigstens sechzehn bis siebzehn Fuß über dem Niveau des Zambesi, welcher tiefer floß. In der Regenzeit muß den Anzeichen nach der

Flusse am Eingang fast dreißig Fuß steigen, und die am Zambesi ausströmende Wassermasse ist dann ganz ungeheuer.

„Oberhalb Maruru beginnt das Land bergiger zu werden, und man sieht die hohen Boruru-Berge; unterhalb Nyangue gewahrt man sie zuerst; sie müssen bedeutend hoch sein, da sie noch über vierzig Meilen von hier entfernt sind. Sie sollen reich an Mineralien sein; man findet Gold und Kupfer, so wie auch Kohlen (?). Die Eingeborenen (Landeens) sind ein kühner, unabhängiger Menschenschlag, der die Herrschaft der Portugiesen nicht anerkennt, und sich sogar von ihnen bezahlen läßt, wenn sie unbelästigt ihr Land passiren wollen. Im ganzen Flusse waren Flußpferde sehr häufig, bei einem Dorfe war ich Zeuge einer Jagd der Eingeborenen. Sie harpuniren das Thier mit einer Lanze mit Widerhaken, an welcher an einem drei bis vier Faden langen Seil eine aufgetriebene Blase befestigt ist. Die Eingeborenen folgen in ihren Kähnen, und sehen, ob sie noch mehr Harpunen in dem Thiere anbringen können, sobald es heraufkommt, um zu schnaufen, und wenn es erschöpft ist, tödten sie es mit ihren Lanzen. Es ist fast wie auf der Wallfischjagd. Auch Elephanten und Löwen sind an der Westseite in Menge vorhanden; die letzteren tödten jährlich viel Schwarze und werden sehr von ihnen gefürchtet. Alligatoren sollen zahlreich sein, ich habe aber nie einen gesehen.

„Die Reise bis Maruru dauerte sieben Tage, da ich die Leute nicht sehr antrieb; sonst möchte man die Fahrt in vier Tagen vollenden. In zwei und einem halben Tage kehrten wir bis an die Barre zurück.

„Der Zambesi hat noch eine Mündung sieben Meilen westlich vom Luabo, welche die Pinasse Castor besuchte; Lieutenant Hoskins versicherte, die Barre sei besser, als er je eine besucht habe."

Capitain Parker's Angaben werden durch die des Lieutenant A. H. Hoskins bestätigt, welcher zu derselben Zeit an der Küste war und diese Stelle auch besuchte. Ich wandte mich an ihn, und er schrieb mir im vergangenen Januar:

„Der Zambesi scheint fünf Hauptmündungen zu haben, von denen die südlichste, Luabo, am besten schiffbar ist; Cumana und zwei, deren Namen ich nicht kenne, habe ich nicht selbst gesehen, sie liegen zwischen Luabo und dem Quilimane. Das Steigen und

Fallen bei Springfluthen an der Barre von Luabo beträgt zweiundzwanzig Fuß; und da in der Passage nie weniger als vier Fuß Wasser sind, so würde dies eine durchschnittliche Tiefe ergeben, welche für alle Handelszwecke hinreicht. Das Steigen und Fallen beträgt sechs Fuß mehr, die Passagen sind enger und bestimmter, also tiefer und leichter aufzufinden, als im Quilimane. Der Fluß oberhalb der Barre ist sehr gewunden, aber tief, und man hat beobachtet, daß der Einfluß der Ebbe und Fluth in diesem Flusse viel höher bemerkbar ist, als in anderen; denn während ich im Catrina und Cumana eine kurze Strecke von der Mündung süßes Wasser fand, war ich im Luabo siebzig Meilen hinaufgefahren, ohne die salzige Beschaffenheit des Wassers bedeutend vermindert zu finden. Dies würde die Schifffahrt erleichtern, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß es nicht schwer sein würde, einen Dampfer von der Größe eines Kanonenboots, wie ich es vor Kurzem befehligte, bis zur Abzweigung des Quilimane (Mazaro) zu bringen, welche in der trockenen Jahreszeit viele Meilen oberhalb des Luabo (Hauptstrom) beobachtet wird; obwohl die Portugiesen mir mittheilten, daß das Oberwasser im December und März ihn zeitweilig fülle. Dieses Oberwasser macht den Fluß um diese Zeit bedeutend tief und das Wasser viele Meilen von der Küste süß. Die Bevölkerung des Delta, ausgenommen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Portugiesen, schien sehr dünn zu sein. Antilopen und Flußpferde waren in Masse vorhanden; die ersten waren zahm und leicht zu schießen. Ich erkundigte mich wiederholt bei Eingeborenen und Portugiesen, ob Sclavenschiffe hierher kämen und Ladung einnähmen, aber erfuhr nur, daß dies im Quilimane geschehe. Bei gehöriger Vorsicht sind die Flüsse nicht ungesund; denn während der ganzen Zeit (etwa achtzehn Monate), die ich auf ihnen im offenen Boote und zu allen Jahreszeiten zubrachte und oft einen Monat bis sechs Wochen auf einmal vom Schiffe abwesend war, kamen bei meinen vierzehn Mann nicht mehr als zwei und zwar gelinde Fieberanfälle vor. Ich schreibe dies namentlich der Anwendung des Chinin zu, mit dem uns Commodore Wyvill reichlich versehen hatte, und das man nicht genug empfehlen kann. Ich hoffe, daß diese Bemerkungen dazu beitragen mögen, Ihre Ansicht von dem Nutzen dieses prächtigen Stroms zu bestätigen.

A. H. Hoskins."

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß das Zeugniß dieser Herren um so schätzbarer ist, weil sie den Fluß besuchten, als der Wasserstand desselben am niedrigsten war, und der Zambesi nicht, wie diesmal, in gleicher Höhe mit dem Mutu war und in diesen floß, sondern sechzehn Fuß tiefer als das Bett des letzteren. Der Mutu ist, wo er sich abzweigt, nur zehn bis zwölf Ellen breit, seicht und voll Wasserpflanzen. Bäume und Schilf hängen längs des Ufers so weit über den Fluß, daß wir die Kähne und das Boot, die wir von Tete mitgebracht hatten, nicht weiter benutzen konnten und in Mazàro zurücklassen mußten. Den größten Theil des Jahres ist dieser Theil des Mutu trocken, und auch diesmal mußten wir unser Gepäck etwa funfzehn Meilen weit zu Land fortschaffen. Da Kilimane in allen portugiesischen Schriften die Hauptstadt an den Flüssen von Senna genannt wird, so ist es sonderbar, daß man die Hauptstadt an einem Punkte erbaut hat, wo keine direkte Wasserverbindung mit dem herrlichen Flusse besteht, dessen Namen sie trägt. Auf Nachfrage erfuhr ich, daß der Mutu in früheren Zeiten bedeutend war und große Kähne das ganze Jahr hindurch von Kilimane aus ihn passiren konnten, daß aber jetzt dieser Theil des Mutu ausgefüllt ist.

In Mazaro wurde ich von einem heftigen Tertianfieber befallen, doch reiste ich auf dem rechten Ufer des Mutu nordnordöstlich und östlich etwa funfzehn Meilen. Wir fanden dann, daß er durch den Fluß Pangazi, welcher von Norden her in ihn fließt, schiffbar wurde. Ein anderer Fluß, der aus derselben Richtung kommt, Luare genannt, führt ihm noch mehr Wasser zu; diese alle und endlich der Likuare machen erst den rechten Kilimane. Der Mutu bei Mazaro ist nur ein Verbindungsglied, wie man es oft in Afrika sieht, und sein höherer oder niederer Wasserstand hat auf den Kilimane gar keinen Einfluß. Das Wasser des Pangazi war mit dem des Zambesi verglichen ganz hell.

Mein Fieber wurde außerordentlich heftig, weil wir in der heißen Sonne reisten und das enge Gras den Weg so sehr einnahm, daß die Luft keinen Zugang hatte. Der Pulsschlag war erstaunlich heftig, und es war immer, als wenn ich Stöße an den Kopf bekäme. Magen und Milz schwollen bedeutend an und gaben mir ein Ansehen, über das ich immer lachen mußte, wenn ich es bei Portugiesen bemerkte. In Interra trafen wir Herrn Asevedo, der allen bekannt ist, die Kilimane besuchen, und den

die Admiralität für die Aufmerksamkeit, die er englischen Officieren erwiesen, mit einer goldenen Chronometeruhr beschenkt hatte. Er bot mir sogleich sein großes Segelboot an, das ein Haus am Hintertheile hatte. Dies war mir sehr angenehm, denn es lag mitten im Strom vor Anker und beschützte mich vor den Moskitos, die im ganzen Delta wahrhaft fürchterlich sind. Indem wir in diesem bequemen Boote auf dem Kilimane weiter fuhren, erreichten wir jenen Ort (17° 53′ 8″ südlicher Breite, 36° 40′ östlicher Länge) am 20. Mai 1856. Am vorigen Tage waren es vier Jahre, daß ich die Kapstadt verlassen hatte. Hier wurde ich im Hause des Oberst Galdino Jose Nunes, eines der besten Männer im ganzen Lande, aufgenommen. Drei Jahre lang hatte ich nichts von meiner Familie gehört; sie hatte oft an mich geschrieben, aber einen einzigen Brief ausgenommen, hatten sie mich nicht erreicht. Ich empfing jedoch einen Brief vom Admiral Trotter, der mir ihr Wohlbefinden meldete, und einige Zeitungen, die wirklich ein Genuß waren. Ihrer Majestät Brigg Frolic hatte im vorigen November nach mir fragen lassen, und Nolloth, der Capitain derselben, hatte einige Weine, sowie der Schiffsarzt Dr. Jas. Walsh aus Vorsorge eine Unze Chinin für mich zurückgelassen. Dies erfreute mich außerordentlich. Ich hatte auf meiner ganzen afrikanischen Reise nichts Geistiges getrunken; aber als ich ganz abgeschwächt nach Angola kam, that mir ein wenig Wein sehr gute Dienste. Auch nahm ich von Loanda eine Flasche Branntwein in einem Medicinkasten mit, um ihn nöthigenfalls zu verbrauchen; aber der Knabe, der den Kasten trug, drehte ihn um, das Unterste zu oberst und zerbrach die Flasche, so daß ich über die Güte des Branntweins nicht urtheilen kann.

Meine Freude, als ich die Ostküste erreichte, wurde durch die Nachricht schmerzlich getrübt, daß der Commandant Mac Lune, von Ihrer Majestät Brigantine Dart, als er nach Kilimane kam, um mich zu holen, nebst dem Lieutenant Woodruffe und fünf Mann an der Barre um's Leben kam. Nie hat mir etwas größeren Kummer bereitet. Es war mir, als wenn ich leichter für sie hätte sterben können, als daß sie alle den Freuden des Lebens entrissen wurden, während sie die edelmüthige Absicht hatten, mir einen Dienst zu erweisen. Ich spreche hier auch meine große Verbindlichkeit gegen den Earl von Clarendon, gegen den Admiral am Kap und gegen andere aus für die gütige Theilnahme, die sie

für meine Sicherheit an den Tag legten; auch ihre Erkundigungen waren mir von ungeheurem Nutzen. Mit Dankbarkeit nenne ich ferner den Gouverneur von Mozambique, der mir die Fahrt in dem der Provinz gehörenden Schooner Zambesi anbot, und nie werde ich die edelmüthige Gastfreundschaft des Obersten Nunes und seines Neffen vergessen, bei dem ich blieb. Zu meinen Entdeckungen gehört auch die, daß es viele gute Menschen in der Welt giebt, und ich spreche demuthsvoll meine ungeheuchelte Dankbarkeit gegen Gott aus, daß er in jeder Lage gnädig über mir wachte und die Herzen der Schwarzen und Weißen zu meiner Gunst lenkte.

Nach den übereinstimmenden Zeugnissen von Capitain Parker und Lieutenant Hoskins, zusammengenommen mit meinen eigenen Beobachtungen, ist kein vernünftiger Grund da zu bezweifeln, daß die wirkliche Mündung des Zambesi für Handelsunternehmungen vortheilhaft ist. Das Delta wird von den Portugiesen beansprucht, und das südliche Ufer des Luabo oder Cuama, wie dieser Theil des Zambesi manchmal genannt wird, gehört unabhängigen Kafferstämmen. Die Portugiesen sind also nahe am Haupteingange in das neue Centralland, und da sie in den letzten Jahren in erleuchtetem und freisinnigem Geiste den Wunsch an den Tag gelegt haben, die Hülfsquellen Ostafrika's dadurch zu entwickeln, daß sie Mozambique als Freihafen erklären, so steht zu hoffen, daß derselbe Geist sie leiten wird, zu Handelsunternehmungen im Zambesi aufwärts einzuladen, indem sie dann Allen Erleichterungen gewähren, welche die Absicht haben, in die weit jenseit ihres Territoriums liegenden Ländereien vorzudringen. Sie könnten ihren Wunsch, bei dem edlen Werke der Entwickelung der Hülfsquellen des reichen Landes mitzuwirken, durch nichts besser an den Tag legen, als wenn sie ein Dorf mit Zambesianischen Piloten am Hafen von Mitilone anlegten und einen Leuchtthurm errichteten. Dabei würden die Portugiesen selbst am meisten gewinnen, und gewiß keine andere Nation bedarf mehr als diese einer Wiedergeburt ihrer Handelsverhältnisse. Ihre Güte gegen meine Person läßt mich besonders die Wiederkehr ihres früheren Glückes wünschen, und die freisinnige und edle That des jungen einsichtsvollen Königs Don Pedro, welcher den Befehl gab, meine früheren Genossen auf Kosten der Provinz Mozambique bis zu meiner Rückkehr zu unterstützen, läßt mich hoffen, daß kein Mittel

unversucht gelassen werden wird, zur Entwickelung des Handels, zur Hebung der Eingeborenen und zur Abschaffung des Sklavenhandels aufzufordern.

Was mich selbst betrifft, so sehe ich in der Eröffnung des neuen Centrallandes ein Ereigniß, zu dem wir uns Glück wünschen möchten, insofern es uns die Aussicht auf die Hebung der Eingeborenen giebt. Wie ich schon anderwärts bemerkte, sehe ich in dem Ende der geographischen Thatsache den Anfang der Missions-Unternehmungen. Ich fasse den letzten Ausdruck in seinem weitesten Sinne auf, und verstehe darunter jede Anstrengung, die man zur Verbesserung des Menschengeschlechts macht; die Förderung aller der Mittel, durch welche die Vorsehung arbeitet und alles, was den Menschen betrifft, zu einem glorreichen Ende führt. Jeder in seiner Sphäre, bewußt oder unbewußt, thut den Willen unseres Vaters im Himmel. Männer der Wissenschaften, welche verborgenen Wahrheiten nachgehen, die, wenn sie gefunden werden, gleich dem elektrischen Telegraphen, die Menschen näher an einander schließen werden, — Krieger, welche das Recht gegen Tyrannei verfechten, — Seeleute, welche herzlosen Menschenräubern die Opfer der Unterdrückung entreißen, — Kaufleute, welche die Nationen die Gesetze der gegenseitigen Abhängigkeit kennen lehren — und viele andere, ebenso gut wie die Missionare; alle arbeiten nach demselben Ziele, alle ihre Anstrengungen werden nach demselben glorreichen Ende geführt.

Wenn der Leser mich bis hierher begleitet hat, so dürfte es ihn interessiren, zu wissen, was ich mir vorgenommen habe, wenn Gott mir die Gnade verleiht, etwas Weiteres für Afrika thun zu können. Da das Hochland an den Grenzen des Centralbeckens verhältnißmäßig gesund ist, so kommt es wohl zunächst darauf an, eine wirkliche Straße dahin anzulegen, damit die Europäer so schnell als möglich durch die ungesunde Region nahe der Küste gelangen können. Der Fluß ist noch nicht genau untersucht worden; aber als ich ihn herabkam, war für große Fahrzeuge Wasser vollauf vorhanden, und so ist es der Fall vier bis fünf Monate lang, jedes Jahr. Die Monate, in welchen der niedrige Wasserstand vorherrscht, kann man ihn noch mit Booten befahren, und kleine Fahrzeuge, ähnlich den Themse-Dampfern, würden mit Leichtigkeit den tiefen Kanal benutzen können. Wenn man einen

Dampfer absenden wollte, um den Zambesi zu untersuchen, so möchte ich einen recht flach laufenden, und die Monate Mai, Juni und Juli zur Passage des Delta empfehlen, und zwar nicht sowohl aus Furcht vor Wassermangel, als weil Gefahr vorhanden, daß das Fahrzeug auf eine Sand- oder Schlammbank auffahren nnd die Gesundheit der Mannschaft durch die Verzögerung auf's Spiel gesetzt werden könnte.

In den erwähnten Monaten würden sich in dem Kanal unterhalb Tete keinerlei Schwierigkeiten finden. Zwanzig bis dreißig Meilen oberhalb dieses Punktes ist eine kleine Stromschnelle, von der ich leider nichts weiter sagen kann, da ich sie, wie schon erwähnt, nicht gesehen habe. Aber unterhalb Tete haben wir, in runden Zahlen, 300 Meilen schiffbaren Fuß. Oberhalb jener Stromschnelle ist eine andere Strecke von 300 Meilen, in der sich Sand, aber keine Schlammbänke finden, und die uns bis an den Fuß des östlichen Höhenzuges bringt. Doch darf man nicht denken, daß ein Schiff von dort mit Elfenbein und Goldstaub wiederkehren würde. Die Portugiesen in Tete sammeln alle Waaren von den Stämmen in der Nähe, und wenn es mir auch glückte, die Völker, mit denen die Portugiesen Krieg geführt haben, zu passiren, so folgt daraus noch nicht, daß es andern ebenso glücken würde, deren Waaren eine größere Versuchung für die Habgier sind, als irgend ein Gegenstand, den ich besaß. Nachdem wir die feindliche Bevölkerung passirt haben, kommen wir zu einem ganz andern Menschenschlag, und auf diesen gehen meine hauptsächlichsten Hoffnungen. Alle indeß sind in gleicher Weise für den Handel eingenommen, aber noch nie dazu aufgefordert worden, die in den Handel kommenden Rohmaterialien zu bauen. Ihr Land ist für Baumwollenbau sehr geeignet, und ich wage zu hoffen, daß, wenn man ihnen besseren Samen brächte, als den, der sich bei ihnen heimisch findet, und sie zum Anbau ermunterte, indem man ihnen einen Absatzweg für alle ihre Produkte sicherte, wir das Gefühl gegenseitiger Abhängigkeit bei uns und ihnen erwecken würden. Ich habe einen doppelten Zweck, und glaube, wenn wir unseren missionarischen Bestrebungen eine solche Richtung gäben, daß wir unserem eigenen Lande damit nützen, so werden wir dadurch den Heiden eine wirksamere und dauerndere Wohlthat erweisen. Sieben Jahre in Kolobeng verbrachte ich damit, meine Freunde daselbst zu unterweisen; aber da das Land

nicht im Stande war Exportartikel zu erzeugen, und die Boers mörderische Angriffe machten und den Stamm zeitweilig zerstreuten, so fanden wir außer bei einigen christlichen Freunden keine Sympathien. Hätten die Bewohner von Kolobeng Rohmaterial für den englischen Handel geliefert, so würde man den Nachtheil in England gefühlt haben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, das Volk würde sich selbst durch Tauschhandel nach und nach in die Höhe gearbeitet und, wie die Basuto von Moschesch und die Bewohner von Kuruman sich Feuerwaffen verschafft haben, und dann hätten die Boers ihre Angriffe unterlassen müssen. Wir sollten die Afrikaner auffordern, für unsere Märkte zu arbeiten, da dies nächst dem Evangelium das beste Mittel zu ihrer Hebung ist.

In der Hoffnung, diese Idee zur Ausführung zu bringen, schlage ich vor, Stationen am Zambesi jenseit des portugiesischen Terrains zu gründen, aber durch die Portugiesen mit der Küste in Verbindung zu bleiben. Eine Kette von Stationen, welche einen leichten und schnellen Verkehr vermittelt, wie längs des östlichen Höhenzuges, würde sehr geeignet sein, die beabsichtigten Pläne auszuführen. Die Londoner Missionsgesellschaft hat beschlossen, eine Station unter den Makololo am nördlichen Ufer und eine andere am südlichen Ufer unter den Matebele zu halten. Die Kirche (Wesleyaner, Baptisten und die energischste Körperschaft, die Freikirche) würde unter den Batoka und den benachbarten Stämmen wünschenswerthe Orte finden. Das Land ist so ausgedehnt, daß man nicht zu befürchten hat, sich gegenseitig zu behindern. Alle Klassen von Christen finden, daß der Sektenhaß bald abstirbt, wenn sie gemeinsam unter den Heiden und für diese arbeiten. Wenn man nur einen gesunden Ort findet, dann wird man Gelegenheit haben, zu demselben Zwecke in verschiedenen Richtungen zu arbeiten, ohne den Menschenverlust, der das Erbtheil des Missionssystems an den ungesunden Küstenstrichen ist. Indem ich diesen Plan der einflußreichen Gesellschaft achtungsvoll vorlege, kann ich mit Bestimmtheit versichern, daß, wenn man einmal im Innern ist, man vollkommene Sicherheit für Leben und Eigenthum unter einem Volk findet, das wenigstens hören und nachdenken wird.

Acht meiner Leute baten mich bis Kilimane begleiten zu dürfen, und da ich wünschte, sie möchten den Ocean sehen,

so erlaubte ich es ihnen, obwohl in Folge der Theuerung die Lebensmittel so knapp waren, daß sie hungern mußten. Sie würden gern noch weiter mitgekommen sein; denn als Sekeletu sich von ihnen trennte, gab er den Befehl, es solle keiner von ihnen eher zurückkehren, als bis sie Ma Robert getroffen hätten und sie mit zurückbringen könnten. Als ich ihm die Schwierigkeiten der Seefahrt vorstellte, sagte er: „Sie müssen dir überall hin folgen." Da ich noch nicht wußte, wie ich selbst nach Hause kommen würde, gab ich ihnen den Rath, nach Tete zurückzukehren, wo es Lebensmittel genug gab, und meine Rückkehr zu erwarten. Ich kaufte ein Quantität Calico und Messingdraht für die zehn kleinern Elephantenzähne, die wir bei uns hatten, und sandte den Calico denen, welche in Tete geblieben waren. Die noch übrigen zwanzig Zähne ließ ich bei Oberst Nunes, damit, wenn meine Rückkehr durch etwas verhindert würde, es nicht den Anschein nehme, als habe ich mich mit Sekeletu's Elfenbein aus dem Staube gemacht. Ich gab Oberst Nunes den Auftrag, im Fall meines Todes das Elfenbein zu verkaufen und den Erlös meinen Leuten zu geben; sollte ich dagegen am Leben bleiben, so war es meine Absicht, die Waaren, welche Sekeletu bei mir bestellt hatte, in England für mein Geld zu kaufen, um mich nach meiner Rückkehr mit dem für das Elfenbein empfangenen Geld bezahlt zu machen. Ich erklärte dies meinen Leuten ausführlich; sie verstanden mich vollkommen und sagten: „Nein, Vater, du wirst nicht sterben, du kommst wieder und führst uns zu Sekeletu zurück." Sie versprachen bis zu meiner Rückkehr zu warten, und ich versicherte ihnen, nur der Tod könne mich davon abhalten. Ich sagte dies, obwohl, während ich in Kilimane war, ein Brief von dem Directorium der Londoner Missionsgesellschaft kam, des Inhaltes: „sie wären beschränkt in ihrer Macht, Pläne zu unterstützen, die nicht unmittelbar mit der Verbreitung des Evangeliums zusammenhängen, und die financiellen Verhältnisse der Gesellschaft wären nicht der Art, daß sie hoffen ließen, innerhalb einer bestimmten Zeit auf neue fernliegende und schwierige Arbeiten einzugehen." Diese Erklärung wurde durch die augenblickliche Geldklemme bedingt; aber da ich vollkommenes Vertrauen in die Makololo setzte, war ich entschlossen zurückzukehren. Die alte Liebe zur Unabhängigkeit, wie ich sie genoß, ehe ich mit der Missionsgesellschaft in Ver-

bindung trat, erwachte bei mir von neuem. Sie entstand namentlich in Folge eines Mißverständnisses jenes Briefes, denn die Directoren sahen bei meiner Rückkehr sogleich die Wichtigkeit des Unternehmens ein, und gingen mit großem Eifer an das Werk, das Evangelium auf dem neuen Felde zu verbreiten. Es steht zu hoffen, daß sie nicht blos beginnen, sondern ihre Pläne auch ausführen, und daß weder materieller Druck noch Lauheit hindernd in den Weg treten werden. Während ich hoffe, daß dieselbe herzliche Theilnahme und Freundschaft, welche jederzeit ein wesentlicher Zug unseres Verkehres gewesen ist, fortdauern wird, habe ich doch mehrfachen Grund, mich rücksichtlich des Geldpunktes von der Gesellschaft frei zu machen. Ich habe etwas für die Heiden gethan, aber für meine alte Mutter, die geheiligtere Ansprüche darauf hat, als sie, habe ich noch nichts thun können, und eine Fortsetzung jenes Verhältnisses würde mich ferner hindern, für sie in ihrem hohen Alter sorgen zu können. Außer dem bösen Hals, der mich theilweise am Werke hinderte, legte mir auch der Tod meines Vaters neue Verpflichtungen auf, und da sich mir ohne mein Zuthun eine frische Einnahmequelle eröffnete, so zögerte ich nicht anzunehmen, was mich in den Stand setzte, meine Pflicht gegen meine alte Mutter ebensowohl als gegen die Heiden zu erfüllen.

Wenn der Leser bedenkt, wie ich, als ich die Bakuena lehrte, dazu geführt wurde, die Erforschungen zu beginnen, so wird er die Hand der Vorsehung darin erkennen. Vorher, als Moffat den Betschuanen die Bibel gab, die Magna Charta aller Rechte und Privilegien der modernen Civilisation, zog Sebituane nach Norden und verbreitete die Sprache, in welche er die heiligen Orakel übersetzte, in einem Lande, das größer als Frankreich ist. Zu gleicher Zeit rottete Sebituane blutgierige wilde Horden aus, unter die sich kein Weißer wagen konnte, ohne seinen Schädel als Zierde ihrer Dörfer hergeben zu müssen. Er eröffnete mir den Weg — hoffentlich auch der Bibel. Sodann, als ich in Kolobeng arbeitete, und nur wenig von dem Walten der Vorsehung sah, konnte ich sie nicht vorstehen, und war geneigt, die anhaltende Dürre dem Bösen zuzuschreiben. Als mich aber die Dürre und die Boers nöthigten, mich weiter umzusehen und lieber ein neues Land im Norden zu erschließen, als mich nach Süden zu

wenden, wo man keine Missionare brauchte, da wirkte der Geist Gottes auf die Herzen der Heiden, sodaß sie mir geneigt wurden; daran erkennt man die Hand Gottes. Sodann wandte ich mich lieber nach Westen als nach Osten, namentlich weil ich sah, daß eingeborene Portugiesen, obwohl sie eine Belohnung von ihrer Regierung zu erwarten hatten, wenn sie den Continent quer durchreisten, genöthigt waren, von Osten zurückzukehren, ohne ihren Plan in Ausführung gebracht zu haben. Wäre ich zuerst nach Osten gegangen, wozu der Lauf des großen Leeambye einzuladen schien, so wäre ich nach Tete gekommen, als der Krieg am heftigsten wüthete, während ich so erst nach Beendigung desselben dorthin gelangte. Und wiederum, als ich Loanda erreicht hatte, rettete mich der Entschluß, nach Linyanti zurückzukehren, von dem Schicksale, welches meine Papiere auf dem Forerunner hatten. Endlich ist dieses neue Land theilweise dem Christenthum eröffnet, und Setschele hat unaufgefordert sein Volk selbst unterrichtet. Er hat wirklich alles gethan, was ich nicht thun konnte, und ich habe Erforschungen angestellt, die früher ganz außer meinem Plane lagen. In allem diesem erkenne ich die unsichtbare Hand Gottes, und ich hoffe demüthig, daß sie mich auch ferner leiten wird, in Afrika Gutes zu thun.

Wenn man den Erfolg der Eröffnung des neuen Landes als eine That der göttlichen Vorsehung für Afrika betrachtet, wendet sich der Geist namentlich auch auf den Einfluß, den sie möglicherweise auf den Sclavenhandel haben wird, und namentlich auf die Ausübung desselben durch einen großen Theil unserer eigenen Menschenrace. Wir verlangen mehr Baumwolle und Zucker, und verwerfen die Mittel, welche unsere amerikanischen Brüder in Anwendung bringen, um unsere Forderungen zu befriedigen. Wir nehmen uns die Freiheit, über dieses Uebel zu sprechen und auf seine Beseitigung hinzuwirken, um so mehr, weil wir Eines Blutes sind. Auf den Anglo-Amerikanern ruhen die Hoffnungen der Welt auf Freiheit und Fortschritt. Nur schmerzt es, daß ein Theil derselben das ungeheure Uebel wirklich ausübt und der andere die Fortdauer desselben unterstützt, indem er immer mehr von den Produkten verlangt, welche durch Sclavenarbeit gewonnen werden. Mauritius, nur ein Pünktchen im Ocean, erzeugt durch Anwendung von Guano, verbesserte Maschinerien und freie Arbeit den vierten Theil der ganzen Consum-

tion an Zucker in Großbritannien. Auf dieser Insel ist der Boden außerordentlich theuer und keineswegs fett; ohne Guano ist keine Ernte möglich, und die Arbeit muß von Indien gebracht werden. Aber in Afrika ist das Land billig, der Boden gut und freie Arbeit auf der Stelle zu haben. Unsere Haupthoffnungen stützen sich auf die Eingeborenen selbst, und wenn man nach meinem Vorschlage Handelsstationen im gesunden Binnenlande errichtet, in denen alle Produkte des Landes gesammelt werden, so ist kaum zu bezweifeln, daß die Sclaverei unter unseren Stammverwandten jenseit des atlantischen Meeres im Verlauf einiger Jahre selbst von den Sclavenhaltern nicht mehr für eine Nothwendigkeit gehalten werden wird. Eingeborene allein können aus den entfernten Punkten die Produkte nach der Station bringen. Das ist das in Angola mit so vielem Erfolg beobachtete System. Wenn England jenen Streif Land besessen hätte, so würde die den englischen Colonisten inwohnende Energie seine Hülfsquellen entwickelt haben, und die Ausfuhr würde nicht blos 100000 Pfund, wie jetzt, sondern wenigstens eine Million betragen haben. Die Errichtung der nothwendigen Agenturen ist natürlich ein Werk der Zeit, und man wird größere Schwierigkeit auf der Ost- als auf der Westküste finden, weil auf der einen wir ein Volk haben, das nur Sclavenhändler kennt, während wir auf der andern Strämme haben, welche den Einfluß der Missionare an der Küste und der großen Niger-Expedition gefühlt haben; eine unschätzbare Wohlthat dieses Einflusses bestand darin, daß man die Liebe der Engländer zum Handel und den Haß der Engländer gegen die Sclaverei kennen lernte, und dies verfehlte seinen Zweck nicht. Aber auf der Ostküste ist ein Fluß, der eine gute Straße zu der Centralbevölkerung werden kann, welche den Engländern freundlich gesinnt ist, und wenn wir uns mit den wenig freundschaftlichen Völkern am Flusse verständigen können und Handel einführen, so wird dadurch dem Sclavenhandel in diesem Theil Afrika's ein empfindlicher Schlag versetzt werden. Indem wir so die Afrikaner mit uns verbinden, steht zu hoffen, daß ihre Erhebung das Endresultat werden wird. In dieser Hoffnung habe ich mich mit meinem Bruder Karl vereinigt, der zu diesem Zwecke nach einer siebzehnjährigen Trennung von Amerika gekommen ist. Wir erwarten guten Erfolg durch den Geist, der bereits die Bemühungen, das Land zu eröffnen, unterstützt, und seitdem das Pub-

likum auf uns aufmerksam gemacht hat. Schaden könnte man sich durch voreilige Speculationen, Ueberfüllung der Märkte und zu hohe Preise. Lieber einige Jahre Arbeit mehr, und ich werde Gott danken, wenn ich das System schön begonnen sehe, welches für Afrika und England ein wahrer Segen sein wird.

Das Dorf Kilimane steht auf einer großen Schlammbank und ist von ausgedehnten Sümpfen und Reisfeldern umgeben. Die Flußufer sind mit Mangelbaum-Büschen bedeckt, deren Wurzeln nebst den schlammigen Ufern, auf denen sie stehen, abwechselnd der Ebbe und Fluth und der Sonne ausgesetzt sind. Die Häuser sind gut aus Backsteinen und Lehm erbaut; den letztern bezieht man aus Mozambique. Wenn man zwei bis drei Fuß tief im Dorfe gräbt, so findet man Wasser; daher senken sich die Mauern nach und nach auf dem schlammigen Ufer. Es ist sonach fast unnöthig zu bemerken, daß Kilimane sehr ungesund *ist*. Vollblütige Leute müssen sich immer auf das Fieber gefaßt machen, und von starken Personen hört man oft sagen: „Ach, die leben nicht lange, die müssen bald sterben.“

Ein Hamburger Fahrzeug war nahe an der Barre gescheitert, kurz bevor wir herkamen. Die Leute lebten viel regelmäßiger, als die englischen Matrosen; das Fieber war also ein langsames Gift. Sie fühlten sich nur übel gelaunt, aber bald wurden sie blaß, blutarm, mager, dann schwächer und schwächer, bis sie endlich unter der Krankheit dahinsanken, fast wie Ochsen, die von der Tsetse getödtet werden. Der Capitain, ein kräftiger junger Mann, blieb drei Monate vollkommen gesund, dann aber brach er plötzlich zusammen und war in Folge der schrecklichen Krankheit hülflos wie ein Kind. Er war thörichterweise gegen das Chinin eingenommen, unsern Hauptanker in der Krankheit. Chinin ist bei Fieber unschätzbar, und hat in keinem Stadium der Krankheit nachtheilige Wirkungen, wenn man es in Verbindung mit einem Abführmittel anwendet. Der Capitän wurde dadurch wider Willen gerettet, und ich dankte Gott, daß dieses bei den Eingeborenen mit so großem Erfolg angewandte Mittel bei den Europäern so gut anschlug.

Nachdem wir sechs Wochen an diesem ungesunden Orte gewartet hatten, an dem ich mich jedoch durch die gütige Aufmerksamkeit des Oberst Nunes und seines Neffen theilweise von meinem Tertianfieber erholte, kam Ihrer Majestät Brigg Frolic an.

Da Kilimane zwölf Meilen von der Barre liegt und das Wetter rauh war, lag sie bereits zehn Tage vor Anker, ehe wir etwas davon wußten, etwa sieben Meilen vom Eingang in den Hafen entfernt. Sie brachte Alles mit, was mir fehlte, und 150 Pfund, um die Heimreise bestreiten zu können, von meinem gütigen Freunde Thompson, dem Agenten der Gesellschaft am Kap. Der Admiral am Kap bot mir die Fahrt nach Mauritius an, die ich dankbar annahm. Nur Sekwebu und ein Diener blieb bei mir. Er war sehr verständig und hatte mir die besten Dienste geleistet; wahrlich ohne seinen gesunden Verstand, seinen Takt und seine Kenntniß der Sprache derjenigen Stämme, durch welche wir reisten, würden wir kaum die Küste erreicht haben. Ich war ihm dankbar dafür, und da sein Häuptling wünschte, daß alle meine Gefährten mit mir nach England gehen sollten und es wohl übel aufgenommen hätte, wenn keiner mitging, so dachte ich, es würde eine Wohlthat für ihn sein, wenn er die civilisirte Welt kennen lernen und darüber seinen Landsleuten berichten könnte; auch wollte ich ihm seine wichtigen Dienste vergelten. Andere hatten auch gebeten mitzugehen, aber ich sprach von der Gefahr, die der Wechsel des Klimas und der Nahrung mit sich bringt, und konnte sie nur mit Mühe zurückhalten. Der einzige, welcher jetzt blieb, bat mich so sehr an Bord zu gehen, daß ich es sehr bedauerte, daß die Kosten mich verhinderten, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Ich sagte zu ihm: „Du wirst sterben, wenn du in ein so kaltes Land kommst.“ „Das thut nichts,“ antwortete er, „laß mich nur zu deinen Füßen sterben.“

Als wir von unsern Freunden in Kilimane schieden, war die See im Hafen selbst für erfahrene Seeleute fürchterlich. Hier sah Sekwebu zum erstenmal das Meer. Capitain Peyton hatte zwei Hülfsboote mitgesendet. Die Wogen gingen außerordentlich hoch. Jetzt standen wir auf der Spitze einer Woge und im nächsten Augenblick stürzten wir tief an der andern Seite hinunter. Drei Wellen gingen über uns hinweg, und wir glaubten, das Boot ginge unter; doch fuhr es nur unter einer Woge hin und kam an der anderen Seite wieder heraus. Der arme Sekwebu sah mich an und sagte: „Ist das dein Weg?“ Ich lächelte und sagte: „Ja, wie du siehst.“ Er war mit Kähnen ganz vertraut, aber so etwas hatte er noch nicht gesehen. Als wir in das Schiff kamen, war es uns unmöglich, an dem Seile hin-

aufzuklettern; man ließ deßhalb einen Stuhl herab und wir wurden wie Damen hinaufgeholt. Hier wurden wir von Capitain Peyton und allen, die an Bord waren, herzlich empfangen, und ich fühlte mich sogleich heimisch, die Sprache ausgenommen. Ich kannte die Sprache wohl noch ganz gut, aber es fehlten mir die Worte. Als ich England verließ, hatte ich nicht die Absicht, dahin zurückzukehren, und beschäftigte mich nur mit den afrikanischen Sprachen, wobei ich das Englische ganz verlernte. Mit Ausnahme meines kurzen Aufenthalts in Angola hatte ich drei und ein halbes Jahr kein englisches Wort gesprochen, und da ich vorher schon dreizehn Jahre lang nur selten meine Muttersprache angewandt hatte, so befand ich mich an Bord des Frolic in ziemlicher Verlegenheit.

Wir verließen Kilimane am 12. Juli und erreichten Mauritius am 12. August 1856. Sekwebu lernte einiges Englisch, und war der Liebling der Mannschaft und der Officiere. Er schien etwas bestürzt, da ihm an Bord alles neu und seltsam war; aber er bemerkte mehrmals: „Dein Land ist recht angenehm," und „Was ist das für ein sonderbares Land, nichts als Wasser." Er sagte auch, jetzt verstünde er, warum ich den Sextanten gebrauchte. Als wir Mauritius erreichten, kam der Dampfer heraus, um uns in den Hafen zu holen. Die beständigen neuen und gewaltigen Eindrücke erreichten jetzt bei Sekwebu ihren höchsten Grad, er wurde in der Nacht wahnsinnig. Anfangs dachte ich, er wäre vergiftet. Er war in ein Boot hinabgestiegen, und als ich ihm nachgehen und ihn in's Schiff herauf holen wollte, lief er nach dem Spiegel des Schiffes und schrie: „Nein, nein, es ist genug, wenn ich allein sterbe. Du sollst nicht mit zu Grunde gehen; wenn du herankommst, stürze ich mich in's Wasser." Da ich nun seinen Zustand erkannte, so rief ich: „Sekwebu, jetzt gehen wir zu Ma Robert." Da wurde er aufmerksam und sagte: „Ach ja, wo ist sie? und wo ist Robert?" und er schien nachzudenken. Die Officiere schlugen vor, ihm Ketten anzulegen, aber da er in seinem Lande ein vornehmer Mann war, so wollte ich dies nicht thun, da ich wußte, daß der Wahnsinnige oft eine Erinnerung an schlechte Behandlung behält, und ich mochte nicht, daß man in Sekeletu's Land sage, ich hätte einen seiner Vornehmen wie einen Sclaven in Ketten gelegt. Ich versuchte es, ihn ans Land zu schaffen; aber er wollte nicht. Am Abend bekam er

einen neuen Anfall. Er wollte einen der Mannschaft mit dem Speere tödten und sprang dann über Bord. Wir sahen den Leichnam des armen Sekwebu nie wieder.

In Mauritius wurde ich von dem General-Major C. M. Hay auf das Gastfreundlichste aufgenommen; und er bat mich bei ihm zu bleiben, bis ich unter dem Einfluß eines guten Klimas und ruhigen englischen Comforts mich von den Folgen des afrikanischen Fiebers erholt hätte. Im November fuhr ich auf dem Rothen Meere; ich entging dem Schiffbruch durch die bewunderungswürdige Leitung des Capitain Powell, von der „Candia“, einem Schiffe der Peninsular and Oriental Steam Company, und am 12. December war ich wieder einmal in dem theuern Alt-England. Die Company zahlte mir das Ueberfahrtsgeld zurück.

Ich habe nicht die Hälfte von all dem Guten erwähnt, das mir zu Theil wurde; aber ich füge noch hinzu, daß Niemand mehr Grund hat zur größten Dankbarkeit gegen seine Mitmenschen und gegen Gott, als ich. Möge Gott gewähren, daß ich nur um so aufopfernder mich seinem Dienste weihe!

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

Anhang.

Breiten- und Längen-Positionen.

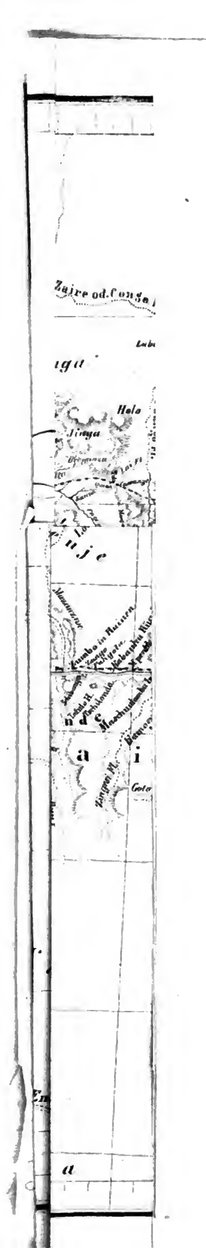
Positionen.	Südliche Breite.	Oestliche Länge.	Datum.	Bemerkungen.
	° ′ ″	° ′ ″		
Manakalongwe Paß	22 55 52	. . .	26. Januar 1853.	
Letlotsche	22 38 0	. . .	28. „ „	
Kanne	22 26 56	. . .	31. „ „	
Lotlokane, wo die ersten Palmyrapalmen vorkommen. Von hier geht der Weg nordnordwestlich nach Ntschokotsa, von da nordwestlich nach Kobe	21 27 47	. . .	11. 12. Febr. „	
Kobe	20 53 14	24 52 0	18. 19. Febr. „	
Kama Kama	19 52 31	. . .	2. März „	
Fiebersümpfe	19 15 53	24 55 0	11. 28. März „	
Zehn Meilen südlich vom Hügel N'gwa	18 38 0	24 26 0	14. April „	
N'gwa-Hügel	18 27 50	24 13 36	15. 16. April „	
N'gwa-Thal, eine halbe Meile nördlich von den Hügeln	18 27 20	24 13 36	17. April „	
Oestlich von und parallel mit der Wagenstation von 1851	18 20 0	. . .	17. April „	
Wagenstation am Tschobe, 3 Meilen südlich von Sekeletu's Stadt	18 20 0	23 50 0	. . . . .	
Sekeletu's Stadt	18 17 20	23 50 9	13. Juni „ 14. 17. Juli „	Siedpunkt des Wassers 205½°; Höhe 3521 Fuß.
Insel Mahonta. Der Tschobe fließt hier unter 17° 58″	17 58 0	(24 6)	26. April „	
Ufer des Flusses Sanschureh, eines Nebenflusses des Tschobe	18 4 27	24 6 20	26. April „	Bei einem bekannten Baobab-Baume 9′ südlich von der Insel Mahonta.
Seschekeʼs Stadt am Zambesi	17 31 38	25 13 0	31. August 1855.	
Sekhoſi's Stadt am Zambesi, etwa 25 Meilen westlich von Sescheke	17 29 13	. . .	26. 27. Juli 1853.	
Wasserfall von Nambwe	17 17 16	. . .	31. Juli „	

Vereinigung des Njoko und Zambesi	17 7 31	. . .	22. August 1855.	
Wasserfall von Bombwe	17 56 33	. . .	1. August 1853.	
Wasserfall von Kale	16 49 52	. . .	21. August 1855.	
Gonyefälle	16 38 50	23 55 0	2. August 1853. 19. August 1855.	
Nameta	16 12 9	. . .	17. August "	
Seori sa Mei, oder Wasserinsel	16 0 32	. . .	5. August 1853.	
Stadt auf der Insel Litose	15 55 0	. . .	6. August "	
Loyela, Südende dieser Insel, Stadt Mamotschisane's	15 27 30	. . .	9. August "	
Naliele oder Nariele, Hauptstadt der Barotse	15 24 17	23 5 54	10. 13. Aug. "	
Linangelo, alte Stadt Santuru's	15 18 40	. . .	19. August "	
Katongo	15 16 33	. . .	30. August "	
Vereigungspunkt des Naliele-Armes mit dem Hauptstrom	15 15 43	. . .	29. August "	
Quando-Dorf	15 6 8	. . .	28. August "	
Libonta's Stadt	14 59 0	. . .	21. August "	
Insel Tongane	14 38 6	. . .	23. August "	
Cowrie-Insel	14 20 5	. . .	24. August "	
Vereinigung des Loeti mit dem Hauptstrom (Leeambye, Zambesi)	14 18 57	. . .	August	Siedepunkt des Wassers 203°, 4741 Fuß.
Zusammenfluß des Leeba oder Bonta mit dem Leeambye	14 10 52	23 35 40	24. 25. Aug. "	
Kabompo unweit des Leeba	12 37 35	22 47 0	1. Januar 1854. 3. Juli 1855.	
Dorf, etwa 2' nordwestlich vom Leeba, nachdem wir Kabompo verlassen, die Peeri- oder Piri-Hügel, südsüdöstlich, etwa 6' entfernt	12 6 6	22 57 0	1. Februar 1854.	
Dorf des Soana Molopo, 3' vom Lokalueje-Fluß	11 49 22	22 42 0	7. Februar "	
Quendende's Dorf, etwa 2' südöstlich von der Furth des Lotembwa und etwa 9' von Katema's Stadt	11 41 17	. . .	11. Februar "	
Ufer des Lovoa	11 40 54	. . .	20. Juni 1855	
Der Lofuje mündet in den Leeba, Nyamoana's Dorf	12 52 35	22 49 0	7. Juli "	
Zusammenfluß des Makondo und des Leeba	13 23 12	. . .	13. Juli "	

Positionen.	Südliche Breite. °	′	″	Oestliche Länge. °	′	″	Datum.	Bemerkungen.
Katema's Stadt, 5′ südlich vom Dilolo-See, die Quelle des Lotembwa, eines der bedeutendsten Nebenflüsse des Leeba	11	35	49	22	27	0	{17. Februar 1854. 18. Juni 1855.	
Dilolo-See (Station, etwa eine halbe Meile südlich vom See)	11	32	1	.	.	.	13. Juni 1855.	Siedepunkt des Wassers 203°, 4741 Fuß.
Dorf an der Furth des Kasai, Kasye oder Loke, die Furth liegt 11° 17′ Breite	11	55	55	.	.	.	28. Februar 1854.	
Bango's Dorf, etwa 10′ westlich vom Loembwe	10	22	53	20	58	0	28. Mai 1855.	
Ufer des Tschihune	10	57	30	(20	53)		8. März 1854.	Länge zweifelhaft.
Jonga Panza's Dorf	10	25	0	20	15	0	20. März "	
Furth des Quango	9	50	0	(18	27	0)	5. April "	
Cassange, etwa 40—50 Meilen westlich vom Fluß Quango, in einem tiefen Thale	9	37	30	17	49	0	13. 17. April "	
Tala Mungongo, 2′ östlich von der folgenden Station	9	42	37	(17	27)		11. 14. Jan. "	Länge nicht beobachtet. Wasser siedet auf der Spitze bei 206°, 3151 Fuß hoch. Fuß des Abfalls 208°, 2097 Fuß. Fuß der östlichen Steigung 205°, 3680 Fuß. Spitze 202°, 5278 Fuß.
Ufer des Quize, nahe der Quelle, 2′ westlich von dem plötzlichen Abfall, welcher das Cassange-Thal bildet .	9	42	37	17	25	0	10. Januar 1855.	
Sanza am Flusse Quize (etwa 15 Ellen breit)	9	37	46	16	59	0	7. Januar "	
Pungo Andongo, am Flusse Coanza .	9	42	14	15	30	0	11. December 1854.	Auf der Spitze der Felsen siedet das Wasser bei 204°, 4210 Fuß.
Am Flusse Coanza, 2′ westlich von Pungo Andongo	9	47	2	.	.	.	22. December "	
Candumba, 15 Meilen östlich von Pungo Andongo. 300 Ellen nördlich vom								

und im Hause des Commandanten Pires, etwa eine halbe Meile nördlich vom Zusammenflusse aufgenommen	9	41	26	.	.	.	3. Januar „	Hier wendet sich der Coanza südlich.
Golungo Alto, unmittelbar zwischen Ambaca und Laoanda	9	8	30	14	51	0	27. Oktober 1854. 14. Mai „	
„Aguaes Doces" in Cassange, 10' westlich von Golungo Alto	9	15	2	.	.	.	6. 7. Oktober „	Am Zusammenfluß des Luinha und Luce.
Zusammenfluß des Luinha und Lucalla .	9	26	23	.	.	.	. . . . .	
Zusammenfluß des Lucalla und Coanza, Massangano Stadt und Fort . .	9	37	46	.	.	.	11. 12. Okt. „	Ein Berg in Cazengo, Zunga genannt, etwa 6' südsüdwestlich von den Aguaes doces, Nordost zum Ost vom Hause des Commandanten in Massangano.
Ambaca, Residenz des Distriktscommandanten	9	16	35	15	23	0	6. December „	
Kalai, nahe an den Mosioatunya-Fällen	17	51	54	25	41	0	18. Nov. 1855.	
Lekone-Bach	17	45	6	25	55	0	20. Nov. „	Wasser siedet bis 204½°, 3945 Fuß. Zwischen Lekone und Kalomo, Marimba 203¼°, 4608 Fuß.
Kalomo-Fluß	(17	3	0)	.	.	.	30. Nov. „	Breite und Länge zweifelhaft. Auf der Spitze des Höhenzugs siedet das Wasser bei 202°, 5278 Fuß.
Bach von Dela, Mozuma genannt . .	16	56	0	26	45	0	2. Dec. „	
Kise Kise Hügel	16	27	20	.	.	.	3. Dec. „	
Nakatschinto-Bach	16	11	24	.	.	.	11. Dec. „	Auf dem Abfall vom Höhenzug nach Osten siedet das Wasser bei 204°, 4210 Fuß.
Elephantengrab	(16	3	0)	(28	10)		14. Dec. „	Breite nicht beobachtet.
Kenia-Hügel, an ihrer Westseite der Bach Losito	(15	56	0)	(28	1)		16. Dec. „	Breite nicht beobachtet.
6' östlich von der Bolengwe-Schlucht, an den Ufern des Kafue	15	48	19	28	22	0	18. Dec. „	

Positionen.	Südliche Breite. ° ′ ″	Oestliche Länge. ° ′ ″	Datum.	Bemerkungen.
7′ oder 8′ nordöstlich oder ostnordöstlich vom Zusammenfluß des Kafue und Zambesi, am Bächlein Kambare .	(15 49 0)	(28 34)	29. December 1855.	Breite nicht beobachtet; Siedepunkt 205½°, 3415 Fuß. Spitze der Semalembue-Hügel, Siedepunkt 204½°, 4078 Fuß, Am Fuße derselben Siedepunkt 205¾°, 3288 Fuß.
Zusammenfluß des Kafue und Zambesi .	15 53 0	. . .		
Ufer des Zambesi, 8′ oder 10′ unterhalb der Vereinigung	15 50 49	. . .	30. December „	Siedepunkt 209°, 1571 Fuß.
Dorf der Ma Mburuma, ungefähr 10 Meilen von Zumbo	15 36 57	30 22 0	12. Januar 1856.	
Station Zumbo, Ruinen einer Kirche am rechten Ufer des Loangwa, etwa 300 Ellen vom Zusammenfluß mit dem Zambesi	15 37 22	30 22 0	13. Januar „	Siedepunkt 209¼°, 1440 Fuß.
Tschilonda's Dorf, eine Viertelmeile nördlich vom Zambesi, am Kabanka-Berge	15 38 34	30 52 0	20. Januar „	
Dem Pinkwe-Hügel gegenüber . . .	15 39 11	(32 5)	7. Februar „	Länge zweifelhaft.
Moschua-Bach	15 45 33	32 22 0	9. Februar „	
Tangwe-Bach, oder Sand-Fluß, ¼ Meile breit	16 13 38	39 29 0	20. Februar „	
Station Tete oder Nyungwe, Haus des Commandanten	16 9 3	33 28 0	2. 17. März „	
Heiße Quelle Makorozi, etwa 10 Meilen flußaufwärts	15 59 53	. . .	13. März „	
Unterhalb Tete, Insel Mozambique, am Zambesi	16 34 46	32 51 0	23. April „	
Insel Nkuesa	17 1 6	. . .	25. April „	
Senna, 300 Ellen südwestl. vom Schlamm-Fort am Ufer des Flusses . . .	17 27 1	34 57 0	27. April „ 8. 9. Mai „	
Insel Schupanga	17 51 38	. . .	22. Mai „	
Kleine Insel in der Mitte des Zambesi, 6—8 Meilen unterhalb Schupanga	17 59 21	. . .	13. Mai „	
Mazaro oder Mutu, wo der Kilimane sich vom Zambesi abzweigt . . .	18 3 37	35 57 0	14. Mai „	
Dorf Kilimane, im Hause des Oberst				



Zaire od. Congo
Helo
Jinga